Mp. 448 (5

<36604272270017
<36604272270017
Bayer. Staatsbibliothek

Voltair's

ſämtliche

Schriften.

Fünfter Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wc 44 / 2504

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt der Kapitel.

Seite

Erſtes Kapitel. Von Arabien und dem Muhamed. 1 ; 31.
Zweites Kapitel. Vom Koran und dem Geſez der Muſulmanen. Unterſuchung, ob Muhammed's Religion neu war und ob ſie die andern verfolgt hat. 32 ; 48.
Drittes Kapitel. Von Italien und der Kirche vor Karl dem Groſſen. Wie das Chriſtenthum emporgekommen iſt. Ob es ſo viele Verfolgungen erlitten hat, als man vorgiebt. 48 ; 67.
Viertes Kapitel. Daß die falſchen Legenden der erſten Chriſten der Ausbreitung der Chriſtlichen Religion nicht geſchadet haben. 67 ; 80.
Fünftes Kapitel. Verfolg der Einführung des Chriſtenthums. Wie Konſtantin daſſelbe zur herrſchenden Religion gemacht hat. Verfall des alten Roms. 80 ; 90.
Sechſtes Kapitel. Urſachen vom Verfall des Römiſchen Reichs. 91 ; 99.

Seite
Siebentes Kapitel. Folge von dem Verfalle des Römiſchen Reichs. 99 : 106.
Achtes Kapitel. Urſprung der Macht der Päbſte. Beiläufige Eröterung von der Salbung der Könige. Brief des heiligen Peter's an Pipin, Stathalter von Frankreich, der König geworden war. Angebliche Schenkungen an den heiligen Stuhl. 106 : 122.
Neuntes Kapitel. Zuſtand der Morgenländiſchen Kirche vor Karl'n dem Groſſen. Streit wegen des Bilderdienſtes. Anfang der Revolution zu Rom. 122 : 131.
Zehntes Kapitel. Von Karl'n dem Groſſen. Sein Ehrgeiz und ſeine Staatsklugheit. Er beraubt ſeine Neffen ihrer Staaten. Unterdrükkung und Bekehrung der Sachſen u. ſ. w. 131 : 141.
Elftes Kapitel. Karl der Groſſe Abendländiſcher Kaiſer. 141 : 155.
Zwölftes Kapitel. Sitten, Regierungsart und Gebräuche um die Zeiten Karl's des Groſſen. 155 : 164.
Dreizehntes Kapitel. Folge der Gebräuche zu Karl's des Groſſen Zeiten, und nach ihm. Ob er deſpotiſch und das Königreich erblich war. 164 : 169.
Vierzehntes Kapitel. Verfolg der Gewohnheiten zu Karl's des Groſſen Zeiten. Handlung, Finanzen, Wiſſenſchaften. 169 : 181.

Seite
Funfzehntes Kapitel. Von der Religion zur Zeit Karl's des Groſſen. 182 ꞉ 198.
Sechzehntes Kapitel. Verfolg der Religionsgebräuche zu den Zeiten Karl's des Groſſen. 198 ꞉ 210.
Siebzehntes Kapitel. Verfolg der Gebräuche zu Karl's des Groſſen Zeiten. Von der Gerechtigkeit und den Geſezen. Sonderbare Gewohnheiten. Unſchuldsproben. 210 ꞉ 219.
Achtzehntes Kapitel. Ludwig der Schwache, oder der Gutmütige, wird von ſeinen Kindern und von den Prälaten abgeſezt. 219 ꞉ 233.
Neunzehntes Kapitel. Europa's Zuſtand nach dem Tode Ludwig's des Gutmütigen. Teutſchland wird auf immer von dem Fränkiſchen oder Franzöſiſchen Reiche getrennt. 233 ꞉ 247.
Zwanzigſtes Kapitel. Von den Normännern um die Zeit des neunten Jahrhunderts. 247 ꞉ 259.
Einundzwanzigſtes Kapitel. Von England um das neunte Jahrhundert. Alfred der Groſſe. 259 ꞉ 265.
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Von Spanien und den Mauriſchen Muſulmanen im achten und neunten Jahrhunderte. 265 ꞉ 278.
Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Macht der Muſulmanen in Aſien und Europa

Seite
im achten und neunten Jahrhunderte. Italien wird von ihnen angegriffen. Grosmütiges Betragen des Pabſtes Leo des IV. 279 ⸗ 284.
Vierundzwanzigſtes Kapitel. Vom Konſtantinopolitſchen Kaiſerthum im achten und neunten Jahrhunderte. 284 ⸗ 295.
Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Von Italien, den Päbſten, der Eheſcheidung des Königs Lothar von Lothringen, und andern Angelegenheiten der Kirche im achten und neunten Jahrhunderte. 295 ⸗ 304.
Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Von Photius, und der Kirchenſpaltung im Oriente und Occidente. 304 ⸗ 318.
Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Zuſtand des Abendländiſchen Kaiſerthums um das Ende des neunten Jahrhunderts. 318 ⸗ 322.
Achtundzwanzigſtes Kapitel. Von den Lehnsgütern und dem Teutſchen Reich. 322 ⸗ 327.
Neunundzwanzigſtes Kapitel. Von Otto dem Groſſen im zehnten Jahrhunderte. 327 ⸗ 331.
Dreiſſigſtes Kapitel. Von der Päbſtlichen Würde im zehnten Jahrhunderte, ehe Otto der Groſſe ſich zum Herrn von Rom machte. 331 ⸗ 339.

Seite

Einunddreiſſigſtes Kapitel. Verfolg von Otto's Regierung und von dem Zuſtande Italien's. 339 ; 347.

Zweiunddreiſſigſtes Kapitel. Von den Kaiſern Otto dem II. und dem III. und von Rom. 347 ; 356.

Dreiunddreiſſigſtes Kapitel. Von Frankreich um die Zeit Hugo Kaper's. 357 ; 366.

Vierunddreiſſigſtes Kapitel. Frankreich's Zuſtand im zehnten und elften Jahrhunderte. Erkommunikation des Königs Robert. 367 ; 376.

Fünfunddreiſſigſtes Kapitel. Eroberung von Neapel und Sicilien durch Normanniſche Edelleute. 376 ; 391.

Sechsunddreiſſigſtes Kapitel. Von Sicilien insbeſondre und von dem Rechte, Legate auf dieſe Inſel zu ſchikken. 391 ; 399.

Siebenunddreiſſigſtes Kapitel. England's Eroberung durch den Herzog Wilhelm aus der Normandie. 399 ; 412.

Achtunddreiſſigſtes Kapitel. Von Europa's Znſtande im zehnten und elften Jahrhunderte. 412 ; 420.

Neununddreiſſigſtes Kapitel. Von Spanien und den Muhammedanern dieſes Königreichs, bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts. 421 ; 433.

Seite

Vierzigſtes Kapitel. Von der Religion und dem Aberglauben im zehnten und elften Jahrhunderte. 433 = 453.

Einundvierzigſtes Kapitel. Vom Teutſchen Reich, von Italien, vom Kaiſer Heinrich dem IV. und von Gregor dem VII. Von Rom und dem Reich im elften Jahrhunderte. Von der Schenkung der Gräfin Mathilde. Von dem unglüklichen Ende Kaiſer Heinrich's des IV. und des Pabſtes Gregor des VII. 454 = 481.

Zweiundvierzigſtes Kapitel. Von Kaiſer Heinrich dem V. Von Rom bis auf Friedrich den I. 481 = 490.

Dreiundvierzigſtes Kapitel. Von Friedrich dem Rotbart. Krönungsceremonie der Kaiſer und Päbſte. Folge der Italieniſchen Freiheit gegen die Teutſche Macht. Herrliches Betragen des Pabſtes Alexander's des III., der durch Staatsklugheit den Kaiſer überwand, und ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts wird. 490 = 504.

Vierundvierzigſtes Kapitel. Vom Kaiſer Heinrich dem VI. und von Rom. 504 = 510.

Fünfundvierzigſtes Kapitel. Zuſtand von Frankreich und England im zwölften Jahrhunderte bis zur Regierung Ludwig's des Heiligen, Jo=

hann's ohne Land, und Heinrich's des III. groſſe Verändrung in der öf⸗fentlichen Staatsverwaltung in Eng⸗land und Frankreich. Des Erzbiſchofs Thomas Becket's von Kanterbury Er⸗mordung. England wird ein Domä⸗nenſtük von Rom. Der Pabſt Inno⸗cenz der III. täuſcht die Könige von Frankreich und England. 511 ⸗ 538.

Sechsundvierzigſtes Kapitel. Von Otto dem IV. und Philipp Auguſt im dreizehnten Jahrhunderte. Schlacht bei Bouvines. Von England und Frankreich bis zum Tode Ludwig's des VIII., Vaters Ludwig's des Heiligen. Sonderbare Gewalt des Römiſchen Hofes. Noch ſonderbarere Buſſe Ludwig's des VIII. 538 ⸗ 552.

Siebenundvierzigſtes Kapitel. Von dem Kaiſer Friedrich dem II.; von ſeinen Streitigkeiten mit den Päbſten, und von dem Teutſchen Reiche. Von den Beſchwerden gegen Friedrich den II. Von dem Buche *de tribus impoſtoribus*. Von der Generalkirchen⸗verſammlung zu Lyon. 553 ⸗ 572.

Berichtigungen.

Seite 31 Zeile 13 ſtatt Reine lies Reiner.
— 62 — die lezte ſt. in l. ein.
— 100 — 8 von unten ſt. Silver l. Silveſter.
— 142 — 2 ſt. und auf welche l. auf welche.
— 151 — die lezte ſt. andten l. ſandten.
— 206 — die lezte ſt. vertaufte l. verkaufte.
— 211 — 8 von unten ſt. Geſeze l. Verbrechen.
— 218 — 6 von unten ſt. richten l. richteten.
— 219 — 5 ſt. Eine l. Einer.
— 282 — 5 ſt. demje: l. denenjenigen.
— 283 — 3 ſt. welcher l. welche.
— — — 7 ſt. einer l. eine.
— 309 — 2 von unten ſt. Herr l. Herr.
— 313 — 8 von unten ſt. Avulien l. Apulien.
— 317 — 6 ſt. ſchienen l. ſcheinen.
— 318 — die lezte ſt. dem l. den.
— 321 — 2 von unten ſt. Krieger l. Kriege.
— 398 — 1 ſt. dieſen l. dieſe.
— 408 — 4 von unten ſt. Jrrland l. Jreland.
— 424 — 8 von unten ſt. die l. den.
— 429 — 2 ſt. hat l. hatte.
— 432 — 2 ſt welche l. welcher.
— 435 — 14 ſt. und ſo l. und die ſo.
— 470 — 9 ſt. der l. den.
— 474 — 1 ſt. heut l. was heut.
— 476 — 17 ſt. ner l. her.
— 481 — 2 von unten ſt. Paskal l. Paſchal. und ſo immer, wenn dieſer Name vorkömmt.
— 510 — 2 von unten ſt. zu richten l. richten.
— 514 — 13. ſt. Staatsrats l. Staatsrechts.

Verſuch
einer
Schilderung der Sitten
und des
Geiſtes der Nationen
wobei die
Hauptthatſachen in der Geſchichte von Karl dem Groſſen an bis zu Ludwig XIII. aufgeſtellt werden.

Zweiter Theil.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

Von Arabien und dem Muhammed.

Unter allen Geſezgebern und Erobrern iſt kein einziger, deſſen Leben mit gröſſrer Glaubwürdigkeit und Genauigkeit von ſeinen eignen Zeitgenoſſen iſt beſchrieben worden, als Muhammed. Nimmt man aus dieſer Lebensbeſchreibung die Wunder weg, in welche dieſer Theil der Welt von jeher thöricht verliebt war, ſo iſt alles Uebrige von anerkannter Wahrheit. Er ward im Monat April des Jahrs 579 unſerer gemeinen Zeitrechnung geboren. Sein Vater hies Abdallah, ſeine Mutter Emina. Es iſt ausgemacht, daß ſeine Familie eine der angeſehenſten aus dem vornemſten Stamme, dem Stamme der Koraſſiten, war. Der Stammbaum aber, nach welchem er in grader Linie von Abraham ab-

ſtammte, iſt eine Erfindung der ſo natürlichen Begierde, andern Menſchen prahlende Nachrichten aufzuheften.

Die Sitten und der Aberglaube der älteſten Zeiten, welche uns bekannt ſind, hatten ſich in Arabien erhalten. Das ſieht man aus dem Gelübde, welches ſein Grosvater Abdallah Mutaleb that, eins ſeiner Kinder zu opfern. Eine Prieſterin aus Mekka befal ihm, dieſen Sohn mit einigen Kameelen los zu kaufen, welche der Arabiſche Uebertreibungsgeiſt bis auf hundert ſteigen läſſt. Dieſe Prieſterin war zum Dienſt eines Sternes eingeweiht, welcher der Sirius geweſen ſein ſoll; denn jeder Stamm hatte ſeinen Stern, oder Planeten. *) Auch Genien und Mittelgötter genoſſen ihre Verehrung; aber es ward doch ein oberſter Gott anerkannt, und über dieſen Punkt ſind beinahe alle Völker einig geweſen.

Abdallah Mutaleb ſoll hundert und zehn Jahr gelebt haben. Sein Enkel Muhammed that, ſeit ſeinem vierzehnten Jahre, Dienſte in einem Kriege auf den Gränzen von

*) S. den Koran und die von dem gelehrten und ſcharfſinnigen Sale, welcher fünfundzwanzig Jahre in Arabien gewohnt hatte, geſchriebne Vorrede.

Syrien. Als er verarmt war, brachte ihn einer ſeiner Oheime zu einer Wittwe, Namens Cadiſhe, die in Syrien einen beträchtlichen Handel trieb, als Buchhalter. Er war damals fünfundzwanzig Jahr alt. Die Wittwe heuratete bald ihren Buchhalter, und der Oheim, der dieſe Heurat geſtiftet hatte, gab ſeinem Neffen eine Unze Goldes. Das ganze Erbtheil deſſen, der dem gröſſten und ſchönſten Theile der Welt eine andre Geſtalt geben ſollte, beſtand alſo in etwa dreihundert Thalern unſrer Münze.

Er lebte mit ſeinem erſten Weibe Cadiſhe ganz in der Stille, bis er vierzig Jahr alt war. In dieſem Alter zeigte er erſt die Talente, welche ihm über ſeine Landsleute ſo ſehr erhuben. Er beſas eine lebhafte und ſtarke Beredſamkeit, ohne Kunſt und Regeln, ſo wie ſie bei Arabern erforderlich war; bei einem herriſchen und einſchmeichelnden Anſehen, einen eindringenden Blik und eine glükliche Geſichtsbildung, die Unerſchrokkenheit und Freigebigkeit eines Alexander's, und zugleich die Mäſſigkeit, welche Alexander'n fehlte, um in allen Stükken gros zu ſein.

Der Genus der Liebe, den ſein hiziges Temperament ihm notwendig machte, und weshalb

er ſo viel Weiber und Beiſchläferinnen hatte, ſchwächte weder ſeinen Mut, noch ſeinen Fleis, noch ſeine Geſundheit. Dies bezeugen ſeine Zeitgenoſſen, und ſeine Handlungen rechtfertigen dieſe Schilderung.

Nachdem er den Karakter ſeiner Mitbürger, ihre Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit und ihren Hang zur Schwärmerei recht kennen gelernt hatte, ſahe er, daß er ſich zum Propheten aufwerfen könnte. Er nam ſich vor, in ſeinem Vaterlande den Sabäismus, der in Vermiſchung der Verehrung Gottes und der Geſtirne beſteht, das Judenthum, welches alle Nationen einmütig verabſcheuen, und welches damals in Arabien ſehr um ſich grif, und endlich auch das Chriſtenthum abzuſchaffen, welches ihm blos aus dem Misbrauch bekannt war, deſſen ſich verſchiedne um ſein Vaterland her zerſtreute Sekten ſchuldig machten. Er wollte den einfachen Gottesdienſt des Abraham, oder Ibrahim, wieder herſtellen, von welchem er abzuſtammen glaubte, und die Menſchen zu dem Glauben an einen einigen Gott zurük bringen; denn, ſeiner Meinung nach, war dieſe Lehre in allen Religionen verunſtaltet. So erklärt er ſich ausdrüklich in der dritten Sura (Kapitel) ſeines

Koran's: Gott hat Kenntnis; Ihr habt keine. Abraham war weder Jude, noch Chriſt, ſondern hatte die wahre Religion. Sein Herz war in den Willen Gottes dahingegeben; er gehörte nicht zu den Gözendienern.

Es iſt glaublich, daß Muhammed, wie alle Schwärmer, ſeine Ideen, welche auf ihn einen lebhaften Eindruk gemacht hatten, anfänglich aus eigner Ueberzeugung bekannt machte, ſie durch Grübeleien beſtärkte, ſich ſelbſt betrog, indem er andre täuſchte, und endlich durch notwendig gewordne Betrügereien eine Lehre unterſtüzte, welche er für richtig hielt. Er fing damit an, ſich in ſeinem Hauſe Glauben zu verſchaffen, welches wahrſcheinlich das Schwierigſte war. Seine Frau und ſein Eidam, der junge Aly, waren ſeine erſten Schüler. Seine Mitbürger lehnten ſich gegen ihn auf; das konnt' er wohl vermuten. Seine Antwort auf die Drohungen der Koraſſiten bezeichnet zugleich ſeinen Karakter und die bei ſeiner Nation gewöhnliche Art ſich auszudrükken. Wenn Ihr auch zu mir kämt, und hättet die Sonne zur Rechten und den Mond zur Lin-

ken, ſo würde ich nicht aus meiner Bahn weichen.

Er hatte nur erſt ſechzehn Schüler, vier Frauenzimmer mit eingerechnet, als er ſich genötigt ſah, dieſelben aus Mekka, wo ſie verfolgt wurden, zu entlaſſen, und ſie nach Aethiopien zu ſchikken, um dort ſeine Religion zu predigen. Er für ſeine Perſon wagte es, in Mekka zu bleiben, wo er ſeinen Feinden Troz bot, und ſich neue Anhänger erwarb, die er, hundert an der Zal, gleichfalls nach Aethiopien ſandte. Was ſeiner aufkeimenden Religion die meiſte Feſtigkeit gab, war die Bekehrung des Omar, der ihn ſo lange verfolgt hatte. Omar, der in der Folge ein ſo groſſer Erobrer ward, rief in einer zalreichen Geſellſchaft aus: Ich bekenne, daß nur ein einiger Gott iſt, der weder Geſellſchafter noch Theilnemer hat, und daß Muhammed ſein Diener und Prophet iſt.

Noch waren ſeine Feinde zalreicher und mächtiger, als ſeine Anhänger. Seine Schüler verbreiteten ſich in Medina, und machten ſich daſelbſt einen beträchtlichen Anhang. Muhammed, der in Mekka verfolgt und zum Tode verurtheilt ward, entfloh nach Medina. Dieſe

Flucht, Hidſchrah genannt, ward die Epoke ſei-nes Ruhms und der Gründung ſeines Reichs. Aus einem Flüchtling ward er ein Erobrer. Wär' er nicht verfolgt worden, ſo wäre ſein Anſchlag vielleicht nicht gelungen. In Medina, wohin er geflüchtet war, überredete er das Volk und machte es ſich unterwürfig. Er ſchlug bald anfangs mit hundertunddreizehn Mann die Einwohner von Mekka, welche, tauſend Köpfe ſtark, ihn überfallen wollten. Dieſer Sieg, der in den Augen ſeiner Anhänger für ein Wunder galt, überredete ſie, daß Gott für ſie ſtritte, wie ſie für ihn. Gleich nach dem erſten Siege machten ſie ſich Hofnung, die Welt zu erobern. Muhammed nam Mekka weg, ſah ſeine Verfolger zu ſeinen Füſſen, und eroberte in neun Jahren, durch Wort und Waffen, ganz Arabien, ein Land, das ſo gros war, als Perſien, und das weder die Perſer noch die Römer hatten erobern können. Er befand ſich an der Spize von vierzigtauſend Mann, welche alle von ſeinem Enthuſiasmus berauſcht waren. Bei dem erſten Glük ſeiner Waffen hatte er an den König von Perſien Cosroes den II, an den Kaiſer Heraklius, an den Fürſten der Kopten, welcher Stathalter von Aegypten war, an den

König der Abiſſinier, und an einen König, Namens Mondar, geſchrieben, welcher in einer Provinz an dem Perſiſchen Meerbuſen regierte.

Er war dreiſt genug, ihnen die Annemung ſeiner Religion vorzuſchlagen, und, ſonderbar genug! zwei von dieſen Fürſten wurden wirklich Muhammedaner, nemlich Mondar, und der König von Abiſſinien. Coſroes zerris voll Unmut das Schreiben Muhammed's. Heraklius ſchikte Geſchenke ſtatt der Antwort. Der Fürſt der Kopten ſandte ihm ein Mädchen, welches für ein Meiſterſtük der Natur gehalten ward, und die ſchöne Marie hies.

Nach Verlauf von neun Jahren hielt Muhammed ſich für ſtark genug, ſeine Eroberungen und ſeine Religion bis zu den Griechen und Perſern auszubreiten. Er grif zuerſt das dem Heraklius unterworfne Syrien an, und nam einige Städte weg. Dieſer Kaiſer, welcher an metaphyſiſchen Religionsſtreitigkeiten Vergnügen fand, und ſich zu der Partei der Monotheliten geſchlagen hatte, muſſte ſich in kurzer Zeit zwei ſehr ſonderbare Vorſchläge thun laſſen, den einen von Coſroes dem II., der ſchon ſeit langer Zeit ſein Sieger war, und den andern von Muhammed. Coſroes verlang-

te, daß Heraklius die Religion der Magier annemen, und Muhammed, daß er ein Muſelman werden ſollte.

Der neue Prophet lies denenjenigen, welche er unter das Joch zu bringen gedachte, die Wahl, ob ſie ſich zu ſeiner Sekte bekennen, oder Tribut geben wollten. Dieſer Tribut war, durch den Koran, auf dreizehn Drachmen in Silber jährlich für jedes Haupt einer Familie feſtgeſezt. Eine ſo mäſſige Taxe beweiſt, daß die von ihm bezwungnen Völker arm waren. Der Tribut iſt ſeitdem erhöht worden. Von allen Geſezgebern, welche Religionen geſtiftet haben, iſt er der einzige, welcher ſeine Religion durch Erobrungen ausgebreitet hat. Andre Völker haben ihren Gottesdienſt bei fremden Nationen mit Feuer und Schwert eingeführt, aber noch kein Stifter einer neuen Sekte war zugleich Erobrer geweſen. Dieſer ausſchlieſſende Vorzug iſt in den Augen der Muſelmanen der ſtärkſte Beweis, daß es die Gottheit ſelbſt ſich angelegen ſein lies, ihren Propheten zu unterſtüzen.

Endlich ward Muhammed, der nun Beſizer von Arabien und allen ſeinen Nachbarn furchtbar war, in einem Alter von dreiundſech-

zig und einem halben Jahre zu Medina von ei⸗
ner tödlichen Krankheit überfallen. Er wollte,
daß ſeine lezten Augenblikke eines Helden und
Gerechten würdig ſein ſollten, und rief aus:
Wem ich Gewalt und Unrecht gethan
habe, der trete auf; ich bin bereit, ihm
Vergütung widerfahren zu laſſen.
Ein einziger Mann trat auf, und foderte von
ihm etwas Geld zurük. Muhammed lies es
ihm geben, und ſtarb bald nachher als ein groſ⸗
ſer Mann, ſelbſt von denen verehrt, welche wuſſ⸗
ten, daß er ein Betrüger war, und von allen
übrigen als ein groſſer Prophet hochgeſchäzt.

Muhammed war zuverläſſig nicht unwiſ⸗
ſend, wie einige vorgegeben haben. Er mus
ſogar für ſeine Zeit und Nation ſehr gelehrt ge⸗
weſen ſein, weil er einige mediziniſche Aufſäze
hinterlaſſen, und den Kalender der Araber, wie
Cäſar den Römiſchen, verbeſſert hat. Er legt
ſich zwar den Titel eines ungelehrten Prophe⸗
ten bei; aber man kann gut zu ſchreiben ver⸗
ſtehn, ohne ſich den Namen eines Gelehrten
anzumaaſſen. Er war ein Dichter; der gröſſte
Theil der lezten Verſe ſeiner Kapitel beſteht in
Reimen, das übrige iſt abgemeſſne Proſe. Die
Poeſie trug nicht wenig dazu bei, ſeinem Koran

Anſehn zu verſchaffen. Die Araber hielten viel auf die Dichtkunſt, und wenn in einem Stamme ein guter Dichter war, ſo ſchikten die andren Stämme eine Glükwünſchungsgeſandſchaft an den Stamm, welcher einen Schriftſteller hervorgebracht hatte, den man als ein inſpirirtes und nüzliches Mitglied betrachtete.

Die beſten Gedichte wurden in dem Tempel zu Mekka angeſchlagen. Als man daſelbſt das zweite Kapitel des Muhammed anſchlug, welches ſo anfängt: Dies iſt unſtreitig die Weisheit der Gerechten, derjenigen, die an die Geheimniſſe glauben, die zu gehöriger Zeit beten, und mit Grosmut freigebig ſind, u. ſ. w. ſo zerris der erſte Dichter von Mekka, Namens Abid ſeine eigne in dem Tempel angeſchlagne Verſe, bewunderte den Muhammed, und unterwarf ſich ſeinen Geſezen. Dieſe Sitten, Gebräuche und Handlungen weichen ſo ſehr von allem ab, was unter uns vorgeht, daß wir daraus durchaus lernen müſſen, wie ſehr ſich alles in der Welt verändert hat, und wie ſehr wir, gegen unſre Gewohnheit, alles nach unſern Sitten zu beurtheilen, auf der Hut ſein müſſen.

Das Leben Muhammed's ward von ſeinen Arabiſchen Zeitgenoſſen äuſſerſt genau und umſtändlich beſchrieben. Alles in dieſer Beſchreibung athmet die barbariſche Einfalt jener Zeit, welche wir die Heldenzeit zu nennen pflegen. Sein Ehekontrakt mit ſeiner erſten Frau Cadishe fängt mit den Worten an: Weil Cadishe in den Muhammed, und Muhammed gleichfalls in die Cadishe verliebt iſt. Man ſieht aus jener Lebensbeſchreibung, was für Mahlzeiten ſeine Weiber ihm zurichteten; man lernt die Namen ſeiner Schwerter und ſeiner Pferde kennen. Beſonders bemerkt man bei ſeinem Volke Sitten, welche den Sitten der alten Hebräer ähnlich ſind, (ich ſpreche hier blos von Sitten,) den nemlichen Antrieb, im Namen der Gottheit in den Streit zu ziehn, den nemlichen Durſt nach Beute, und die nemliche Theilung des Raubes, und was dem anhängig iſt.

Wenn man aber hierbei blos auf menſchliche Dinge Rükſicht nimmt, und die Gerichte Gottes und ſeine verborgne Wege bei Seite ſezt, ſo entſteht die Frage, warum Muhammed und ſeine Anhänger, da ihre Eroberungen grade denſelben Anfang namen, wie die Eroberungen

der Juden, ſo groſſe Dinge ausführten, und die Thaten der Juden ſo geringfügig waren? Sollte dies nicht daher rühren, weil die Muſulmanen ſich auf das ſorgfältigſte bemühten, den Ueberwundnen, bald mit Gewalt, bald durch Ueberredung, ihre Religion aufzudringen, da die Hebräer im Gegentheil nicht leicht die Fremden zu ihrem Gottesdienſte geſellten? Die Arabiſchen Muſulmanen namen die andern Nationen zu Mitgliedern der ihrigen auf; die Hebräer hingegen hielten ſich immer von denſelben getrennt. Endlich ſcheint es auch, daß den Arabern ein mutiger Enthuſiasmus, eine grosmütigere und dreiſtere Staatsklugheit eigen war. Das Hebräiſche Volk verabſcheute die andern Nationen, und fürchtete immer unterjocht zu werden; das Arabiſche Volk hingegen wollte alles an ſich ziehn, und glaubte zum Herrſchen geboren zu ſein.

Wenn dieſe Iſmaeliten den Juden von Seiten der Schwärmerei und der Plünderungsſucht glichen, ſo waren ſie denſelben doch an Tapferkeit, Seelengröſſe und Grosmut ungemein überlegen. Ihre Geſchichte von Muhammed, ſei ſie wahr oder fabelhaft, iſt voll von Beiſpielen edler Freundſchaft, wie

ſie Griechenland in den Fabeln von Pyla=
des und Oreſt, von Theſeus und Pyri=
thous ſchilderte. Die Geſchichte der Barme=
ciden iſt eine Reihe von unerhört grosmütigen
Handlungen, welche das Herz erheben. Dieſe
Züge machen die Denkungsart einer Nation
kenntlich. In allen Jahrbüchern des Hebräi=
ſchen Volks hingegen findet man nicht eine ein=
zige grosmütige Handlung. Gaſtfreiheit, Frei=
gebigkeit und Gütigkeit ſind ihnen gänzlich un=
bekannt. Ihre höchſte Glükſeligkeit beſteht dar=
in, mit den Fremden Wucher zu treiben; und
dieſer Wuchergeiſt, dieſe Grundlage jeder Nie=
derträchtigkeit, iſt ſo tief mit ihrem Weſen ver=
webt, daß er den beſtändigen Stof zu den Fi=
guren hergiebt, deren ſie ſich in der ihnen eig=
nen Art von Beredſamkeit bedienen. Ihr gröſſ=
ter Ruhm beſteht darin, die Flekken und Dör=
fer, deren ſie ſich bemächtigen können, mit Feuer
und Schwert zu verheeren. Sie erwürgen die
Greiſe und die Kinder; ſie verſchonen nichts, als
die mannbaren Mädchen; wenn ſie Sklaven
ſind, ermorden ſie ihre Herren, und kennen kei=
ne Verzeihung, wenn ſie ſiegen: kurz, ſie ſind
die Feinde des menſchlichen Geſchlechts. Nie
fand man bei dieſer grauſamen Nation die ge=

ringſte Politur, keine Wiſſenſchaft, keine zu irgend einem hohen Grade gebrachte Kunſt.

Die Araber hingegen werden gleich im zweiten Jahrhundert der Muhammedaniſchen Zeitrechnung, oder der Hidſchrah, ungeachtet ihres Geſezes, welches den Künſten zuwider zu ſein ſcheint, die Lehrmeiſter von Europa in Künſten und Wiſſenſchaften.

Muhammed's lezter Wille ward nicht vollzogen. Er hatte ſeinen Eidam Aly, den Gemal der Fatime, zum Erben ſeines Reichs eingeſezt. Aber der Ehrgeiz, der ſtärker iſt, als die Schwärmerei ſelbſt, vermochte die Häupter ſeines Heers, den alten Abubekker, ſeinen Schwiegervater, zum Kalifen, das heiſſt, zum Stathalter des Propheten, zu ernennen, in der Hofnung, die Erbſchaft bald unter ſich ſelbſt theilen zu können. Aly blieb in Arabien und wartete auf die Gelegenheit, ſich hervorzuthun.

Dieſe Abſondrung war der erſte Saamen der groſſen Trennung, welche heut zu Tage die Anhänger des Omar und des Aly, die Sunniten und Schiahs, die Türken und die heutigen Perſer, von einander ſcheidet.

Abubekker ſammelte gleich die zerſtreuten Blätter des Koran's in ein Ganzes. Man verlas,

in Gegenwart aller Häupter, die Kapitel dieſes Buchs, welche theils auf Palmblätter, theils auf Pergament geſchrieben waren, und ſezte ſo das unveränderliche Anſehn deſſelben feſt. Die abergläubiſche Achtung für dieſes Buch ging ſo weit, daß man glaubte, die Urſchrift deſſelben wäre im Himmel geſchrieben. Es war nur noch die Frage, ob es von Ewigkeit her, oder zu den Zeiten Muhammed's ſei geſchrieben werden. Die eifrigſten unter den Gläubigen waren für die Ewigkeit.

Abubekker führte ſeine Muſulmanen bald nach Paläſtina, und ſchlug daſelbſt den Bruder des Heraklius. Er ſtarb kurz darauf in dem Rufe des grosmütigſten Mannes, weil er von aller Beute, die man theilte, niemals mehr, als etwa einen Gulden nach unſerer Münze, täglich für ſich genommen, und dadurch bewieſen hatte, wie gut ſich die Verachtung des kleinen Eigennuzes mit der aus groſſem Intereſſe entſpringenden Ehrbegierde verträgt.

Bei den Osmanen gilt Abubekker für einen groſſen Mann, und rechtgläubigen Muſulman. Er iſt einer der Heiligen des Koran's. Die Araber führen ſein in folgenden Worten abgefaſſtes Teſtament an: Im Namen des all-

barm-

barmherzigen Gottes, dies iſt das Teſtament des Abubekker, welches er machte, als er aus dieſer Welt in die andre übergehen wollte, zu einer Zeit alſo, da die Ungläubigen glauben, die Ruchloſen aufhören, zu zweifeln, und die Lügner die Wahrheit ſprechen. Dieſer Anfang ſcheint von einem Manne herzurühren, der völlige Ueberzeugung hatte. Indeſſen hatte doch dieſer Abubekker als Muhammed's Schwiegervater, dieſen Propheten nahe genug beobachten können. Er iſt alſo ſelbſt entweder von dem Propheten betrogen worden, oder er hatte Mitwiſſenſchaft von einem ſo wichtigen Betruge, den er für notwendig hielt. Sein Poſten foderte es von ihm, daß er die Menſchen während ſeines Lebens, und auch bei ſeinem Tode, täuſchte.

Omar, der nach ihm gewählt ward, war einer der ſchnellſten Erobrer, die je die Erde verwüſtet haben. Er eroberte zuerſt Damasko, einen Ort, der wegen der Fruchtbarkeit ſeines Bodens, wegen der herrlichſten Stahlarbeiten, und wegen ſeiner Seidenzeuge berühmt war, die noch ſeinen Namen tragen. Aus Syrien und Phönicien vertrieb er die Griechen, die man

die Römiſchen nannte. Nach einer langen Belagrung nimmt er auf Kapitulation die Stadt Jeruſalem ein, die immer von Fremden erobert worden war, welche ſchleunig aufeinander folgten, ſeitdem David dieſelbe ihren alten Einwohnern weggenommen hatte. Was hierbei am ſorgfältigſten bemerkt zu werden verdient, iſt dieſes, daß er den zu Jeruſalem wohnenden Juden und Chriſten völlige Gewiſſensfreiheit lies.

Zu eben derſelben Zeit rükten **Omar's** Hauptleute in Perſien vor. Der Lezte der Perſiſchen Könige, welchen wir Hormisdas den IV. nennen, liefert den Arabern eine Schlacht, einige Meilen von Madaim, welches die Hauptſtadt dieſes Reichs geworden war. Er verliert die Schlacht und das Leben. So kommen die Perſer mit noch geringrer Mühe unter **Omar's** Botmäſſigkeit, als ehedem unter das Joch Alexander's.

Nun fiel jene alte Religion der Magier, welche der Ueberwinder des Darius ehrfurchtsvoll verſchont hatte, weil er ſich nie an dem Gottesdienſt der überwundnen Völker vergrif.

Die Magier, die einen einigen Gott anbeteten, und alle Bilder haſſten, verehrten in dem

Feuer, welches der Natur das Leben giebt, das Sinnbild der Gottheit. Sie betrachteten ihre Religion als die älteſte und reinſte. Ihre Kenntnis der Mathematik, der Sternkunde und der Geſchichte vermehrte ihre Verachtung gegen ihre damals unwiſſende Ueberwinder. Sie konnten eine durch ſo viel Jahrhunderte geheiligte Religion für eine erſt aufgekommne feindliche Sekte nicht verlaſſen. Die mehrſten zogen ſich an die äuſſerſten Grenzen von Perſien und Indien zurük. Dort leben ſie noch heut zu Tage unter dem Namen Gauren oder Guebern, Parſi und Feueranbeter, verheuraten ſich nur unter einander, unterhalten das heilige Feuer, und hangen feſt an demjenigen, was ihnen von ihrer alten Religion bekannt iſt; ſind aber unwiſſend, verachtet, und, wenn man ihre Armut ausnimmt, den Juden gleich, welche ſeit ſo langer Zeit zerſtreut leben, ohne ſich mit andern Nationen zu vermiſchen; noch mehr aber den Banianen, welche nur in Indien und Perſien, wiewol auch zerſtreut, vorhanden ſind.

Sehr viele Familien von den Guebern oder Feueranbetern blieben in Iſpahan, bis zu den Zeiten des Schah Abbas, welcher ſie vertrieb, wie Iſabelle die Juden aus Spanien.

Nur unter ſeinen Nachfolgern wurden ſie in den Vorſtädten dieſer Stadt geduldet. Die Feueranbeter fluchen ſeit langer Zeit in ihren Gebeten dem Alexander und dem Muhammed. Wahrſcheinlicherweiſe haben ſie auch den Schah Abbas hinzugefügt.

In der Zeit, daß der eine Feldherr des Omar Perſien unterjocht, nimmt ein andrer den Römern ganz Aegypten und einen Theil von Libyen weg. Bei dieſer Eroberung ward die berühmte Bibliothek zu Alexandrien verbrannt, dieſes Denkmal menſchlicher Kenntniſſe und Irrthümer, die von Ptolomäus Philadelphus angefangen, und von ſo vielen Königen vermehrt worden war. Damals wollten die Saracenen, auſſer dem Koran, von keiner Wiſſenſchaft hören; aber ſie zeigten ſchon, daß ihr Genie zu allem fähig war. Die Unternemung, in Aegypten den alten von den Königen gegrabnen, und nachher vom Trajan wieder hergeſtellten Kanal zu erneuern, und dadurch den Nilflus mit dem roten Meere zu verbinden, iſt der aufgeklärteſten Jahrhunderte würdig. Ein Stathalter von Aegypten unternimmt dieſe Arbeit unter Omar's Kalifat, und bringt ſie zu Stande. Welcher Unterſchied von Genie

bei den Arabern und bei den Türken! Dieſe lieſſen ein Werk zu Grunde gehn, deſſen Erhaltung mehr wehrt war, als die Eroberung einer groſſen Provinz.

Diejenigen Liebhaber des Alterthums, welche gern das Genie der Nationen unter einander vergleichen, werden mit Vergnügen bemerken, wie ſehr die Sitten zu **Muhammed's, Abubekker's** und **Omar's** Zeiten jenen alten Sitten gleichen, wovon Homer ſo treue Schilderungen liefert. Man ſieht Heerführer die feindlichen Heerführer zum Zweikampf auffordern; ſieht ſie aus den Gliedern heraustreten, und im Geſicht beider Armeen fechten, welche unbeweglich zuſehn. Sie fragen einer den andern, ſie reden zuſammen, ſprechen einander Hohn, rufen Gott an, ehe ſie handgemein werden. Bei der Belagrung von Damasko fielen mehrere Zweikämpfe dieſer Art vor.

Es iſt augenſcheinlich, daß die Zweikämpfe der Amazonen, wovon Homer und Herodot ſprechen, ſich nicht auf Fabeln gründen. Die Weiber vom Stamme Imiar, im glüklichen Arabien, waren Kriegerinnen, und ſtritten in deh Heeren des **Abubekker** und **Omar**. Man braucht nicht zu glauben, daß es jemals einen

Amazonenſtaat gegeben habe, wo die Weiber ohne Männer lebten. Aber zu Zeiten und in Ländern, wo man ein ländliches und Hirtenleben führte, iſt es gar nicht befremdlich, daß Weiber, welche ſo hart erzogen wurden, als die Männer, zuweilen geſtritten haben, wie ſie. Man ſieht beſonders bei der Belagrung von Damasko wie eine von den Frauen des Stammes Imiar den Tod ihres an ihrer Seite getödteten Mannes rächt, und den Befelshaber der Stadt durch einen Pfeilſchus zu Boden ſtrekt. Nichts rechtfertigt mehr den Arioſt und den Taſſo, welche in ihren Gedichten ſo viele Heldinnen kämpfen laſſen.

Die Geſchichte ſtellt uns mehrere dergleichen in den Ritterzeiten dar. Dieſe immer nur seltne Gebräuche ſcheinen heut zu Tage unglaublich, beſonders ſeitdem das ſchwere Geſchüz den Mut, die Geſchiklichkeit und die Gewandtheit eines jeden einzelnen Streiters nicht mehr zum Handeln kommen läſſt und die Heere in gewiſſer Rükſicht regelmäſſige Maſchinen geworden ſind, die ſich gleichſam am Drat bewegen.

Die Reden der Arabiſchen Feldherren an der Spize der Armeen, oder bei Zweikämpfen, oder bei Beſchwörung der Bündniſſe, haben al-

le das Natürliche, was man beim Homer findet, aber ſie ſind ungleich enthuſiaſtiſcher und erhabner.

Ungefähr um das elfte Jahr der Hidſchrah wird, in einer Schlacht zwiſchen der Armee des Heraklius und dem Heere der Saracenen, der Muhammedaniſche General, Namens Derar, gefangen genommen. Dies macht die Araber ſtuzig; aber Rafi, einer ihrer Hauptleute, läuft herbei, und ruft: Was iſt daran gelegen, ob Derar gefangen oder todt iſt? Gott lebt, und ſieht auf Euch; greift an! Gleich kehren ſie wieder um, und tragen den Sieg davon.

Ein andrer ruft aus: Seht! da iſt der Himmel! Streitet für Gott, und er wird Euch die Erde in Eure Hände geben.

Der General Kaled nimmt in Damasko des Heraklius Tochter gefangen, und ſchikt ſie ohne Löſegeld zurük. Auf die Frage, warum er ſo handelt, antwortet er: Das geſchieht darum, weil ich bald die Tochter, nebſt dem Vater, in Konſtantinopel gefangen zu nemen hoffe.

Als im ſechzigſten Jahre der Hidſchrah der Kalif Moawijah dem Tode nahe war, und

ſeinem Sohne Jeſud den Thron der Kaliſen verſichern lies, der bis dahin durch freie Wahl war beſezt worden, ſagte er: Groſſer Gott! wenn ich meinen Sohn in das Kalifat geſezt, weil ich ihn deſſelben würdig geglaubt habe, ſo bitt' ich Dich, meinen Sohn, auf dem Throne zu befeſtigen; hab' ich aber blos als Vater gehandelt, ſo bitt' ich Dich, ſtürz' ihn herunter.

Alles was in der Folge vorfiel, bezeichnet ein vorzügliches und überlegnes Volk. Dieſe Erobrer ſcheinen ihre Fortſchritte noch mehr dem Enthuſiaſmus, der ſie belebt, als ihren Anführern, zu verdanken zu haben: Omar wird im Jahr 653 von einem Perſiſchen Sklaven, Osman, ſein Nachfolger im Jahr 655, in einem Aufruhr ermordet. Aly, der berühmte Tochtermann Muhammed's, wird mitten unter den gröſſten Unruhen gewählt, und auf den Thron erhoben. Er ſtirbt nach fünf Jahren von Meuchelmördern, wie ſeine Vorgänger, und inzwiſchen ſind die Waffen der Muſulmanen immer glüklich.

Dieſer Kaliſe Aly, den die Perſer heut zu Tage verehren, und deſſen Grundſäze ſie, den Grundſäzen Omar's entgegen, befolgen, hatte den Siz der Kaliſen aus der Stadt Medina,

wo Muhammed begraben liegt, in die Stadt Cuffa an den Ufern des Euphrat's verlegt. Heut zu Tage ſind kaum die Ruinen davon übrig. Dies war das Schikſal von Babylon, Seleucia und allen alten Städten in Chaldäa, welche blos von Ziegelſteinen gebaut waren.

Es fällt in die Augen, daß das von Muhammed in Thätigkeit geſezte Genie des Arabiſchen Volks, beinahe drei Jahrhunderte hindurch, alles von ſich ſelbſt that, und darin dem Genie der alten Römer glich. In der That werden unter Walid, dem unkriegeriſchen Kalifen, die gröſſten Eroberungen gemacht. Einer ſeiner Feldherrn breitet im Jahre 707 ſein Reich bis nach Samarkand aus. Ein andrer greift zu gleicher Zeit das Griechiſche Reich am ſchwarzen Meere an. Noch ein andrer geht im Jahr 711 von Aegypten nach Spanien, welches ohne Mühe abwechſelnd von den Karthagern, Römern, Gothen und Vandalen, und endlich von jenen Arabern, die man Mauren nennt, unter das Joch gebracht wird. Dieſe ſtifteten daſelbſt anfänglich das Königreich Cordova. Der Sultan von Aegypten ſchüttelt zwar das Joch des groſſen Kalifen von Bagdad ab, und Abderahman, Stathal-

ter des eroberten Spaniens, erkennt nicht mehr die Herrſchaft des Sultans von Aegypten, indeſſen ſchmiegt ſich doch alles wieder unter die Waffen der Muſulmanen.

Dieſer Abderahman, ein Enkel des Kalifen Hesham, erobert die Königreiche Kaſtilien, Navarra, Portugal und Arragonien. Er ſezt ſich in Languedok feſt, unterwirft ſich Guienne und Poitou, und hätt' ihm nicht Karl Martel den Sieg und das Leben entriſſen, ſo ward Frankreich eine Provinz der Muſulmanen.

Nach der Regierung von neunzehn Kalifen aus der Familie des Ommiah fängt, gegen das Jahr 752 unſrer chriſtlichen Zeitrechnung, die Herrſchaft der Abaſſiden an. Abugafr Almanſor, der zweite Kalif in dieſer Reihe, verlegte den Siz dieſes groſſen Reichs nach Bagdad in Chaldäa jenſeit des Euphrat's. Die Türken ſagen, er habe zuerſt dieſe Stadt angelegt. Die Perſer hingegen verſichern, daß ſie ſchon ſehr alt geweſen ſei, und daß er ſie nur ausgebeſſert habe. Dies iſt die Stadt, die auch zuweilen Babylon genannt wird, und die der Gegenſtand ſo vieler Kriege zwiſchen Perſien und der Türkei geweſen iſt.

Die Regierung der Kaliſen dauerte ſechs⸗hundert und fünfundfunfzig Jahr. Sie herrſch⸗ten in Religionsſachen, wie in der Regierung, deſpotiſch. Sie wurden nicht angebetet, wie der groſſe Lama, aber ihre Gewalt war mehr weſentlich, und ſelbſt zu den Zeiten ihres Ver⸗falls, wurden ſie von den Fürſten geehrt, die ſie verfolgten. Alle dieſe Türkiſche, Arabiſche und Tatariſche Sultane empfingen die Beleh⸗nung von den Kaliſen, mit weit mindern Schwie⸗rigkeiten, als viele Chriſtliche Fürſten angetroffen haben, ſie vom Pabſte zu empfangen. Man küſſte dem Kaliſen nicht die Füſſe, aber man warf ſich auf der Schwelle ſeines Pallaſtes zur Erde.

Iſt jemals eine Macht für den ganzen Erd⸗boden drohend geweſen, ſo war es die Macht der Kaliſen; denn ſie übten das Recht des Throns und des Altars, des Schwerts und der Schwär⸗merei. Jeder ihrer Befele war ein Orakel, jeder ihrer Soldaten ein Schwärmer.

Schon im Jahre 671 belagerten ſie Konſtan⸗tinopel, welches dazu beſtimmt war, einſt Mu⸗hammedaniſch zu werden. Die unter ſo vielen verwägnen Anführern unvermeidlichen Uneinig⸗keiten hielten ihre Eroberungen nicht auf. Sie

glichen hierin den alten Römern, welche, während ihren bürgerlichen Kriegen Kleinaſien unterjocht hatten.

Nach dem Maaſſe, wie die Römer mächtig wurden, namen ſie auch Politur an. Dieſe Kalifen, welche immer für unumſchränkte Herren der Religion, und, dem Scheine nach, von denenjenigen anerkannt wurden, die ihre Befele nun nicht mehr aus ſo groſſer Entfernung empfingen, ſaſſen ruhig in ihrem neuen Babylon, und brachten bald die Künſte empor. Aaron Al Raſchid, welcher zu den Zeiten Karl's des Groſſen lebte, mehr geehrt ward, als ſeine Vorgänger, und ſeine Herrſchaft bis nach Spanien und Indien erſtrekte, gab den Wiſſenſchaften neues Leben, brachte die angenemen und nüzlichen Künſte in Flor, zog gelehrte Leute an ſich, machte Verſe, und führte, ſtatt der Barbarei, in ſeinen weitläufigen Staaten, allgemeine Politur ein. Unter ſeiner Regierung brachten die Araber die von den Indiern angenommne Ziffern nach Europa. Blos durch eben dieſe Araber bekamen wir in Teutſchland und Frankreich Kenntnis vom Lauf der Geſtirne. Das Wort Almanach ſelbſt iſt allein ſchon ein Beweis davon.

Das Werk des Ptolomäus, Almageſt, ward damals von dem Sternſeher Ben-Honain aus dem Griechiſchen in's Arabiſche überſezt. Der Kaliſe Almamon lies einen Grad der Mittagslinie geometriſch abmeſſen, um die Gröſſe der Erde zu beſtimmen; eine Arbeit, die man in Frankreich erſt mehr als neunhundert Jahre ſpäter unter Ludwig dem XIV. unternam. Eben dieſer Sternſeher Ben-Honain trieb ſeine Beobachtungen ſehr weit, und fand, daß Ptolomäus die grösſte Abweichung der Sonne entweder zu weit nach Norden angenommen, oder daß ſich die ſchiefe Richtung der Ekliptik verändert hatte. Er ſahe ſogar ein, daß der Zeitraum von ſechsunddreiſſigtauſend Jahren, welchen man der angeblichen Bewegung der Fixſterne von Weſten nach Oſten zugemeſſen hatte, ſehr verkürzt werden muſſte.

Die Araber trieben Chemie und Arzneikunde. Die Chemie, welche heut zu Tage unter uns zur Vollkommenheit gediehen iſt, ward uns nur durch ſie bekannt. Ihnen haben wir die neuen Arzneimittel zu danken, welche man gelind-abführende nennt, und die weit ſanfter und heilſamer ſind, als diejenigen, welche ehmals in den Schulen eines Hippokrat's und Galien's

gebräuchlich waren. Die Algebra war eine ih=rer Erfindungen. Der Name ſelbſt beweiſt die=ſes ſchon hinlänglich, er mag nun von dem Worte Algiabarat, oder von dem Namen des berühmten Arabers Geber, herkommen, wel=cher im achten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung in dieſer Wiſſenſchaft Unterricht gab. Kurz, vom zweiten Jahrhundert Muhammed's an mußten die Abendländſchen Chriſten ſich von den Muſulmanen unterrichten laſſen.

Ein unleugbarer Beweis von der Ueberlegen=heit einer Nation in den Künſten des Verſtandes iſt die zur Vollkommenheit gebrachte Kultur der Dichtkunſt. Ich ſpreche nicht von jener ſchwül=ſtigen gigantiſchen Poeſie, von jenem Schwall abgeſchmakter Gemeinörter über Sonne, Mond und Sterne, über Berge und Meere; ſondern von der weisheitsvollen und kühnen Dichtkunſt, wie ſie zu den Zeiten Auguſt's blühte, und un=ter Ludwig dem XIV. wieder aufkeimte. Die=ſe bilderreiche und empfindungsvolle Dichtkunſt ward zu den Zeiten des Aaron Al Raſchid be=kannt. Unter andern Beiſpielen iſt mir eins da=von beſonders aufgefallen, welches ich, ſeiner Kürze wegen, hieher ſezen will. Es handelt von

dem bekannten Unglük Gafr's des Barmeciden.

Mortel, faible mortel, à qui le ſort proſpère
Fait gouter de ſes dons les charmes dangereux,
Connais quelle eſt des rois la faveur paſſagère,
Contemple *Barmécide*, & tremble d'être heureux.*)

Dieſer lezte Vers inſonderheit iſt ganz wörtlich überſezt. Nichts ſcheint mir ſchöner, als der Ausdruk: Zittre, glüklich zu ſein. Die Arabiſche Sprache hatte den Vorzug, ſich ſeit langer Zeit vervollkommnet zu befinden. Schon vor Muhammed hatte ſie ihre feſtbeſtehende Regeln, und iſt nachher nicht verändert worden. Keine von allen den Jargons, welche damals in Europa geredet wurden, hat nur die geringſte Spur von ſich zurükgelaſſen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, immer müſſen wir geſtehn, daß wir erſt ſeit geſtern auf der Welt ſind. Wir bringen es in manchen Stükken weiter, als die andern Völker, und das rührt vielleicht daher, weil wir zulezt gekommen ſind.

*) Z. T. Schwacher Sterblicher, dem ein günſtiges Geſchik die gefährlichen Reize ſeiner Gaben zu koſten giebt, lerne einſehn, wie flüchtig die Gunſt der Könige iſt. Betrachte den Barmeſiden, und zittre, glüklich zu ſein.

Zweites Kapitel.

Vom Koran und dem Geſez der Muſulmanen. Unterſuchung, ob Muhammed's Religion neu war, und ob ſie die andern verfolgt hat.

Aus dem vorigen Kapitel haben wir vielleicht einige Kenntnis von den Sitten Muhammed's und ſeiner Araber bekommen, durch welche ein groſſer Theil des Erdbodens eine ſo mächtige und ſchlennige Veränderung litt. Jezt müſſen wir eine getreue Schilderung ihrer Religion aufſtellen.

Es iſt ein bei uns ziemlich herrſchendes Vorurtheil, daß der Muhamedismus nur darum ſo groſſe Fortſchritte gemacht hat, weil er dem Hange zur Wolluſt ſchmeichelt. Man bedenkt nicht, daß alle alte Religionen die Mehrheit der Weiber geſtatteten. Muhammed ſezte die bis dahin uneingeſchränkte Anzal der Weiber auf viere feſt. Wir leſen, daß David achtzehn Weiber hatte, und Salomo gar dreihundert, nebſt ſiebenhundert Kebsweibern. Dabei tranken dieſe Könige Wein mit ihren Beiſchläferinnen. Die Jüdiſche Religion war alſo die wollüſtige, und Muhammed's Religion die ſtrenge.

Es iſt eine groſſe Aufgabe unter den Politikern, ob die Vielweiberei der Geſellſchaft und der

Fort-

Fortpflanzung zuträglich iſt. Der Orient hat in allen Jahrhunderten dieſe Frage entſchieden, und die Natur beſtätigt dieſe Meinung der Morgenländer faſt in allen Thiergattungen, bei welchen viele Weiblein nur Ein Männlein haben. Die Zeit, welche durch Schwangerſchaft, Niederkunft und die natürlichen Reinigungen der Weiber verloren geht, ſcheint einen Erſaz zu fodern. In den heiſſen Himmelsſtrichen hören die Weiber frühzeitig auf, ſchön und fruchtbar zu ſein. Ein Haupt der Familie, welches ſeinen Ruhm und ſein Glük in eine groſſe Anzal Kinder ſezt, bedarf eines Frauenzimmers, welches die Stelle ſeiner unbrauchbaren Gemalin erſezt. Die Abendländiſchen Geſeze ſcheinen den Weibern, die Morgenländiſchen aber den Männern und dem Staate günſtiger zu ſein; indeſſen giebt es keinen Gegenſtand der Geſezgebung, über welchen nicht für und wider geſtritten werden könnte. Hier iſt nicht der Ort, uns in Streitigkeiten einzulaſſen, unſer Gegenſtand iſt Schilderung, nicht Beurtheilung der Menſchen.

Man ſchreit alle Tage gegen **Muhammed's** ſinnliches Paradies; aber das Alterthum hatte nie einen Begrif von einem andern Paradieſe gehabt. Herkules heuratete im Himmel die

Hebe zum Lohn für die Mühſeligkeiten, die er auf Erden ausgeſtanden hatte. Die Heroen tranken den Nektar mit den Göttern, und da man vorausſezte, daß der Menſch mit allen ſeinen Sinnen auferſtände, ſo war es auch natürlich, vorauszuſezen, daß derſelbe, entweder in einem Garten, oder in einem andern Himmelskörper, Vergnügungen genieſſen würde, welche den zu dieſem Genuſſe vorhandnen Sinnen angemeſſen ſind. Dies war ſogar auch die Meinung der Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts. Dies bezeugt ausdrüklich der heilige Juſtin, wenn er im zweiten Theile ſeiner Dialogen ſagt: Jeruſalem wird vergröſſert und verſchönert werden, um die Heiligen aufzunemen, welche tauſend Jahre lang alle Vergnügungen der Sinne genieſſen werden.

Hundert Schriftſteller, welche alle einem einzigen nachgeſchrieben, haben behauptet, daß ein Neſtorianiſcher Mönch den Koran verfertigt habe. Einige nennen dieſen Mönch Sergius, andere Boheira. Aber es fällt in die Sinne, daß die Kapitel des Koran's bei vorkommenden Veranlaſſungen, auf Muhammed's Reiſen, und bei ſeinen kriegriſchen Zü-

gen, ſind geſchrieben worden. Hatte er denn etwa dieſen Mönch überall bei ſich? Noch hat man, auf Veranlaſſung einer zweideutigen Stelle dieſes Buchs, geglaubt, daß Muhammed weder leſen noch ſchreiben konnte. Wie ſollte aber ein Mann, der zwanzig Jahre lang die Handlung getrieben, ein Dichter, ein Arzt, ein Geſezgeber in einer Kunſt unwiſſend geblieben ſein, die die geringſten Kinder ſeines Stammes lernten?

Der Koran, den man auch, wiewohl aus einer fehlerhaften Gewohnheit, Alkoran zu nennen pflegt, bedeutet: das Buch, oder die einzige Lektüre. Er iſt aber kein hiſtoriſches Buch, worin man hätte die Bücher der Hebräer, oder unſre Evangelien, nachahmen wollen, und noch weniger ein bloſſes Geſezbuch, wie das dritte und fünfte Buch Moſis; auch keine Sammlung von Pſalmen und Liedern, oder ein prophetiſches und allegoriſches Geſicht im Geſchmak der Apokalypſe. Es iſt ein Gemengſel aller dieſer verſchiednen Gattungen, eine Sammlung von Reden oder Abhandlungen, worin man einige Geſchichtserzälungen, einige Erſcheinungen und Offenbarungen, nebſt

Religionsvorſchriften und bürgerlichen Geſezen findet.

Der Koran iſt das Geſezbuch der Rechtsgelahrtheit, und die kanoniſche Regel, bei allen Muhammedaniſchen Nationen geworden. Alle Ausleger dieſes Buchs ſtimmen darinn überein, daß die Moral deſſelben in folgenden Worten enthalten iſt: Suche den, der Dich von ſich ſtößt; gieb dem, der Dir entwendet; verzeihe dem, der Dich beleidigt; thue allen Gutes; ſtreite nicht mit den Unwiſſenden.

Er hätte vielmehr anraten ſollen, nicht mit den Gelehrten zu ſtreiten; aber man lies ſich in dieſem Theile der Welt nicht einfallen, daß es anderwärts Wiſſenſchaften und Einſichten geben könnte.

Unter den unzuſammenhängenden Deklamationen, welche, nach Morgenländiſchem Geſchmak, in dieſem Buche ſehr häufig ſind, findet man doch auch hin und wieder Stellen, welche für erhaben gelten können. Wenn Muhammed, zum Beiſpiel, vom Aufhören der allgemeinen Ueberſchwemmung redet, ſo drükt er ſich ſo aus: Gott ſprach: Erde, verſchlinge Deine Gewäſſer! Himmel, nimm die Fluten

zurük, die Du ausgeſchüttet haſt! — und Himmel und Erde gehorchten.

Seine Beſchreibung Gottes iſt von noch wahrhaft erhabnerer Art. Auf die Frage, wer der Allah wäre, den er verkündigte, gab er zur Antwort: Er, der ſein Weſen von ſich ſelbſt hat, und von dem es alle andre haben; der nicht zeugt, und nicht gezeugt iſt, und dem nichts gleicht in der zahlloſen Schaar der Weſen. Dieſe berühmte, im ganzen Orient für heilig erklärte, Antwort findet ſich, beinahe von Wort zu Wort in dem Kapitel des Koran's, welches dem vorlezten vorhergeht.

Wahr iſt es, daß in dieſem Buche ſich häufige Widerſprüche, Albernheiten und Fehler wider die Zeitrechnung finden. Beſonders bemerkt man in demſelben eine tiefe Unwiſſenheit der einfachſten und bekannteſten Naturkunde. Und das iſt der Probierſtein der Bücher, von welchen die falſchen Religionen behaupten, daß ſie von der Gottheit ſelbſt ſind geſchrieben worden; denn Gott iſt weder unwiſſend, noch albern: Aber das Volk, welchem dieſe Fehler nicht ſichtbar ſind, betet ſie an, und die Imans ſuchen

ſie mit einem Schwall von Worten zu bemänteln.

Die Ausleger des Koran's machen immer einen Unterſchied zwiſchen dem eigentlichen und dem allegoriſchen Sinn, zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſt. Man erkennt das Arabiſche Genie in den Auslegungen, wie im Text. Einer der angeſehenſten Ausleger ſagt: Der Koran zeige bald das Antliz eines Menſchen, und bald das Geſicht eines Thiers, um damit den Geiſt und den Buchſtaben anzudeuten.

Vielleicht fällt es manchem Leſer auf, daß in Muhammed's Geſez nichts Neues enthalten iſt, als der Saz: Muhammed iſt ein Prophet Gottes.

Zuförderſt war die Einheit eines ewigen Weſens, Schöpfers und Erhalters ſehr alt. Die Strafen und Belohnungen in einem andern Leben, und der Glaube an ein Paradies und eine Hölle, waren bei den Schineſern, Indiern, Perſern, Aegyptern, Griechen, Römern, und hernach auch bei den Juden, hauptſächlich aber bei den Chriſten, angenommen, deren Religion dieſer Lehre eigentlich die Sanktion gab.

Der Koran nimmt Engel und Mittelgeiſter an, und dieſer Glaube kommt von den alten Perſern her. Die Lehre von der Auferſtehung und einem jüngſten Gericht war ſichtbar aus dem Talmud und dem Chriſtenthum entlehnt. Die tauſend Jahre, welche Gott, nach Muhammed's Vorgeben, anwenden ſoll, die Menſchen zu richten, und die Art, wie derſelbe dabei verfahren wird, ſind Zuſäze, welche der Entlehnung dieſer ganzen Meinung gar nicht widerſprechen. Die ſpiz zulaufende Brükke, über welche die Auferſtandnen gehn, und von welcher die Verworfnen herunterfallen werden in die Hölle, iſt aus der allegoriſchen Lehre der Magier genommen.

Von eben dieſen Magiern, und zwar aus ihrem Jannat, hat Muhammed den Gedanken eines Paradieſes genommen, oder eines Gartens, wo die mit allen ihren vollkommner gewordnen Sinnen wieder auflebenden Menſchen, mittelſt eben dieſer Sinne, alle denſelben angemeſſne Vergnügungen genieſſen ſollen, als ohne welche dieſe Sinne ihnen gänzlich unnüz ſein würden. Eben daher hat er auch die Idee zu ſeinen Houris, oder himmliſchen Mädchen, genommen, welche den Auserwählten zu Theil

werden ſollen, und welche, wie aus dem Sadder erſichtlich iſt, von den Magiern Hourani genannt wurden.

Er ſchlieſſt die Weiber keineswegs von dem Paradieſe aus, wie man bei uns verſchiedentlich behauptet hat. Dies iſt nichts, als eine ungegründete Spötterei, ſo wie ſolche alle Völker, eins über das andre, zu machen pflegen. Er verheiſſt Gärten, das iſt der Name des Paradieſes; aber als höchſte Seligkeit verheiſſt er das Anſchaun, die Mittheilung des höchſten Weſens.

Die Lehre von der unbedingten Vorherbeſtimmung und von dem Schikſal, welche heutiges Tages den Muhammedismus ausſchlieslich zu bezeichnen ſcheint, war die Meinung des geſamten Alterthums. Sie iſt in der Iliade eben ſo deutlich enthalten, als im Koran.

Was die geſezlichen Vorſchriften betrift, als die Beſchneidung, die Waſchungen, die Gebete und die Wallfahrt nach Mekka, ſo that Muhammed im Grunde weiter nichts, als daß er ſich nach den eingeführten Gebräuchen richtete. Die Beſchneidung war, von undenklichen Zeiten her, bei den Arabern, bei den alten Aegyptern, bei den Völkern von Kolchis, und bei den He-

brüdern gebräuchlich. Die Waſchungen waren im Oriente immer empfolen worden, als ein Symbol von der Reinigkeit der Seele.

Keine Religion iſt ohne Gebete. Das Geſez, welches Muhammed gab, täglich fünfmal zu beten, war läſtig, und eben dieſe Läſtigkeit flößte Ehrfurcht ein. Wer hätte es wagen wollen, ſich darüber zu beſchweren, daß das Geſchöpf angehalten würde, ſeinen Schöpfer täglich fünfmal anzubeten?

Was die Wallfahrt nach Mekka, die Zeremonien in der Kaaba, und auf dem ſchwarzen Stein betrift, ſo weis faſt ein jeder, daß dieſe Andachtsübung den Arabern ſeit vielen Jahrhunderten lieb und wehrt war. Die Kaaba galt für den älteſten Tempel der Welt; und ob man gleich damals dreihundert Gözenbilder daſelbſt verehrte, ſo war ſie doch des ſchwarzen Steins wegen, den man für das Grabmal Ismael's hielt, beſonders heilig. Weit entfernt, dieſe Wallfahrt abzuſchaffen, gebot ſie Muhammed vielmehr durch ein ausdrükliches Geſez, um ſich die Araber zu Freunden zu machen.

Das Faſten war bei verſchiednen Völkern, hauptſächlich bei den Juden und bei den Chriſten eingeführt. Muhammed trieb daſſelbe auf

einen hohen Grad der Strenge, indem er die Dauer deſſelben auf achtundzwanzig Tage ausdehnte, in welchem Zeitraum man, vor Sonnenuntergang, nicht einmal ein Glas Waſſer trinken, oder eine Pfeife Tabak rauchen darf. Da nun dieſe Faſtenzeit oft mitten im Sommer eintrift, ſo wird das Faſten dadurch ſo beſchwerlich, daß man es hat mildern müſſen, vorzüglich zu Kriegszeiten.

Es iſt keine Religion vorhanden, in welcher nicht das Almoſengeben wäre empfolen worden. Die Muhammedaniſche iſt die einzige, welche es zum ausdrüklichen und unverbrüchlichen Geſez gemacht hat. Der Koran befielt, zwei und ein halb Procent von ſeinen Einkünften, entweder in Gelde oder in Erzeugniſſen, abzugeben.

In allen dieſen ausdrüklichen Geboten findet man nichts, als was durch die alleräiteſten Gebräuche ſchon geheiligt war. Unter den verneinenden Geſezen, oder welche Enthaltung vorſchreiben, findet man nichts, was neu, und dem Muhammedismus ausſchlieslich eigen wäre, als das allgemeine Verbot des Weins für eine ganze Nation. Dieſe Enthaltung, worüber ſich die Muſulmanen in kältern Gegenden oft beſchweren, und oft hinwegſezen, ward unter einem

brennenden Himmelsſtriche geboten, wo der Wein nur zu leicht die Geſundheit, nebſt dem Verſtande, in Unordnung brachte. Ueberdies aber war es auch nichts neues, daß Leute, die ſich dem Dienſte der Gottheit weihten, ſich dieſes Getränks enthielten. Verſchiedne Prieſterverſammlungen in Aegypten, Syrien, und Indien, die Nazaräer, und die Rechabiten bei den Juden hatten ſich dieſer Abtödtung des Fleiſches unterworfen.

Für die Araber hatte ſie nichts Empörendes, und Muhammed ſah nicht voraus, daß ſie ſeinen Müſulmanen in Thracien, Macedonien, Bosnien und Servien dereinſt beinahe unerträglich werden würde. Er wuſſte nicht, daß die Araber dereinſt bis in das Herz von Frankreich, und die Muhammedaniſchen Türken bis an die Baſteien von Wien, vordringen würden.

Mit dem Verbot, Schweinefleiſch, Blut und an Krankheiten verſtorbne Thiere zu genieſſen, hat es die nemliche Bewandnis. Dies ſind Geſundheitsregeln. Das Schweinefleiſch beſonders iſt eine höchſt gefärliche Speiſe in dieſen Gegenden, ſo wie in dem benachbarten Paläſtina. Nachdem ſich der Muhammedismus in kältern Länder ausgebreitet hat, hört

dieſe Enthaltung auf, vernünftig zu ſein, hört aber nicht auf, fortzudauern.

Das Verbot aller Glükſpiele iſt vielleicht das einzige Geſez, wovon man kein Beiſpiel in irgend einer Religion findet. Es gleicht mehr einem Kloſtergeſez, als einem allgemeinen Nationalgeſez. Es ſcheint, daß Muhammed ein Volk blos zum Beten, zum Weinen, und zum Kämpfen, bilden wollte.

Alle dieſe Geſeze, welche, die Vielweiberei ausgenommen, ſo ſtrenge ſind, und ſeine Lehre, welche ſo einfach iſt, erwarben ſeiner Religion bald Ehrfurcht und Vertrauen. Die Lehre beſonders von der Einheit Gottes, ohne Geheimnis vorgetragen, und dem menſchlichen Verſtande angemeſſen, brachte viele Nationen zu ſeinem Glauben, ſogar die Neger in Afrika, und die Bewohner der Eilande im Indiſchen Weltmeer.

Dieſe Religion ward Islamim genannt, das heiſſt: Ergebung in den Willen Gottes, und dies einzige Wort muſſte viel Neubekehrte machen. Nicht durch Waffen breitete ſich der Islamim über mehr als die Hälfte unſrer Halbkugel aus, ſondern durch Enthuſiasmus, durch Ueberredung, und hauptſächlich durch das Beiſpeil der Ueberwinder, welches ſo viel

über die Ueberwundnen vermag. Muhammed lies, in den erſten Schlachten in Arabien gegen die Widerſacher ſeiner Betrügereien, ſeine widerſtrebende Landsleute ohne Barmherzigkeit niederhauen. Er war damals noch nicht mächtig genug, diejenigen leben zu laſſen, welche ſeine aufkeimende Religion unterdrükken konnten. Sobald ſie aber in Arabien durch Predigt und Waffen befeſtigt war, ſo zwangen die über die Grenzen ihres Landes hinausgegangnen Araber, die vorher noch nie aus ihrem Lande gekommen waren, die Fremden niemals zur Anname der Muhammedaniſchen Religion. Sie lieſſen den unterworfnen Völkern immer die Wahl, entweder Muſulmanen zu werden, oder Tribut zu bezalen. Sie wollten plündern, herrſchen, ſich Sklaven verſchaffen; aber nicht dieſe Sklaven zum Glauben zwingen. Als ſie nachher von den Türken und Tatarn aus Aſien getrieben wurden, machten ſie ſelbſt ihre Ueberwinder zu Proſelyten, und Tatariſche Horden wurden zu einem groſſen Volk von Muſulmanen. Daraus ſieht man, daß ſie in der That mehr Menſchen bekehrt, als unterjocht haben.

Das Wenige, was ich jezt eben geſagt habe, widerlegt genugſam alles, was unſre Geſchicht-

ſchreiber, unſre Schreier und unſre Vorurtheile uns vorlügen. Wider dieſe mus die Wahrheit auftreten.

Wir wollen uns, einmal für alle, auf dieſe hiſtoriſche Wahrheit einſchränken: Der Geſezgeber der Muſulmanen, ein mächtiger und furchtbarer Mann, pflanzte ſeine Lehren durch ſeinen Mut und ſeine Waffen fort; ſeine Religion indeſſen ward nachſichtig und duldſam. Der göttliche Stifter des Chriſtenthums, der in Niedrigkeit und Frieden lebte, predigte Verzeihung der Beleidigungen, und ſeine heilige und ſanfte Religion ward, durch unſer Wüten und Raſen, die unduldſamſte von allen.

Die Muhammedaner haben, wie wir, Sekten und Schulzänkereien gehabt. Aber falſch iſt es, daß unter ihnen dreiundſiebzig Sekten vorhanden wären; dies iſt eine von ihren Träumereien. Nach ihrer Behauptung hatten die Magier ſiebzig, die Juden einundſiebzig, die Chriſten zweiundſiebzig, und die Muſulmanen, als die vollkommenſten, müſſten deren dreiundſiebzig haben. Sonderbare Vollkommenheit! Würdig der Scholaſtiker unter jeder Zone!

Die verſchiednen Auslegungen des Koran machten bei ihnen die Sekten aus, welche ſie rechtgläubig oder irrgläubig nennen. Die Orthodoxen ſind die Sunniten oder Traditioniſten, das heiſſt, Lehrer, welche an der älteſten Ueberlieferungsſage hängen, die zur Ergänzung des Koran's dient. Sie theilen ſich in vier Sekten, deren eine jezt zu Konſtantinopel, die zweite in Afrika, die dritte in Arabien, und die vierte in der Tatarei und in Indien herrſchend iſt. Sie werden für gleich ſeligmachend gehalten.

Die Kezer ſind diejenigen, welche die unbedingte Vorherbeſtimmung leugnen, oder in einigen ſcholaſtiſchen Streitpunkten von den Sunniten abweichen. Auch der Muhammedismus hat ſeine Pelagianer, Skotiſten, Thomiſten, Moliniſten und Janſeniſten gehabt. Alle dieſe Sekten haben dort eben ſo wenig Veränderungen gewirkt, als bei uns. Wenn eine Sekte groſſe Unruhen anrichten ſoll, ſo mus ſie die Grundlage der herrſchenden Sekte angreifen, und ſie als eine ruchloſe Feindinn Gottes und der Menſchen behandeln, dabei aber ein Panier aufſtekken, welches den ſtumpfeſten Sinnen leicht bemerkbar wird, und unter welchem ſich die Völker

leicht verſammeln können. So war die Sekte des Aly, dieſe Nebenbuhlerin der Omarſchen Sekte, beſchaffen; aber dieſe groſſe Spaltung entſtand erſt gegen das ſechszehnte Jahrhundert, und die Staatsklugheit hatte ungleich mehr Theil daran, als die Religion.

Drittes Kapitel.

Von Italien und der Kirche vor Karl dem Groſſen. Wie das Chriſtenthum emporgekommen iſt. Ob es ſo viele Verfolgungen erlitten hat, als man vorgiebt.

Nichts iſt unſrer Neugier würdiger, als die Art, wie Gott wollte, daß ſeine Kirche geſtiftet werden ſollte, indem er nemlich mittelbare Urſachen zu ſeinen ewigen Ratſchlüſſen mitwirken lies. Wir wollen ehrfurchtsvoll das, was göttlich iſt, denenjenigen überlaſſen, denen es zur Verwahrung iſt anvertraut worden, und uns lediglich an das Hiſtoriſche halten.

Johannis Schüler laſſen ſich anfänglich in dem der Stadt Jeruſalem zunächſt gelegnen Arabien nieder; aber Chriſti Schüler breiten ſich überall aus. Die Platoniſchen Weltweiſen von Alexandrien, wo ſo viel Juden waren, treten den

erſten

erſten Chriſten bei, welche Ausdrükke aus ihrer Philoſophie entlehnen, (das Wort Logos zum Beiſpiel,) ohne alle ihre Begriffe zugleich mit herüber zu nemen. Schon zu Nero's Zeiten gab es etliche Chriſten in Rom. Man vermengte dieſelben mit den Juden, weil ſie ihre Landsleute waren, mit ihnen einerlei Sprache redeten, und ſich, wie ſie, der im Moſaiſchen Geſez verbotnen Speiſen enthielten. Viele ſogar waren beſchnitten, und beobachteten den Sabbat. Sie waren noch ſo unbekannt, daß weder der Geſchichtſchreiber Joſeph, nach Philo, derſelben in irgend einer ihrer Schriften Erwähnung thun. Inzwiſchen ſieht man doch deutlich, daß dieſe Halbjuden und Halbchriſten, gleich bei ihrer Entſtehung, in verſchiedne Sekten getheilt waren, als: Ebioniten, Marcioniten, Karpokratier, Valentinianer, Kainiten. Die von Alexandrien waren ſehr von den Syriſchen, und dieſe von den Achajern, verſchieden. Jede Partei hatte ihre Evangelien, und die wahren Juden waren unverſöhnliche Feinde aller dieſer Parteien.

Von dieſen eben ſo ſtrengen als betrügriſchen Juden waren in Rom noch viertauſend vorhanden. Zu Auguſt's Zeiten waren ihrer

achttauſend geweſen; aber Tiber hatte die Hälfte davon nach Sardinien geſchikt, um dieſe Inſel zu bevölkern, und Rom von einer zu groſſen Anzal Wucherer zu befreien. Weit entfernt, ihnen ihren Gottesdienſt zu erſchweren, lies man ſie der Duldung genieſſen, welcher alle Religionen in Rom ſo reichlich genoſſen. Man erlaubte ihnen Synagogen und Richter aus ihrer eignen Nation, wie ſie dergleichen noch heut zu Tage in dem Chriſtlichen Rom haben, wo ſie in noch gröſſrer Anzal vorhanden ſind. Man betrachtete ſie in demſelben Lichte, wie wir die Neger, als eine niedrigere Gattung von Menſchen.

Diejenigen von ihnen, welche in den Jüdiſchen Kolonieen nicht Geſchik genug hatten, irgend ein nüzliches Handwerk zu betreiben, und Pantoffeln zuzuſchneiden, legten ſich darauf, Fabeln zu erfinden. Sie wuſſten die Namen von den Engeln, von Adam's zweiter Frau, und von ſeinem Hofmeiſter, und verkauften den Römiſchen Damen Zaubertränke, wodurch ſie ſich die Liebe der Mannsperſonen verſichern konnten. Ihr Has gegen die Chriſten, oder Galiläer, oder Nazaräer, wie man ſie damals nannte, hatte alle Kennzeichen jener Wut, wovon al-

le Abergläubige gegen diejenigen entbrennen, welche ſich von ihrer Glaubensgemeinſchaft abſondern.

Sie ſchrieben den Jüdiſchen Chriſten die Feuersbrunſt zu, welche einen Theil der Stadt Rom unter dem Nero verzehrte. Es war eben ſo ungerecht, dieſen Zufall den Chriſten, als dem Kaiſer, zuzuſchreiben. Weder er, noch die Chriſten, noch die Juden hatten ein Intereſſe dabei, Rom zu verbrennen, aber man muſſte das Volk beſänftigen, welches ſich gegen Fremde auflehnte, die den Römern eben ſo verhaſſt waren, als den Juden. Man überlies einige dieſer Unglüklichen der öffentlichen Rache. Dieſe vorübergehende Grauſamkeit hätte man wohl nicht ſollen unter die Verfolgungen ihres Glaubens rechnen; denn ſie hatte nichts mit ihrer Religion zu thun, welche niemand kannte, und welche die Römer mit dem zwar geſezmäſſig geduldeten, aber äuſſerſt verachteten Judenthum vermengten.

Wenn es wahr iſt, daß man in Spanien Inſchriften gefunden hat, worin dem Nero gedankt wird, daß er in der Provinz einen neuen Aberglauben abgeſchaft habe, ſo iſt das Alterthum dieſer Denkmäler äuſſerſt

verdächtig. Sind ſie echt, ſo betreffen ſie das Chriſtenthum nicht; und wenn denn endlich dieſe ſchimpflichen Denkmäler auf die Chriſten gehn, wem kann man ſie anders zuſchreiben, als den in Spanien wohnenden eiferſüchtigen Juden, welche das Chriſtenthum wie einen in ihrem Buſen erwachſnen Feind verabſcheuten.

Wir ſind weit davon entfernt, in die undurchdringliche Finſternis eindringen zu wollen, welche den Urſprung der werdenden Chriſtlichen Kirche verhüllt, und welche die Gelehrſamkeit ſelbſt oft noch undurchdringlicher gemacht hat.

Aber ausgemacht gewis iſt es, daß nur Unwiſſenheit, Schwärmerei und Sklaverei der Schriftſteller, welche einem erſten Betrüger nachgeſchrieben haben, den Apoſtel Petrus, den Linus, den Cletus, und andre im erſten Jahrhundert, unter die Päbſte zählen konnten.

Beinahe hundert Jahre hindurch war gar keine Hierarchie unter den Chriſten. Ihre geheime Geſellſchaften wurden ſo regiert, wie heut zu Tage die Geſellſchaften der Quaker. Sie beobachteten buchſtäblich die Vorſchrift ihres Meiſters: Die Fürſten der Völker herrſchen, aber unter Euch ſoll es nicht ſo ſein: Wer unter Euch der erſte ſein will,

ſoll der lezte ſein. Die Hierarchie konnte nicht eher entſtehen, als bis die Geſellſchaft zalreich ward; und erſt unter dem Trajan gab es Aufſeher, Epiſcopoi, welches wir durch Biſchöfe überſezt haben, Presbiteroi, Piſtoi, Energumenen und Cathecumenen. Des Ausdruks Pabſt geſchiehet in keinem Schriftſteller der erſten Jahrhunderte Erwähnung. Dieſes Griechiſche Wort war völlig unbekannt unter der kleinen Anzal von Halbjuden, welche in Rom den Namen Chriſten annamen.

Es iſt von allen wahren Gelehrten anerkannt worden, daß Simon Barjonå, genannt Petrus, niemals nach Rom gekommen iſt. Man lacht heut zu Tage des Beweiſes, welchen Unwiſſende von einem Briefe hernamen, der dieſem in Galiläa gebornen Apoſtel beigelegt ward. Er ſagt in dieſem Briefe, er ſei in Babylon. Die einzigen, welche von ſeinem angeblichen Märtrerthum ſprechen, ſind verſchriene Fabelſchmiede, ein Hegeſipp, Marcell und Abdias, welchen hernach Euſeb nachgeſchrieben hat. Sie erzälen, daß Simon Barjonå, und ein andrer Simon, welchen ſie den Zaubrer nennen, unter dem Nero ſtritten, wer von ihnen einen Todten auferwekken, und ſich am höchſten in die

Luft erheben könnte. Simon Barjonå hätte den andern Simon, Nero's Günſtling, zu Boden geworfen, und der aufgebrachte Kaiſer den Barjonå kreuzigen laſſen, welcher, aus Demut, mit dem Kopfe unten hätte gekreuzigt ſein wollen. Dieſe Kindereien werden heut zu Tage von allen unterrichteten Chriſten verachtet; ſeit dem Konſtantin aber ſtanden ſie in Schuz und Achtung, bis zur Wiederauflebung der Wiſſenſchaften und des geſunden Menſchenverſtandes.

Um zu beweiſen, daß Petrus nicht zu Rom ſtarb, darf man nur bemerken, daß die erſte von den Chriſten in dieſer Hauptſtadt erbaute Kirche die Kirche des heiligen Johannis von Lateran war. Dies iſt die erſte Lateiniſche Kirche; würde man ſie dem Johannes geweiht haben, wenn Petrus Pabſt geweſen wäre?

Die betrügriſche Liſte der angeblichen erſten Päbſte iſt aus einem apokryphiſchen Buche, die Kirchenordnung von Damaskus betitelt, genommen, welches, bei der Erwähnung des Linus, dieſes angeblichen Nachfolgers des Apoſtels Petrus, ſagt, daß dieſer Linus bis zum dreizehnten Regierungsjahr des Kaiſers Nero Pabſt war. Nun läſſt man aber grade in dieſem dreizehnten Jahre den Petrus kreuzigen.

Auf dieſe Weiſe hätte es alſo zwei Päbſte zu gleicher Zeit gegeben.

Was endlich in den Augen aller Chriſten jede Schwierigkeit heben mus, iſt dieſes, daß weder in der Apoſtelgeſchichte, noch in den Briefen des Apoſtels Paulus, jemals einer Reiſe des Barjonä nach Rom mit irgend einem Worte gedacht wird. Der Ausdruk Siz oder Stuhl, Pontifikat, Pabſtwürde, dem Petrus beigelegt, iſt auffallend lächerlich. Die unbekannte Verſammlung einiger Betteljuden, ein Siz! ein Stuhl!

Auf dieſe Fabel gründet ſich indeſſen die Päbſtliche Gewalt, und erhält ſich noch heut zu Tage, nach allen ihren erlittnen Einbuſſen. Und nun urtheile man daraus, wie ſehr die Welt von Vorurtheilen regiert und wie die Dummheit von Betrug und Argliſt unterjocht wird.

So zälten ehmals die barbariſchen Annalenſchreiber von Europa unter die Könige von Frankreich einen Pharamund, und ſeinen Vater Markomir, und Spaniſche, Schwediſche, und Schottländiſche Könige von der Sündflut her. Man mus geſtehn, daß die Geſchichte, ſo wie die Naturkunde, ſich allererſt gegen

das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts aufzuklären angefangen hat. Die Vernunft iſt kaum erſt aus den Kinderjahren getreten.

Noch eine ausgemachte Wahrheit iſt die, daß es nie der Geiſt des Römiſchen Senats war, irgend jemanden ſeines Glaubens wegen zu verfolgen, und daß nie irgend ein Kaiſer die Juden hat zwingen wollen, ihre Religion zu verändern, weder nach der Empörung unter Veſpaſian, noch nach dem zu Hadrian's Zeiten ausgebrochnen Aufruhr. Immer belegte man ihren Gottesdienſt mit Schimpf und Spott, und ſtellte Bildſäulen in ihrem Tempel auf, eh er zerſtört ward, aber nie fiel es irgend einem Kaiſer, einem Prokonſul, oder dem Römiſchen Senate ein, die Juden in ihrem Glauben an ihr Geſez zu ſtören. Dieſer einzige Grund beweiſt hinlänglich, wie ungehindert ſich das Chriſtenthum heimlich ausbreiten konnte, nachdem es ſich im Schooſſe des Judenthums im Verborgnen gebildet hatte.

Kein einziger Kaiſer beunruhigte die Chriſten, bis auf den Domitian. Dio Kaſſius berichtet, daß unter dieſem Kaiſer einige Perſonen als Atheiſten, und Leute verurtheilt wurden, welche die Sitten der Juden nachahmten. Die-

ſe Bedrükkung, von welcher man überdies ſo wenig Kenntnis hat, ſcheint weder von langer Dauer, noch allgemein, geweſen zu ſein. Man weis nicht genau, weder warum einige Chriſten verbannt, noch warum ſie wieder zurükgerufen wurden.

Wie kann man dem Tertullian Glauben beimeſſen, welcher, auf die Ausſage des Hegeſipp, ganz ernſthaft berichtet, daß Domitian die Enkel des Apoſtels Judas, vom Geſchlechte David's vernam, weil er ſich vor ihrem Rechte an den Thron von Judäa fürchtete, und daß er mit der Verfolgung inne hielt, als er ſahe, daß ſie arm und elend waren? Wär' es möglich geweſen, daß ein Römiſcher Kaiſer angebliche Nachkömmlinge David's fürchtete, nachdem Jeruſalem ſchon zerſtört war, ſo würde ſeine Staatsklugheit doch wohl den Juden, und nicht den Chriſten, ſchwer gefallen ſein. Aber wie kann man ſich einbilden, daß der Beherrſcher der bekannten Welt ſich über die Rechte zweier Enkel des Judas zum Königreich Paläſtina beunruhigt und ſie vernommen habe? Da ſieht man, wie die Geſchichte unglüklicherweiſe oft von Leuten iſt geſchrieben worden, die mehr fromm als aufgeklärt waren.

Nerva, Veſpaſian, Titus, Trajan, Hadrian und die Antonine, waren nicht Verfolger. Trajan, welcher das Verbot des Geſezes der zwölf Tafeln wider die Winkelzuſammenkünfte erneuert hatte, ſchreibt an den Plinius: Gegen die Chriſten mus man nicht die geringſte Unterſuchung anſtellen. Dieſe wichtigen Worte: Man mus nicht die geringſte Unterſuchung anſtellen, beweiſen, daß ſie ſich verbergen, und klüglich erhalten konnten, wenn gleich oft Prieſterneid und Judenhas ſie vor den Richtſtuhl und zum Blutgerüſt ſchleppten. Das Volk haſſte ſie; vornemlich das Volk in den Provinzen, welches immer hartherziger, abergläubiſcher und unduldſamer iſt, als das Volk in der Hauptſtadt; dies hezte die Obrigkeiten gegen ſie auf, und verlangte mit groſſem Geſchrei, daß man ſie auf den Schauplätzen den wilden Thieren vorwerfen ſollte. Hadrian verbot nicht allein dem Prokonſul Fondanus in Kleinaſien, ſie zu verfolgen, ſondern befal auch ausdrüklich: Wenn jemand die Chriſten verläumdet, ſo beſtrafe den Verläumder auf das ſtrengſte.

Aus dieſer Gerechtigkeitsliebe Hadrian's iſt die falſche Meinung entſtanden, daß er ſelbſt

ein Chriſt geweſen. Derjenige, der dem Antinous einen Tempel errichtete, konnte wohl nicht geneigt ſein, Jeſu Chriſto eine Kirche zu bauen.

Mark Aurel befal, daß man die Chriſten, um der Religion willen, nicht verfolgen ſollte. Karakalla, Heliogabal, Alexander, Philipp, und Gallien, beſchüzten ſie öffentlich. Sie hatten alſo Zeit genug, ihre angehende Kirche auszubreiten und zu befeſtigen. Sie hielten im erſten Jahrhundert fünf Kirchenverſammlungen, im zweiten ſechszehn, und im dritten ſechsunddreiſſig. Von dieſem dritten Jahrhundert an hatten ſie prächtige Altäre. Die Kirchengeſchichte gedenkt einiger derſelben mit ſilbernen Säulen, welche zuſammen dreitauſend Mark wogen. Die nach dem Muſter der Römiſchen Trinkſchalen geformten Kelche und die Oblatenteller waren von lauterm Golde.

Troz dem Geſchrei und den Verfolgungen ihrer Feinde genoſſen die Chriſten einer ſo groſſen Freiheit, daß ſie in mehrern Provinzen öffentliche Kirchen hatten, welche auf den Trümmern verfallner oder zerſtörter Tempel erbaut waren. Origenes und der heilige Cyprian räumen dieſes ein, und die Kirche mus

durchaus lange in Ruhe geweſen ſein, weil ſchon dieſe beiden groſſen Männer ihren Zeitgenoſſen Luxus, Weichlichkeit und Geiz, dieſe Folgen des Glüks und des Ueberfluſſes, vorwarfen.

Der heilige Cyprian beſchwert ſich ausdrüklich darüber, daß verſchiedne Biſchöfe die heiligen Beiſpiele, welche ſie vor Augen hätten, ſchlecht befolgten, groſſe Summen Geldes zuſammenſcharrten, ſich durch Wucher bereicherten, und liegende Gründe durch Betrug an ſich riſſen. Dieſe ſeine eigne Worte beweiſen augenſcheinlich die ruhige Glükſeligkeit, deren man unter dem Schuze der Römiſchen Geſeze genos. Der Misbrauch einer Sache beweiſt unwiderleglich das Daſein derſelben.

Wenn **Decius**, **Maximin** und **Diokletian** die Chriſten verfolgten, ſo geſchah es aus Staatsurſachen. **Decius** that es, weil ſie es mit Philipp hielten, der, wiewol ohne Grund, in dem Verdachte ſtand, ſelbſt ein Chriſt zu ſein; **Maximin** aber, weil ſie es mit dem Gordian hielten. Zwanzig Jahre lang genoſſen ſie unter Diokletian der gröſſten Freiheit. Denn ſie hatten nicht allein die freie Religionsübung, wel-

che die Römiſche Regierung zu allen Zeiten allen Völkern geſtattete, ohne ihren Gottesdienſt ſelbſt anzunemen; ſondern ſie namen auch Theil an allen Vorrechten der Römer. Viele Chriſten waren Stathalter in den Provinzen. Euſeb führt zwei Christen an, Dorotheus und Gorgonius, die anſehnliche Aemter in Diokletian's Pallaſte bekleideten, und von demſelben mit Gunſtbezeugungen überhäuft wurden. Endlich hatte er ſelbſt auch eine Chriſtin zur Gemalin genommen. Alles ſonach, was unſre Schreier gegen den Diokletian vorbringen, iſt bloſſe auf Unwiſſenheit gegründete Verläumdung. Weit entfernt, ſie zu verfolgen, erhob er ſie ſo hoch, daß er nicht mehr im Stande war, ſie zu unterdrükken.

Cäſar Galerius, der ſie haſſte, bewog im Jahr 303 den Diokletian, die dem Kaiſerlichen Pallaſt gegenüber gebaute Nikomediſche Domkirche niederreiſſen zu laſſen. Ein höchſt unbeſonnener Chriſt zerreiſſt öffentlich das Edikt, und wird beſtraft. Einige Tage nachher brennt ein Theil von dem Pallaſte des Galerius ab; man ſchiebt die Schuld auf die Chriſten, aber es wird keine Todesſtrafe über ſie verhängt. Das Edikt befielt, man ſoll ihre Kirchen und Bü-

cher verbrennen, und ihre Perſonen aller Ehrenämter berauben.

Bis dahin hatte Diokletian denſelben in Abſicht auf ihre Religion niemals Gewalt anthun wollen. Nach ſeinem Siege über die Perſer hatte er Edikte gegen die Manichäer herausgegeben, welche es mit den Perſern hielten, und heimliche Feinde des Römiſchen Reichs waren. Staatsklugheit war einzig und allein die Urſach dieſer Edikte. Wären ſie vom Religionseifer eingegeben worden, der überhaupt die Erobrer nur ſelten anwandelt, ſo hätte man gewis die Chriſten mit hineingezogen. Dies geſchah aber nicht. Sie hatten folglich unter Diokletian ſelbſt zwanzig volle Jahre, ſich feſtzuſezen, und wurden nur zwei Jahre lang unter demſelben übel behandelt. Ueber das alles ſchreiben Laktanz, Euſeb und der Kaiſer Konſtantin ſelber dieſe Gewaltthätigkeiten nicht dem Diokletian, ſondern lediglich dem Galerius zu. Es iſt auch wirklich nicht wahrſcheinlich, daß ein Mann, der Philoſoph genug war, der Krone zu entſagen, ſo unphiloſophiſch handeln und ſich ſchwärmriſchen Verfolgern beigeſellen ſollte.

Diokletian war zwar weiter nichts, als ein vom Glük emporgehobner Soldat; aber

eben dies beweiſt ſeine hohen Verdienſte. Man kann einen Fürſten blos nach ſeinen Thaten und ſeinen Geſezen beurtheilen. Diokletian's kriegriſche Thaten waren gros, und ſeine Geſeze gerecht. Ihm haben wir das Geſez zu danken, welches die Kaufkontrakte für ungültig erklärt, wodurch ein Theil über die Hälfte vervortheilt wird. Er ſagt ſelbſt, daß die Menſchlichkeit dieſes Geſez eingiebt, *humanum eſt.*

Er war der Vater der zu wenig vertretnen unmündigen Waiſen, und verordnete, daß die Kapitalien, woraus ihr Vermögen beſtand, Zinſen tragen ſollten.

Mit eben ſo vieler Klugheit als Billigkeit wollte er, daß, indem er ſich der Unmündigen annam, eben dieſe Unmündigen dieſen Schuz niemals ſollten misbrauchen, und ihre Schuldner betrügen können. Er verordnete daher, daß ein Unmündiger, der ſich einen Betrug zu Schulden kommen laſſen, ſeiner Rechtswohlthat verluſtig ſein ſollte. Er ſchrekte die Delatoren und Wuchrer zurük.

So war der Mann beſchaffen, welchen ſich die Unwiſſenheit gemeiniglich als einen gegen die Gläubigen ohn' Unterlas bewafneten Feind, und ſeine Regierung als eine immerwährende

Bartholomäusnacht, oder als die Verfolgung der Albigenſer vorſtellt. Dies iſt grade gegen alle Wahrheit. Die Märtrerzeitrechnung, welche von der Thronbeſteigung Diokletian's angefangen wird, müſſte alſo erſt zwei Jahre vor ſeiner Kronniederlegung beginnen, weil er in zwanzig Jahren keinen Märtrer machte.

Es iſt eine verächtliche Fabel, daß er aus Verdrus, das Chriſtenthum nicht ausrotten zu können, die Krone niedergelegt habe. Hätte er daſſelbe ſo ſehr verfolgt, ſo würd' er vielmehr die Regierung, und mit derſelben ſeine Beſtrebungen forgeſezt haben, es zu vertilgen; und wenn er gezwungen ward, abzudanken, wie man auch, wiewohl ohne Beweis, behauptet, ſo dankte er ja nicht aus Verdrus ab. Die eitle Begierde, auſſerordentliche Dinge zu ſchreiben, und die Anzal der Märtrer zu vergröſſern, iſt Schuld daran, daß man die leider! nur zu wahren Verfolgungen mit falſchen und unglaublichen vermehrt hat.

Man hat behauptet, daß Maximian Herkules Cäſar zu Diokletian's Zeiten, im Jahre 287 mitten in den Alpen die ganze ſogenannte Thebaniſche Legion, welche aus

ſechs-

ſechstauſend ſechshundert Mann, lauter Chriſten, beſtand, mit dem Märtrertode belegte, und daß ſie ſich alle ohne Murren hinrichten lieſſen. Dieſe ſo berufne Geſchichte ward nicht eher, als beinahe zweihundert Jahre nachher, von dem Abt Eucharius geſchrieben, der ſie auf Hörenſagen erzält. Wenn es auch eine Thebaniſche Legion gegeben hätte, weshalb hätte Maximian Herkules, wie man behauptet, dieſelbe aus dem Orient kommen laſſen, um in Gallien einen Aufruhr zu dämpfen, der ſchon ſeit Jahr und Tag geſtillt war? Warum hätt' er ſich ſechstauſend ſechshundert guter Soldaten beraubt, die er zur Stillung des Aufruhrs nötig gebrauchte? Wie kam es, daß ſie alle ohne Ausname Chriſten waren? Warum muſſten ſie denn unterwegs umgebracht werden? Und wer ſollte ſie umbringen, in einem ſchmalen Thal zwiſchen zwei Bergen bei Saint-Maurice-en-Valais, wo man nicht vierhundert Mann in Schlachtordnung ſtellen kann, und wo eine Legion mit leichter Mühe einer ganzen Armee Widerſtand leiſten würde? Zu welchem Endzwek diente dieſes Gemezel zu einer Zeit, da keine Verfolgung war, zur Zeit der gröſſten Ruhe in der Kirche, zu einer Zeit, da die Chriſten unter

Diokletian's eignen Augen in Nikomedien, ſeinem Pallaſte gegenüber, einen prächtigen Tempel hatten? Der tiefe Friede und die vollkommne Freiheit, deren wir genieſſen, ſagt Euſeb, machten, daß wir in Laulichkeit verfielen. Reimt ſich dieſer tiefe Friede, dieſe vollkommne Freiheit mit dem Niedermezeln einer Anzal von ſechstauſend ſechshundert Soldaten? Wenn dieſe unglaubliche Thatſache wahr wäre, hätte Euſeb dieſelbe mit Stillſchweigen übergangen?

Es haben ſo viel wahre Märtrer das Evangelium mit ihrem Blute verſiegelt, daß man diejenigen nicht an ihrem Ruhme Theil nemen laſſen mus, die keinen Antheil an ihren Leiden namen. Es iſt wahr, daß Diokletian in den beiden lezten Jahren ſeiner Regierung, und Galerius noch einige Jahre nach derſelben, die Chriſten in Kleinaſien und den benachbarten Gegenden gewaltſam verfolgten. Aber in Spanien, in England und in Gallien, welche Länder damals dem Konſtantius Chlorus gehörten, wurden ſie ſo wenig verfolgt, daß ſie vielmehr ihre Religion zur herrſchenden erhoben ſahen, und Euſeb berichtet, daß Maxentius, welcher

zu Rom im Jahre 306 zum Kaiſer erwählt ward, Niemanden verfolgt habe.

Dem Konſtantius Chlorus, der ſie beſchüzte, und deſſen Beiſchläferin Helene öffentlich zum Chriſtenthum überging, leiſteten ſie nüzliche Dienſte. Sie machten alſo damals eine mächtige Partei im Staate aus. Ihr Geld und ihre Waffen trugen dazu bei, den Konſtantin auf den Thron zu bringen. Dies zog ihm den Has des Senats, des Römiſchen Volks und der Prätorianiſchen Leibwacht zu, welche alle für ſeinen Mitwerber um die Krone, für den Maxentius, Partei genommen hatten. Unſre Geſchichtſchreiber nennen den Maxentius einen Tyrannen, weil er unglüklich war. Es iſt aber doch nicht zu läugnen, daß er wirklicher Kaiſer geweſen iſt, da der Senat und das Römiſche Volk ihn dafür erklärt hatten.

Viertes Kapitel.

Daß die falſchen Legenden der erſten Chriſten der Ausbreitung der Chriſtlichen Religion nicht geſchadet haben.

Jeſus Chriſtus hatte zugelaſſen, daß die falſchen Evangelien ſich gleich im Anfange des

Chriſtenthums mit den wahren vermengen durf-
ten; und um den Glauben ſeiner Getreuen de-
ſto beſſer zu prüfen, gingen ſogar die jezt ſoge-
nannten apokryphiſchen Evangelien vor den vier
geheiligten Werken vorher, welche heut zu Ta-
ge die Grundlage unſers Glaubens ausmachen.
Dies iſt ſo unſtreitig wahr, daß die Kirchen-
väter der erſten Jahrhunderte faſt immer eins
oder das andre dieſer Evangelien anführen, wel-
che nicht mehr vorhanden ſind. Weder Bar-
nabas, noch Clemens, noch Ignaz,
kurz alle bis auf den Juſtin, berufen ſich auf
andre, als auf dieſe apokryphiſche Evangelien.
Clemens, zum Beiſpiel, drükt ſich im zweiten
Briefe des achten Kapitels folgendergeſtalt aus:
Der Herr ſagt, in ſeinem Evangelio: wenn
Ihr nicht das Kleine behaltet, wer
wird Euch das Groſſe anvertrauen?
Nun ſtehn aber dieſe Worte weder im Mat-
thäus, noch im Markus, noch im Lukas,
noch im Johannes.

Es iſt offenbar, daß in den zehn oder zwölf
Sekten, in welche ſich die Chriſten gleich
im erſten Jahrhundert theilten, eine Par-
tei ſich nie auf die Evangelien ihrer Geg-
ner berief, wenn es nicht geſchah, um ſie zu

widerlegen. Ein jeder führte ſeine Beweiſe le= diglich aus den Schriften ſeiner Partei. Wie konnten denn die Väter unſrer wahren Kirche ſich auf Evangelien berufen, welche nicht kanoniſch waren? Dieſe Schriften müſſen doch damals für echt und heilig gegolten haben.

Was noch ſeltſamer ſcheinen müſſte, wenn man nicht wüſſte, welcher Ausſchweifungen die menſchliche Natur fähig iſt, iſt dieſes, daß es in allen von unſrer herrſchenden Kirche verworfnen Chriſtlichen Sekten Menſchen gegeben hat, welche ſich für ihre apokryphiſche Evangelien verfolgen lieſſen. Dies beweiſt nur zu ſehr, daß der falſche Eifer eben ſowohl ein Märtrer des Irrthums, als der wahre Eifer ein Märtrer der Wahrheit iſt.

Man kann die frommen Betrügereien nicht abläugnen, welche die erſten Chriſten von allen Sekten leider! anwendeten, um unſre heilige Religion zu unterſtüzen, welche dieſer ſchimpflichen Stüzen nicht bedurfte. Man erdichtete einen Brief des Pilatus an den Tiber, worin Pilatus dieſem Kaiſer ſchreibt: Der Gott der Juden hat ihnen verheiſſen, ihnen ſeinen Heiligen vom Himmel herabzuſchikken, der mit völli=

gem Rechte ihr König ſein ſoll, und dabei verſprochen, daß derſelbe von einer Jungfrau geboren werden ſoll. Nun hat ihn der Gott der Juden wirklich geſandt, jezt, da ich Stathalter von Judäa bin.

Man ſchmiedete ein angebliches Edikt des Tiber, kraft deſſen Jeſus unter die Zahl der Götter verſezt ward. Man ſchob Briefe des Seneka an Paulus, und des Paulus an Seneka unter. Man ſchmiedete das Teſtament der zwölf Patriarchen, welches ſehr lange für echt gehalten, und ſogar vom heiligen Johann Chryſoſtomus in das Griechiſche überſezt ward. Man verfertigte das Teſtament Moſis, Henoch's und Joſeph's. Man ſchmiedete das berufne Buch Henoch, welches man für den Grund des ganzen Chriſtenthums hält, weil in dieſem Buche einzig und allein die Geſchichte der Empörung der Engel erzält wird, welche in die Hölle hinabgeſtürzt und in Teufel verwandelt wurden, um die Menſchen in Verſuchung zu führen. Dieſes Buch ward zu der Apoſtel Zeiten verfertigt, und zwar noch ehe die Briefe des heiligen Judas zum Vorſchein kamen, welcher die Prophezeihungen die-

ſes Henoch's, des ſiebenten Menſchen nach Adam, anführt.

Man ſchmiedete einen Brief, welchen Jeſus Chriſtus an einen König von Edeſſa geſchrieben haben ſollte, zu einer Zeit, da Edeſſa den Römern gehörte, und keinen König hatte.

Man erdichtete die Reiſen des heiligen Petrus, die Apokalypſe des heiligen Petrus, die Geſchichte des heiligen Petrus, die Geſchichte des heiligen Paulus, die Geſchichte des Pilatus. Man verfälſchte die Geſchichte des Flavian Joſeph's, und war unbeſonnen genug, dieſen für ſeine Jüdiſche Religion ſo eifrigen Juden ſagen zu laſſen: Jeſus wäre der Chriſt, der Meſſias.

Man ſchrieb den Roman von dem Streite des heiligen Petrus mit Simon dem Zaubrer; von einem verſtorbnen Verwandten des Nero, welchen ſie beide auferwekken wollten; von ihrem Kampf in der Luft; von Simon's Hunde, welcher dem heiligen Petrus Briefe brachte und die Antworten abholte.

Man ſchob Verſe der Sibyllen unter, welche ſo auſſerordentlich gäng und gäbe wurden,

daß derſelben noch in unſern Kirchenliedern Erwähnung geſchieht:

Teſte David cum Sibylla. *)

Endlich erdichtete man noch eine ungeheure Menge von Märtrern, welche man, wie wir ſchon geſagt haben, mit den wahren vermengte.

Wir haben noch die Märtrergeſchichten des heiligen Apoſtels Andreas, welche von den frömmſten und gelehrteſten Kritikern für falſch iſt anerkannt worden, ſo wie auch die Märtrergeſchichten des heiligen Clemens.

Euſeb von Cäſarea ſammelte im vierten Jahrhundert einen groſſen Theil dieſer Legenden. Da ſieht man gleich anfangs das Märtrerthum des heiligen Jakob's, des älteſten Bruders Jeſu Chriſti, von welchem behauptet wird, daß er ein echter Jude, und ſogar ein Rechabit, geweſen, und daß die Juden zu Jeruſalem ihn Jakob den Gerechten genannt haben. Er brachte ganze Tage mit Beten im Tempel zu. Er war alſo nicht von der Religion ſeines Bruders. Sie drangen in ihn, ſeinen Bruder für einen Betrüger zu erklären, aber Jakob gab ihnen zur Antwort: Wiſſet,

*) d. Ü. Nach dem Zeugnis David's und der Sibylle.

daß er ſizt zur Rechten der Allmacht Gottes, und daß er mitten in den Wolken kommen wird, um von dort aus die ganze Welt zu richten.

Ferner tritt ein Simeon auf, ein leiblicher Vetter Jeſu Chriſti, der Sohn eines gewiſſen Kleophas und Marien's, der Schweſter der Maria, der Mutter Jeſu. Man macht ihn mit freigebiger Hand zum Biſchof von Jeruſalem. Man giebt vor, daß er bei den Römern ſei angegeben worden, als ein Menſch, der in grader Linie vom König David abſtammte, und eben ſo wohl wie der heilige Judas, ein unbeſtreitbares Recht auf das Königreich Jeruſalem hätte; daß Trajan, welcher den Stamm David's auſſerordentlich fürchtete, nicht ſo gelinde mit Simeon verfuhr, als Domitian mit den Enkeln des Judas, und daß er nicht ermangelte, dieſen Simeon kreuzigen zu laſſen, aus Furcht, daß derſelbe ihm Paläſtina wegnemen möchte. Dieſer leibliche Vetter Jeſu Chriſti muſſte wohl ſehr alt ſein, weil er unter Trajan lebte, das heiſſt im hundert und ſiebenten Jahr unſerer Zeitrechnung.

Man erfand ferner eine lange Unterredung zwiſchen Trajan und dem heiligen Ignaz zu

Antiochien. Trajan ſagt zu demſelben: Wer biſt Du, unſaubrer Geiſt, Höllenteufel? Ignaz antwortet ihm: Ich heiſſe nicht unſaubrer Geiſt. Ich heiſſe Träger Gottes. Eine ſehr wahrſcheinliche Unterredung!

Noch tritt auf eine heilige Symphoroſa mit ihren ſieben Kindern, welche einen freundſchaftlichen Beſuch bei dem Kaiſer Hadrian ablegen, zur Zeit, als derſelbe ſein ſchönes Luſtſchlos zu Tibur erbaute. Hadrian, ob er gleich niemals irgend jemanden verfolgte, läſſt vor ihren Augen den jüngſten der ſieben Brüder vom Kopf bis auf die Zehen von einander hauen, die ſechs übrigen aber, nebſt der Mutter, um gröſſre Augenweide zu haben, durch verſchiedne Todesarten hinrichten.

Die heilige Felicitas wird, mit ihren ſieben Kindern, denn ſieben müſſen es immer ſein, verhört, gerichtet und verurtheilt, und zwar von dem Römiſchen Präfektus, und auf dem Marsfelde, wo nie ein Sterblicher iſt gerichtet worden. In der Prätorwohnung richtete der Präfektus; aber das hat man ſo genau nicht genommen.

Als der heilige Polykarp zum Feuer verurtheilt war, läſſt ſich eine Stimme vom Himmel hören, und ſagt zu demſelben: Faſſe Mut Polykarp! und ſei ſtandhaft! Den Augenblik theilen ſich die Flammen des Scheiterhaufens, und bilden einen ſchönen Thronhimmel über ſeinem Haupte, ohne ihn zu berühren.

Ein Chriſtlicher Gaſtwirt, Namens Theodot, begegnet auf einer Wieſe, nicht weit von der Stadt Ancyra, dem Pfarrer Fronton. Man weis nicht recht, in welchem Jahre, und das iſt Schade; es geſchah aber unter dem Kaiſer Diokletian. Dieſe Wieſe, ſagt die von dem ehrwürdigen Pater Bollandus zuſammengetragne Legende, prangte mit dem ſchönſten jungen Grün, welches von den verſchiednen Farben der Blumen in verſchiednen Abſtufungen erhöht ward. — Ha! das wäre eine herrliche Wieſe, rief der heilige Gaſtwirt, um eine Kapelle darauf zu bauen. — Ihr habt Recht, erwiderte der Pfarrer Fronton, aber ich mus Reliquien haben. — Geht in Gottes Namen, verſezte Theodot, ich werde ſchon dafür ſorgen. Er wuſſte wohl, was er ſagte. In Ancyra wohnten ſie-

ben Chriſtliche Jungfrauen, deren jede ungefähr zweiundſiebzig Jahre alt war. Dieſe wurden von dem Stathalter verurtheilt, nach den Römiſchen Geſezen von allen jungen Leuten der Stadt genotzüchtigt zu werden; denn dieſe Legenden ſezen immer voraus, daß man alle Chriſtliche Mädchen mit dieſer Marter belegte.

Zum Glük fand ſich kein junger Menſch, der dieſen Urtheilsſpruch vollziehen wollte, einen jungen Trunkenbold ausgenommen, welcher Mut genug hatte, ſich an die heilige Tekuſa zu wagen, als die jüngſte von allen, die noch im einundſiebzigſten Jahre war. Tekuſa warf ſich demſelben zu Füſſen, wies ihm die welke Haut ihrer dürren Lenden, und alle ihre Runzeln voller Schmuz, u. ſ. w. und nun entfiel dem jungen Menſchen der Mut. Der Stathalter, den es verdros, daß die ſieben alten Dirnen ihre Jungfrauſchaft unverſehrt erhalten hatten, machte ſie auf der Stelle zu Prieſterinnen der Diana und der Minerva, und nun ſahen ſie ſich genötigt, ganz nakt den beiden Göttinnen zu dienen, denen ſich doch bekanntermaaſſen die Frauenzimmer nie anders, als von Haupt zu Fus verſchleiert, nähern durften.

Der Gaſtwirt Theodot, der ſie ſo ganz nakt ſahe, und dieſe Verlezung ihrer Schamhaftigkeit nicht ausſtehn konnte, bat Gott mit Thränen, daß er ſich ihrer erbarmen und ſie lieber gleich möchte ſterben laſſen; den Augenblik lies ihnen der Stathalter Steine um den Hals hängen, und ſie in den See bei Ancyra werfen.

In der Nacht erſchien die ſelige Tekuſa dem Gaſtwirt Theodot, und ſagte zu ihm: Du ſchläfſt, mein Sohn! ohne an uns zu denken? Gieb nicht zu, geliebter Theodot, daß unſre Leiber von den Forellen gefreſſen werden. Den ganzen Tag über ſann Theodot dieſer Erſcheinung nach.

In der folgenden Nacht ging er mit einigen ſeiner Leute an den See. Ein ſtralendes Licht ging vor ihnen her, ob es gleich eine ſehr finſtre Nacht war. Es fiel ein entſezlicher Regen, und ſchwellte den See auf. Zwei alte Männer, deren Haare, Bart und Kleider weis waren, wie Schnee, erſchienen ihm darauf, und ſagten: Geht nur immer zu, und fürchtet nichts; dies iſt eine himmliſche Fakkel, und Ihr werdet

bei dem See einen von Haupt bis zu Fus gewafneten himmliſchen Ritter finden, der Euch führen wird.

In dem Augenblik ward das Ungewitter doppelt ſtärker. Der himmliſche Ritter erſchien mit einer ungeheuern Lanze, und war kein andrer, als der glorreiche Märtrer Soſiander in eigner Perſon, welchem Gott befolen hatte, auf einem ſchönen Pferde herabzukommen, um den Gaſtwirt zu führen. Er verfolgte die am See ſtehenden Schildwachten mit eingelegter Lanze, und trieb ſie in die Flucht. Theodot fand den See ausgetroknet, welches die Folge des Regens war; die ſieben Jungfrauen aber wurden weggetragen und von den Aufwärtern beerdiget.

Die Legende ermangelt nicht, die Namen der Jungfrauen zu nennen. Sie waren folgende: Sankta Tekuſa, Sankta Alexandra, und Sankta Phainea, drei Kezerinnen, und Sankta Claudia, Sankta Euphraſia, Sankta Matrona und Sankta Julita, vier Katholiſche Chriſtinnen.

Sobald man in der Stadt Ancyra erfuhr, daß dieſe ſieben Jungfrauen waren begraben

worden, ſo war, wie leicht zu erachten, die ganze Stadt in Bewegung und Aufruhr. Der Stathalter lies den Theodot auf die Folter bringen. Da ſeht Ihr, ſagte Theodot, die Wohlthaten, womit Jeſus Chriſtus ſeine Diener begnadigt! Er giebt mir Mut, die Folter auszuhalten, und bald werd' ich verbrannt werden. Dies erfolgte wirklich. Er hatte aber dem Pfarrer Fronton Reliquien verſprochen, die er in ſeine Kapelle ſezen könnte, und Fronton hatte noch keine Reliquien. Fronton ſezte ſich auf ſeinen Eſel, um die verſprochnen Reliquien aus Ancyra abzuholen, und nam einige Flaſchen köſtlichen Wein mit, denn er hatte mit einem Gaſtwirte zu thun. Er ſties auf einige Soldaten, denen er zu trinken gab. Die Soldaten erzälten ihm das Märtrerthum des heiligen Theodot's. Sie verwahrten ſeinen Leichnam, ob er gleich war verbrannt worden. Er trank ihnen ſo tapfer zu, daß er Zeit gewann, den Leichnam zu entwenden. Er begrub ihn, und baute ſeine Kapelle. Nun, ſagte der heilige Theodot zu ihm, hatt' ich Dir nicht geſagt, daß Du Reliquien bekommen würdeſt?

Dies iſt es, was die Jeſuiten Bolland und Papebrog ſich nicht ſchämten, in ihrer Geſchichte der Heiligen zu berichten. Dies iſt es, was ein Mönch, Names Dom Ruinart mit der dümmſten Unverſchämtheit ſeinen glaubwürdigen Akten einverleibt hat.

So viel Betrügereien, ſo viel Irrthümer, ſo viel ekelhafte Abgeſchmaktheiten, womit wir ſeit ſiebzehnhundert Jahren ſind überſchwemmt worden, haben unſrer Religion keinen Schaden zufügen können. Sie iſt ohne Zweifel göttlich, weil ſiebzehn Jahrhunderte voll Betrügereien und Albernheiten ſie nicht haben vertilgen können, und unſre Ehrfurcht für die Wahrheit iſt deſto gröſſer, je mehr wir die Lügen verachten.

Fünftes Kapitel.

Verfolg der Einführung des Chriſtenthums. Wie Konſtantin daſſelbe zur herrſchenden Religion gemacht hat. Verfall des alten Roms.

Die Regierung Konſtantin's iſt ein glorreicher Zeitpunkt für die Chriſtliche Religion, welche durch ihn triumphirte. Man hätte nicht nötig gehabt, Wunder hinzuzufügen, ſo wie die

Ev-

Erſcheinung des Labarum in den Wolken, ohne daß man einmal das Land nennt, wo dieſes Panier erſchienen iſt. Man hätte nicht nötig gehabt, zu ſchreiben, daß die Wächter dieſes Labarum auf immer unverwundbar waren. Das vom Himmel gefallne Schild im alten Rom; die Oriflamme, welche ein Engel dem heiligen Dionys brachte, und alle dergleichen Nachahmungen des Trojaniſchen Palladium's dienen blos dazu, der Wahrheit den Anſtrich der Fabel zu geben. Gelehrte Alterthumsforſcher haben hinlänglich dieſe Irrthümer widerlegt, welche von der Philoſophie nicht angenommen und von der Kritik verworfen werden. Wir wollen uns blos damit beſchäftigen, auszumitteln, wodurch Rom aufhörte, Rom zu ſein.

Um die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes bei den Chriſtlichen Völkern zu entwikkeln, müſſte man bis zum Konſtantin, und wohl noch weiter, hinaufſteigen. Dies iſt eine Finſternis, in welcher man ſich das erforderliche Licht ſelber anzünden mus. Man ſollte zwar Licht erwarten von einem Manne, wie Euſeb, der Biſchof von Cäſarien, ein vertrauter Freund Konſtantin's, des Athanaſius Feind, ein

Staatsmann, und ein Gelehrter war, und der zuerſt die Kirchengeſchichte ſchrieb.

Aber wie erſtaunt man, wenn man ſich aus den Schriften dieſes Staatsmanns, dieſes Vaters der Kirchengeſchichte, belehren will!

Im Betref des Kaiſers Konſtantin findet man darinnen: Gott hätte die Zahlen in ſeine Einheit aufgenommen, die Welt durch die Zahl zwei verſchönert, durch die Zahl drei dieſelbe, der Materie und der Form nach, zuſammengeſezt; hernach durch Verdopplung der Zahl zwei die vier Elemente erfunden. Wunderbar wäre es, daß, wenn man die Zahlen eins, zwei, drei und vier, zuſammen rechnet, man die Zahl zehn bekömmt, welche die Gränze, das Ziel und die Vollkommenheit der Einheit ausmacht; und daß, wenn man dieſe ſo vollkommene Zahl zehn durch die noch vollkommenere Zahl drei vervielfältigt, welche das fühlbare Ebenbild der Gottheit iſt, daraus die Zahl der dreiſſig Monatstage herauskömmt. *)

*) *Euſebii Panegyricus in Conſtantinum, cap.* IV. & V.

Der nemliche Euſeb führt den von uns ſchon erwähnten Brief eines gewiſſen Königs Abgar von Edeſſa an Jeſus Chriſtus an, worin er demſelben ſeine kleine ziemlich nette Stadt anbietet, nebſt der Antwort Jeſu Chriſti an den König Abgar.

Der nemliche Euſeb erzält dem Tertullian nach, daß der Kaiſer Tiber, der die Juden aus Rom verjagte, ſobald er vom Pilatus den Tod Jeſu Chriſti erfahren hatte, dem Senat den Vorſchlag that, denjenigen unter die Götter des Römiſchen Reichs aufzunemen, der ihm noch nicht anders, als wie ein bloſſer Menſch aus Judäa, bekannt ſein konnte; daß der Senat ſolches zu thun verweigert, und Tiber darüber ſehr aufgebracht geweſen ſei.

Der nemliche Euſeb erzält dem Juſtin nach, daß die angebliche Bildſäule Simon's des Zaubrers ſei aufgerichtet worden; und nimmt die Jüdiſchen Therapeuten für Chriſten an.

Er iſt es ferner, welcher auf Hegeſipp's Ausſage behauptet, daß die Urenkel Jeſu Chriſti, von Seiten ſeines Bruders Judas, bei dem Kaiſer Domitian als höchſt-gefährliche Perſonen wären angegeben worden, welche ein natürliches Recht auf den Thron David's hätten; daß dieſer Kaiſer

ſelbſt ſich die Mühe gab, ſie zu vernemen; daß ſie zur Antwort gaben, ſie wären ehrliche Landleute, und bauten mit eigenen Händen ein Feld von neununddreiſſig Morgen, als das einzige Eigenthum, welches ſie beſäſſen.

Die Römer verläumdet er aus allen Kräften, weil er aus Aſien war. Er unterſteht ſich ſogar zu ſagen, daß zu ſeiner Zeit der Römiſche Senat dem Jupiter jährlich einen Menſchen opferte. Iſt es wohl erlaubt, einem Titus, einem Trajan, und den göttlichen Antoninen Abſcheulichkeiten aufzubürden, deren ſich damals in der ganzen bekannten Welt kein einziges Volk ſchuldig machte?

So behandelte man die Geſchichte zu jenen Zeiten, da die Verändrung der Religion dem Römiſchen Reiche eine neue Geſtalt gab. Gregorius von Tours behielt dieſelbe Weiſe bei, und man kann wohl ſagen, daß wir bis auf den Guicciardini und Machiavel keine gutgeſchriebne Geſchichte haben. Aber ſelbſt das Rohe aller dieſer Denkmäler zeigt uns den Geiſt der Zeit, in welcher ſie gemacht wurden, und ſogar die Legenden ſelbſt können uns die Sitten unſrer Nationen kennen lehren.

Konſtantin, der gegen den Willen der Römer Kaiſer geworden war, konnte ſich unmöglich ihre Liebe verſprechen. Offenbar konnte der Tod ſeines Stiefbruders Licinius, der der eidlichen Zuſage zuwider ermordet ward, die Ermordung ſeines zwölfjährigen Neffen Licinius, die Aufopfrung ſeines Schwiegervaters Maximian's, der auf ſeinen Befel zu Marſeille umgebracht wurde, die Hinrichtung ſeines eignen Sohnes Criſpus, der ihm ſo viel Siege erfochten hatte, die Erdroſſelung ſeiner Gemalin Fauſta im Bade, — alle dieſe Abſcheulichkeiten, ſag' ich, konnten unmöglich den Has, den man gegen ihn hegte, verringern. Wahrſcheinlich war dieſes Urſach, den Siz des Reichs nach Byzanz zu verlegen.

Im Theodoſiſchen Kodex ſteht ein Edikt des Konſtantin's, worin er ſagt, er habe Konſtantinopel auf Befel Gottes angelegt. Er erdichtete alſo eine Offenbarung, um das Murren zu verhüten. Dieſer einzige Zug könnte ſeinen Karakter kenntlich machen. Unſre heiſſe Neugier möchte gern in die innerſten Falten des Herzens eines ſolchen Mannes, wie Konſtantin, hineinblikken, durch welchen im Römiſchen Reich bald alles eine andre Ge-

ſtalt annam, Regierungsſiz, Hofſitten, Gebräuche, Sprache, Kleidung, Staatsverwaltung und Religion. Wie ſoll man ſich in einem Manne finden, den die eine Partei wie den ſchwärzeſten Böſewicht, und die andre wie ein Muſter der Tugend ſchildert? Wenn man glaubt, daß er alles zur Beförderung ſeines Intereſſe zu benuzen wuſſte, ſo wird man nicht irren.

Auszumitteln, ob er an dem Untergange des Reichs Schuld war, iſt eine des menſchlichen Verſtandes würdige Unterſuchung. Es ſcheint ausgemacht, daß er Rom's Fall bewirkte. Aber durch die Verlegung des Throns an den Bosphorus von Thracien errichtete er im Orient eine Bruſtwehr gegen die Einfälle der Barbaren, welche, unter ſeinen Nachfolgern, das Reich überſchwemmten, und Italien ohne Vertheidigung fanden. Er ſcheint den Occident dem Oriente aufgeopfert zu haben. Italien ſank, als Konſtantinopel emporſtieg. Das Studium der politiſchen Geſchichte der damaligen Zeit müſſte merkwürdig und lehrreich zugleich ſein. Wir haben faſt nichts vor uns, als Satyren und Lobreden. Aber aus den Lobreden ſelbſt kann man zuweilen die Wahrheit lernen. Man überhäuft, zum Beiſpiel, den Konſtantin mit Lo-

beserhebungen, weil er alle Häupter der Franken, nebſt allen auf einem Kriegszuge am Rhein gemachten Gefangnen, bei den öffentlichen Spielen im Circus von den wilden Thieren zerreiſſen lies. So wurden die Vorfahren eines Clodovåus und Karl's des Groſſen behandelt. Die Schriftſteller, welche niederträchtig genug geweſen ſind, grauſame Handlungen zu loben, beſtätigen doch wenigſtens die Wahrheit dieſer Handlungen, und einſichtsvolle Leſer können darüber urtheilen. Das Umſtändlichſte, was wir von der Geſchichte dieſer Revolution haben, iſt dasjenige, was die Gründung der Kirche und die Unruhen derſelben betrift.

Das Beweinenswürdigſte iſt, daß, ſobald die Chriſtliche Religion auf dem Throne ſas, die Heiligkeit derſelben durch Chriſten entweiht ward, welche ſich der Rachſucht überlieſſen, anſtatt daß ihr Triumph ihnen den Geiſt des Friedens einhauchen ſollte. Sie machten in Syrien und Paläſtina alle obrigkeitliche Perſonen nieder, von welchen ſie waren verfolgt worden. Sie erſäuften die Gemalin und die Tochter des Maximin's und belegten ſeine Kinder und Verwandten mit dem martervollſten Tode. Die Streitigkeiten über die Conſubſtantialität

des Worts zerrütteten die Welt und über- ſchwemmten ſie mit Blute. Kurz, Ammianus Marcellinus ſagt, daß die Chriſten ſei- ner Zeit ſich, wie wilde Thiere, unter einander zerriſſen. Es gab damals auch groſſe Tugenden, welche aber Ammian nicht anführt. Dieſe verbergen ſich faſt immer, be- ſonders vor feindſeligen Augen, und die Laſter fallen mehr in die Sinne.

Die Römiſche Kirche blieb von dieſen Ver- brechen und Unglüksfällen frei, war im Anfan- ge nicht mächtig, aber auch keinen Entweihun- gen ausgeſezt, und verhielt ſich unter einem Se- nat und Volke, die beide Gözendiener waren, lange Zeit klug und ruhig. Es gab damals in dieſer Hauptſtadt der bekannten Welt ſiebenhun- dert groſſe und kleine den obern und min- dern Gottheiten gewidmete Tempel. Dieſe wa- ren bis zu den Zeiten des Theodos vorhan- den, und noch lange nach denſelben blieb das Landvolk bei ſeinem alten Gottesdienſt. Daher bekamen die Anhänger der alten Religion den Namen *Pagani* (Heiden), von der Benennung der Dörfer und Flekken, *Pagi*, worin man die Abgötterei bis in das achte Jahrhundert dul- dete.

Man weis genug, auf welchen Betrug ſich Konſtantin's Schenkung gründet, aber in welchem hohen Anſehen dieſer Betrug lange Zeit ſtand, iſt nicht hinlänglich bekannt. Diejenigen, welche ſie leugneten, wurden oft in Italien und anderwärts beſtraft. Wer ſollte glauben, daß zu Strasburg im Jahr 1478 Menſchen verbrannt wurden, weil ſie dieſen Irrthum beſtritten hatten?

Konſtantin ſchenkte in der That, nicht dem Biſchofe von Rom allein, ſondern der Domkirche zu Sankt Johannes, tauſend Mark Goldes, und dreiſſigtauſend Mark Silbers, nebſt einem beſtimmten jährlichen Einkommen, und einige Landgüter in Kalabrien. Dieſe Beſizung ward von jedem nachfolgenden Kaiſer vermehrt. Die Biſchöfe von Rom bedurften es auch. Die Miſſionen, welche ſie bald in dem heidniſchen Theil von Europa umherſchikten, die aus ihren Sizen verjagten Biſchöfe, denen ſie Zuflucht gaben, und die Armen, welche ſie unterhielten, ſezten ſie in die Notwendigkeit, viel Reichthümer zu haben. Das Anſehn der Würde, welches noch vorzüglicher iſt, als Reichthum, machte bald aus dem Hirten der Römiſchen Chriſten den wichtigſten Mann des ganzen Occidents. Die Frömmigkeit hatte ſich's gefallen laſſen, die Würde an=

zunemen; der Ehrgeiz bewarb ſich um dieſelbe. Man zankte ſich um die Oberprieſterwürde; ſchon in der Mitte des vierten Jahrhunderts waren zwei Gegenpäbſte vorhanden, und im Jahre 466 ſagte der heidniſche Konſul Prätertat: Wenn Ihr mich zum Biſchof von Rom machen wollt, ſo will ich ein Chriſt werden.

Indeſſen hatte dieſer Biſchof keine andre Gewalt, als diejenige, welche die Tugend, das Anſehn, oder allenfalls der Gebrauch heimlicher Ränke bei günſtigen Umſtänden, zu geben vermag. Nie hatte irgend ein Hirt der Kirche die ausübende Gerichtsbarkeit, und noch weniger landesherrliche Rechte. Kein einziger hatte das ſogenannte ius terrendi, oder die Lehnsherrlichkeit, oder das Recht, ſich der Ausdrükke zu bedienen: do, dico, addico. Die Kaiſer blieben die höchſten Richter in allen Sachen, die einzigen Glaubenslehren ausgenommen. Sie berieſen die Kirchenverſammlungen. Konſtantin nam zu Nicäa die Klagen an, welche die Biſchöfe gegen einander anzubringen hatten, und entſchied darüber. Selbſt der Titel eines *pontifex maximus* blieb mit der Krone verbunden.

Sechstes Kapitel.

Urſachen vom Verfall des Römiſchen Reichs.

Wenn irgend jemand das wankende Reich wieder zu befeſtigen, oder wenigſtens den Fall deſſelben ſpäter hinauszuſezen vermochte, ſo war es der Kaiſer Julian. Er war keiner von den gemeinen Soldaten, welche das Glük emporgehoben hatte, wie die Diokletiane und Theodoſe. Er war im Purpur geboren, von den Armeen gewählt, bei den Soldaten beliebt, und hatte keine Faktionen zu befürchten. Man hielt ihn, ſeit ſeinen Siegen in Teutſchland, für den gröſſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts. Kein Kaiſer, ſelbſt nicht Mark Aurel, war gerechter und in Handhabung der Gerechtigkeit unparteiiſcher. Kein Philoſoph war mäſſiger und enthaltſamer. Er regierte alſo durch Geſez und Mut und Beiſpiel. Wäre ſeine Laufbahn von längrer Dauer geweſen, ſo hätte das Reich nach ſeinem Tode wahrſcheinlicherweiſe weniger gewankt.

Zwei göttliche Geiſſeln zernichteten endlich dieſen groſſen Kolos, die Barbaren und die Religionsſtreitigkeiten.

Was die Barbaren betrift, ſo iſt es eben ſo ſchwer, von ihren Einfällen, als von ihrem Urſprunge, ſich einen deutlichen Begrif zu machen. Prokop und Jornandes haben uns Fabeln erzält, welche alle unſre Schriftſteller nachbeten. Wie kann man aber glauben, daß die Hunnen aus dem nördlichen Schina gekommen, in Verfolgung eines Rehes durch den Palus Mäotides gewatet ſein, und die kriegriſchen Nationen, welche die Länder bewohnten, die heut zu Tage die Krim, ein Theil von Pohlen, die Ukraine, die Moldau und die Wallachei heiſſen, wie eine Heerde Hammel, vor ſich her verjagt haben ſollen? Dieſe ſtarke und kriegriſche Völker, wie ſie es auch noch heut zu Tage ſind, waren den Römern unter dem allgemeinen Namen der Gothen bekannt. Wie kam es, daß dieſe Gothen bis an die Ufer der Donau flüchteten, ſobald ſie die Hunnen ankommen ſahen? Wie ging es zu, daß ſie mit gefalteten Händen baten, die Römer möchten ſie der Aufname würdigen? Und wie konnten ſie, nach erhaltnem Durchzuge, alles bis an die Thore von Konſtantinopel mit gewafneter Hand verwüſten?

Alles dieſes ſchmekt nach Herodotiſchen Erzälungen, und nach andern Erzälungen, die eben ſo ſehr geprieſen werden. Es iſt weit wahrſcheinlicher, daß alle dieſe Völker, eins nach dem andern auf Plündrung auszogen. Die Römer hatten die Nationen geplündert; die Gothen und Hunnen kamen nun, um ſie wieder zu plündern.

Aber warum vertilgten die Römer ſie nicht, wie Marius die Cimbrier vertilgt hatte? Das kam daher, weil ſich kein Marius mehr fand, weil ſich die Sitten geändert hatten, weil das Reich zwiſchen den Arianern und Athanaſianern getheilt war. Man war blos mit zwei Gegenſtänden beſchäftigt, mit dem Wettrennen im Circus, und mit den drei Perſonen der Gottheit. Das Römiſche Reich hatte damals mehr Mönche als Soldaten, und dieſe Mönche liefen heerdenweiſe von Stadt zu Stadt, um die Conſubſtantialität des Worts zu vertheidigen oder zu beſtreiten. In Aegypten war ihre Anzal ſiebzigtauſend.

Das Chriſtenthum ſchlos den Himmel auf, richtete aber dagegen das Reich zu Grunde. Denn die in ſeinem Schooſſe erzeugten Sekten

beſtritten ſich nicht allein mit der ganzen Wut der theologiſchen Zänkereien; ſondern fielen über die alte Religion des Reichs her; eine Religion, die ohne Zweifel falſch und lächerlich war, aber unter welcher Rom doch zehn Jahrhunderte hindurch von Siegen zu Siegen fortgeſchritten war.

Die Abkömmlinge der Scipionen waren zu Kontroverſiſten geworden; man ſtrebte mit gröſſerm Eifer nach Bisthümern, als ehedem nach Triumphskränzen; die perſönliche Achtung war von den Hortenſius und Ciceronen auf die Cyrillen, Gregore und Ambroſe übergegangen. Nun war alles verloren; und wenn man ſich über etwas wundern darf, ſo iſt es dies, daß das Römiſche Reich doch noch eine Zeitlang fortdauerte.

Theodos, den man den groſſen Theodos nennt, bezalte dem hochmütigen Alarich einen Tribut, unter dem Namen eines Jahrgeldes aus dem Kaiſerlichen Schaze. Alarich brandſchazte Rom das erſtemal, als er vor ſeinen Thoren erſchien, und das zweitemal lies er es plündern. Das Reich war damals ſo tief herabgewürdigt, daß dieſer Gothe zu ſtolz war, König von Rom zu ſein, immittelſt der elende Kaiſer

des Occident's Honorius in Ravenna zitterte, wohin er ſich verkrochen hatte.

Alarich machte ſich das Vergnügen, in Rom einen Kaiſer zu machen, Namens Attalus, welcher ſich in ſeinem Vorzimmer einfand, um ſeine Befele zu empfangen. Die Geſchichte hat uns zwei Anekdoten von jenem Honorius aufbewahrt, welche laut von der erſtaunlichen Niederträchtigkeit und zugleich Schändlichkeit dieſer Zeiten zeugen. Die erſte iſt, daß eine der Urſachen von der Verachtung, worein Honorius gefallen war, in ſeiner Untüchtigkeit zum Beiſchlaf beſtand. Die zweite, daß man eben dieſem Kaiſer Attalus, dieſem Sklaven Alarich's, zumutete, den Honorius zu kaſtriren, um ſeine Beſchimpfung noch vollſtändiger zu machen.

Nach dem Alarich kam Attila, welcher von Schina bis nach Gallien alles verwüſtete. Er war ſo gros, und die Kaiſer Theodos und Valentinian der III. ſo klein, daß die Prinzeſſin Honoria, Schweſter Valentinian's des III, ſich ihm zur Gemalin anbot. Sie ſchikte ihm ihren Ring zum Zeichen ihrer Treue; ehe ſie aber die Antwort des Attila zurükbekam, war ſie ſchon von einem ſeiner Lakaien ſchwanger.

Als Attila die Stadt Aquileja zerſtört hatte, kam der Römiſche Biſchof Leo, und legte ihm alles Gold zu Füſſen, welches er von den Römern hatte zuſammentreiben können, um das Gebiet dieſer Stadt, in welcher der Kaiſer Valentinian der III. verborgen ſtekte, von der Plündrung loszukaufen. Sobald der Handel geſchloſſen war, ermangelten die Mönche nicht, zu ſchreiben, daß der Pabſt Leo den Attila in Furcht gejagt hätte; denn er wäre mit der Geberde und dem Ton eines Herrſchers zu dieſem Hunnen gekommen, und von dem heiligen Petrus und dem heiligen Paulus begleitet geweſen; Beide hätten flammende Schwerter in den Händen gehabt, welches ſichtbarlich die beiden Schwerter des Römiſchen Biſchofs geweſen wären. Dieſe Art, die Geſchichte zu ſchreiben, hat bei den Chriſten bis in das ſechzehnte Jahrhundert ununterbrochen fortgedauert.

Bald nachher überſchwemmten ganze Sündfluten von Barbaren von allen Seiten alles, was den Händen des Attila entgangen war.

Und was machten die Kaiſer während der Zeit? — Sie beriefen Kirchenverſammlungen. Dies geſchahe, bald wegen des alten Streits der Anhänger des Athanaſius, bald wegen der

Dona-

Donatiſten; über dieſe Streitigkeiten war ganz Afrika in Bewegung, als Genſerich, der Vandale, daſſelbe unterjochte. Ein andermal geſchah es wegen der Behauptungen des Neſtorius und Cyrillus, wegen der Spizfindigkeiten des Eutiches, und viele Glaubensartikel wurden zuweilen durch Stokprügel entſchieden, wie es ſich unter Theodos dem II. auf einer Kirchenverſammlung zutrug, die er zu Ephes zuſammen berufen hatte, und die noch heut zu Tage die Räuberbande heiſſt. Um endlich den Geiſt jener unglüklichen Zeiten ganz kennen zu lernen, mus man ſich erinnern, daß ein Mönch, den Theodos der II. abſchläglich beſchied, weil er ihn zu ſehr überlief, den Kaiſer in den Kirchenbann that, und daß der Kaiſer ſich genötigt ſah, von dem Patriarchen von Konſtantinopel den über ihn ergangnen Bann aufheben zu laſſen.

Mitten unter dieſen Zerrüttungen fielen die Franken in Gallien ein; die Weſtgothen eroberten Spanien; die Oſtgothen ſpielten unter Theodos in Italien den Meiſter, von wo ſie aber bald nachher durch die Longobarden vertrieben wurden. Das Römiſche Reich war, zu den Zeiten Chlodowich's, nur noch in Griechen-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

land, Kleinaſien und Aegypten vorhanden, alles Uebrige war ein Raub der Barbaren. Scythen, Vandalen und Franken namen die Chriſtliche Religion an, um die von ihnen bezwungne Chriſtliche Provinzen beſſer regieren zu können. Denn man mus nicht glauben, daß es dieſen Barbaren gänzlich an Staatsklugheit fehlte; ſie beſaſſen dieſelbe in hinlänglichem Grade, und in dieſem Punkte ſind ſich alle Menſchen beinahe gleich.

Der Eigennuz machte alſo dieſe Räuber zu Chriſten, aber ſie waren darum nicht minder grauſam. Der Jeſuit Daniel, ein Franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, der ſo manche Dinge bemäntelt, kann es doch nicht läugnen, daß Chlodowich, nach ſeiner Taufe, viel blutdürſtiger war, und ſich weit gröſſrer Verbrechen ſchuldig machte, als zu den Zeiten, da er noch ein Heide war. Und ſeine Verbrechen waren nicht etwa Heldenverbrechen, welche den menſchlichen Schwachſinn blenden, ſondern Diebſtäle und Mordthaten an geheiligten Perſonen. Er verführte einen Prinzen von Köln, ſeinen Vater zu ermorden, lies hernach den Sohn umbringen und mordete ein Zaunkönigglein von Camerich, der ihm ſeine Schäze wies. Ein Bür-

ger wäre, auf weit geringere Verbrechen, zum Richtplaz geſchleppt worden; Chlodowich aber ſtiftete eine Monarchie.

Siebentes Kapitel.

Folge von dem Verfall des alten Roms.

Als nach den Herulern die Gothen Rom eroberten; als der berühmte Theodorich, eben ſo mächtig, als nachher Karl der Groſſe, im Anfange unſers ſechsten Jahrhunderts, den Siz ſeines Reichs zu Ravenna feſtgeſezt hatte, ohne den Titel eines Kaiſers von Occident anzunemen, den er ſich wohl hätte anmaaſſen können: ſo übte er über die Römer eben die Art von Regierungsgewalt aus, welche die Cäſare hatten, indem er den Senat beibehielt, die Religionsfreiheit fortdauern lies, und Orthodoxen, Arianer und Gözendiener, einen wie den andern, ohne Unterſchied den bürgerlichen Geſezen unterwarf; die Gothen nach Gothiſchem, die Römer nach Römiſchem Rechte richtete, bei den Biſchofswahlen durch ſeine Kommiſſare präſidirte, die Simonie verbot, und die kirchlichen

Spaltungen beilegte. Zwei Päbſte zankten ſich um den biſchöflichen Stuhl; er ernannte den Symmachus zum Pabſt, und als dieſer Pabſt Symmachus bei ihm verklagt ward, lies er demſelben durch ſeine *miſſi Dominici* den Prozes machen.

Atalarich, ſein Enkel, ſezte die Wahlen der Päbſte, und aller übrigen Biſchöfe in ſeinen Königreichen durch ein Edikt, welches nicht überſchritten ward, auf feſten Fus. Dieſes Edikt hatte ſein Miniſter Kaſſiodor entworfen, der ſich nachher nach Caſſino in die Einſamkeit begab, und den Orden des heiligen Benedikt's annam, und der Pabſt Johann der II. unterwarf ſich dieſem Edikt ohne Schwierigkeit.

Es iſt bekannt, daß Beliſar, als er nach Italien kam, und daſſelbe wieder unter Kaiſerliche Botmäſſigkeit brachte, den Pabſt Silver in's Elend verwies, und hierin zwar die Gränzen der Gerechtigkeit, aber keineswegs die Gränzen ſeiner Befugnis überſchritt. Nachdem Beliſar, und Narſes nach ihm, Rom von dem Joche der Gothen befreit hatten, ward Italien von andern Barbaren, Gepiden, Franken und Germanen, überſchwemmt. Das ganze

Abendländiſche Kaiſerthum ward von Wilden verheert und zerriſſen. Die Longobarden ſezten ihre Herrſchaft in dem ganzen dieſſeitigen Italien feſt. Alboin, der Stifter dieſer neuen Herrſchaft, war nichts anders, als ein barbariſcher Räuber; bald aber namen die Ueberwinder die Sitten, die Geſchliffenheit und die Religion der Ueberwundnen an. Dies hatte ſich bei den erſten Franken und Burgundern nicht ſo gefügt, als welche ihre grobe Sprache, und noch gröbre Sitten, in Gallien einführten. Die Longobardiſche Nation beſtand anfänglich aus Heiden und Arianern. Ihr König Rotharis gab um das Jahr 640 ein Edikt heraus, wodurch jederman Freiheit erhielt, ſich zu welcher Religion er wollte zu bekennen, ſo daß faſt in jeder Stadt Italiens ein Katholiſcher und ein Arianiſcher Biſchof war, welche das ſogenannte Gözendienervolk, das noch in den Dörfern umher zerſtreut war, in vollkommner Ruhe leben lieſſen.

Das Longobardiſche Reich erſtrekte ſich von Piemont bis nach Brindiſi und Otranto; es umfaſſte Benevento, Bari und Tarent, begrif aber weder Apulien, noch Rom, noch Ravenna in ſich. Dieſe Länder blieben dem ſchwachen Orien-

taliſchen Kaiſerthume einverleibt. Die Römiſche Kirche war alſo von der Herrſchaft der Gothen wieder zu der Herrſchaft der Griechen übergegangen. Ein Exarch, oder Stathalter, beherrſchte Rom im Namen des Kaiſers, wohnte aber nicht in dieſer Stadt, die beinahe ſich ſelbſt überlaſſen war. Sein Siz war zu Ravenna, von wo er ſeine Befele an den Vorgeſezten oder Stadtrichter von Rom, und an die Senatoren, überſandte, welche noch immer *patres conſcripti* hieſſen.

Der Schein der Municipalregierung war immer noch in dieſer alten ſo ſehr heruntergeſunknen Hauptſtadt vorhanden, und die Republikaniſche Denkart war in derſelben noch nie gänzlich erloſchen. Die Bürger hielten ſich durch das Beiſpiel von Venedig noch immer aufrecht, welcher Freiſtaat der Furcht und dem Elende ſeine erſte Entſtehung, dem Handel aber und der Tapferkeit ſeine baldige Emporkunft, zu danken hatte. Venedig war ſchon ſo mächtig, daß es im achten Jahrhundert den von Ravenna verjagten Exarchen Scholaſtikus in ſeine Würde wieder einſezte.

In welcher Lage befand ſich denn nun Rom im ſiebenten und achten Jahrhunderte? In der

Lage einer unglüklichen Stadt, die von den Exarchen ſchlecht beſchüzt, und von den Longobarden unaufhörlich bedroht ward, dabei aber immer die Kaiſer für ihre Herren anerkannte. Bei dieſer Hülfloſigkeit der Stadt wuchs das Anſehn der Päbſte. Sie waren oft die Tröſter und die Väter der Stadt; blieben aber immer Unterthanen, und durften nicht anders, als mit ausdrüklicher Erlaubnis des Exarchen, geweiht werden. Das Formular zum Geſuch und zur Ertheilung dieſer Erlaubnis iſt noch vorhanden. Die Römiſche Kleriſei ſchrieb an den Erzbiſchof von Ravenna, und bat um den Schuz und Beiſtand Sr. Seligkeit bei dem Stathalter, und darauf ſchikte der Pabſt ſein Glaubensbekenntnis an dieſen Erzbiſchof.

Der Longobardiſche König Aſtolph bemächtigte ſich endlich im Jahr 751 des ganzen Exarchats von Ravenna, und machte dieſer Kaiſerlichen Viceregentſchaft, welche hundert und dreiundachtzig Jahre gedauert hatte, ein Ende.

Weil die Stathalterſchaft Rom von dem Exarchat zu Ravenna abhing, ſo behauptete Aſtolph, daß nach dem Erobrungsrechte auch Rom ihm zugehöre. Der Pabſt Stephan der II. als einziger Beſchüzer der unglüklichen

Römer, hielt bei dem Kaiſer Konſtantin, mit dem Zunamen Copronym, um Beiſtand an. Der elende Kaiſer ſchikte, ſtatt allen Beiſtandes, einen ſeiner Hausoffiziere mit einem Briefe an den Longobardiſchen König. Dieſe Schwachheit der Griechiſchen Kaiſer war der Urſprung des neuen Abendländiſchen Reichs und der Päbſtlichen Gröſſe.

Vor dieſer Zeit trift man keinen einzigen Biſchof an, der auf die mindeſte weltliche Gewalt, auf den geringſten Beſizthum von Ländereien Anſpruch gemacht hätte. Wie hätten ſie das wagen ſollen? Ihr Geſezgeber war ein armer Mann, der armen Leuten die Schrift erklärte. Die Nachfolger dieſer erſten Chriſten waren arme Leute. Erſt unter Konſtantin dem I. machte die Kleriſei ein Kollegium aus; aber dieſer Kaiſer litt nicht, daß ein Biſchof auch nur ein einziges Dorf beſizen durfte. Nur in den Zeiten der völligen Anarchie konnten die Päbſte einige liegende Gründe erwerben. Dieſe Güterbeſizungen waren anfänglich unbeträchtlich. Mit der Zeit wird alles gros, und fällt auch wieder mit der Zeit.

Wenn man von der Geſchichte des Römiſchen Reichs zu der Geſchichte der Völker übergeht, welche daſſelbe im Occident zerriſſen haben, ſo

gleicht man einem Reiſenden, der beim Austritt aus einer prächtigen Stadt ſich in Wüſteneien voll Dornen und Diſteln befindet. Zwanzig barbariſche Sprachen folgen auf jene ſchöne Lateiniſche Sprache, die man von den äuſſerſten Gränzen Illyrien's bis zum Berge Atlas redete. Anſtatt jener weiſen Geſeze, welche die Hälfte unſrer Weltkugel regierten, findet man nichts weiter, als wilde, rohe Gebräuche. Die Rennbahnen, die Schaubühnen, die in allen Provinzen erbaut waren, verwandlen ſich in verfallne mit Stroh gedekte Hütten. Die herrlichen Landſtraſſen, die vom Fuſſe des Kapitol's bis an das Tauriſche Gebirge reichten, ſtehn voll faulender Waſſerpfüzen.

Eben dieſelbe Zerrüttung hat ſich über die Seelen ausgebreitet, und ein Gregor von Tours, ein Frater Fredegar von Sankt Gallen, ſind unſre Polybe, ſind unſer Titus-Livius. Der menſchliche Verſtand verſinkt unter dem ſchimpflichſten und abgeſchmakteſten Aberglauben in thieriſche Dummheit. Dieſer Aberglaube geht ſo weit, daß Mönche zu Herren und Fürſten erhoben werden. Sie haben Sklaven, und dieſe Sklaven dürfen ſich nicht einmal beklagen. Ganz Euro-

pa liegt unter dieſem Schlamm von Herabwür- digung bis in das ſechszehnte Jahrhundert be- graben, und rettet ſich aus demſelben nicht an- ders, als durch die ſchreklichſten Erſchütterungen.

Achtes Kapitel.

Urſprung von der Macht der Päbſte. Beiläufige Erörterung der Königsſalbung. Brief des heiligen Petrus an Pipin, Stathalter von Frankreich, der König geworden war. Angebliche Schenkungen an den heiligen Stuhl.

Es giebt nur dreierlei Arten, die Menſchen unter das Joch zu bringen, entweder wenn man ſie durch Geſezgebung verfeinert, oder wenn man ſich der Religion bedient, um die gegebnen Ge- ſeze zu unterſtüzen, oder wenn man die eine Hälfte der Nation abſchlachtet, um die andre zu beherrſchen; einen vierten Weg kann ich mir gar nicht denken. Dieſe ſämmtliche drei We- ge verlangen günſtige Umſtände. Man mus zu dem entfernteſten Alterthum hinaufgehn, um Beiſpiele der erſten Art aufzufinden, und doch ſind auch dieſe noch verdächtig. Karl der Groſſe, Chlodowich, Theodorich, Albo-

in, und Alarich ſchlugen den dritten Weg ein. Die Päbſte gingen den zweiten.

Urſprünglich hatte der Pabſt eben ſo wenig Recht an Rom, als der heilige Auguſtin, zum Beiſpiel, an der Oberherrſchaft über die kleine Stadt Hippon gehabt haben würde. Wenn gleich der heilige Petrus zu Rom gewohnt hätte, welches man daher beweiſen will, daß eine ſeiner Epiſteln aus Babylon datirt iſt; wenn er auch gleich Biſchof von Rom geweſen wäre, zu einer Zeit, da gewis kein beſondrer Biſchofsſiz vorhanden war, ſo konnte dieſer Aufenthalt zu Rom doch nicht den Thron der Cäſare gewähren, und wir haben oben geſehen, daß die Biſchöfe von Rom ſich, ſieben Jahrhunderte hindurch, als bloſſe Unterthanen betrachteten.

Rom, das nun ſo oft von Barbaren geplündert, von den Kaiſern verlaſſen, von den Longobarden bedrängt, und die alte Republik wieder herzuſtellen auſſer Stande war, konnte nun auf keine Gröſſe mehr Anſpruch machen. Es bedurfte der Ruhe, und würde ſie auch genoſſen haben, wenn es gleich von Stund an hätte von ſeinem Biſchofe regiert werden können, wie ſolches in der Folge mit ſo vielen Teutſchen Städ-

ten der Fall war, und die Anarchie hätte alſo wenigſtens dieſes Gute gewirkt. Aber der Gedanke war den Chriſten noch nicht geläufig, daß ein Biſchof auch könnte regierender Grundherr ſein, ob man gleich in der Geſchichte der Welt von der Vereinigung des Prieſterthums und der Regierung in andern Religionen ſo viele Beiſpiele hatte.

Der Pabſt Gregor der III. war der erſte, welcher zu dem Schuze der Franken gegen die Longobarden, und gegen die Kaiſer ſeine Zuflucht nam. Sein Nachfolger Zacharias, von dem nemlichen Geiſte beſeelt, erkannte den Pipin, den Stathalter von Paris, der die Fränkiſche Königswürde an ſich geriſſen hatte, für einen rechtmäſſigen König. Man hat vorgegeben, daß Pipin, der blos erſter Miniſter war, den Pabſt befragen lies, welcher der wahre König wäre, derjenige, der blos das Recht und den Namen hätte, oder derjenige, der die Gewalt und das Verdienſt beſäſſe? und der Pabſt hätte entſchieden, daß der Miniſter König ſein müſſte.

Es iſt mit nichts bewieſen, daß man dieſe Komödie wirklich geſpielt habe; aber das iſt wahr, daß der Pabſt Stephan der III. den

Pipin gegen die Longobarden zu Hülfe rief, daß er nach Frankreich kam, und dem Pipin zu Fuſſe fiel, und ihn hernach mit den Zeremonien der ſogenannten Weihe oder Salbung zum König krönte. Dies war Nachahmung eines alten Jüdiſchen Gebrauchs. Samuel hatte dem Saul Oel auf den Kopf gegoſſen. Die Longobardiſchen Könige lieſſen ſich auch ſalben, und ſogar die Herzoge von Benevento hatten dieſen Gebrauch angenommen. Man bediente ſich des Oels bei Einſezung der Biſchöfe, und man glaubte der Krone den Stempel der Heiligkeit aufzudrükken, wenn man ſie mit Biſchöflichen Zeremonien aufſezte. Ein König der Gothen, Namens Vamba, ward 674 in Spanien mit geweihtem Oele geſalbt. Aber die Araber, als Ueberwinder, brachten dieſe Zeremonien bald in Vergeſſenheit, und die Spanier haben ſie nie wieder eingeführt.

Pipin war alſo nicht der erſte König, der in Europa geſalbt ward, wie wir ſolches alle Tage ſo hinſchreiben. Er hatte dieſe Salbung ſchon von dem Engländer Bonifaz empfangen, welcher Miſſionar in Teutſchland und Biſchof von Mainz war, auch viele Reiſen in der Lom-

bardei gethan hatte, und ihn alſo nach der Sitte dieſes Landes ſalbte.

Es iſt wohl zu merken, daß dieſer Bonifaz von Karlmann, einem Bruder des Kronräubers Pipin, ohne einige Mitwirkung des Pabſtes, und ohne daß der Römiſche Hof damals den geringſten Einflus auf die Errichtung der Bisthümer im Fränkiſchen Reiche hatte, zum Biſchofe von Mainz ernannt worden war. Nichts beweiſt deutlicher, daß alle bürgerliche und geiſtliche Geſeze ihren Grund in der Konvenienz des Geſezgebers haben, daß Macht ſie aufrecht erhält, Schwäche ſie aufhebt, und die Zeit ſie verändert. Die Römiſchen Biſchöfe machten Anſpruch auf die höchſte Gewalt, und hatten ſie nicht. Die Päbſte, unter dem Druk der Longobardiſchen Könige, hätten alle geiſtliche Gewalt in Frankreich dem erſten beſten Franken überlaſſen, der ſie von ihrem Joch in Italien befreit hätte.

Der Papſt Stephan bedurfte mehr des Pipin's, als Pipin ſeiner. Das ſieht man, weil der Prieſter es war, der den Kriegsmann um Schuz anſprach. Der neue König lies ſeine Salbung in der Kirche von Saint Denis durch den Römiſchen Biſchof erneuern.

Dies ſcheint ſehr ſonderbar. Man läſſt ſich nicht zweimal krönen, wenn man die erſte Zeremonie für hinreichend hält. Es ſcheint alſo, daß, nach der Volksmeinung, ein Römiſcher Biſchof ein heiligers und bevollmächtigters Weſen war, als ein Teutſcher Biſchof; daß die Mönche von Saint Denis, bei welchen die zweite Salbung vorging, dem Oele mehr Wirkſamkeit zutrauten, wenn es von einem Römiſchen Biſchof auf einen Fränkiſchen Kopf gegoſſen ward, als wenn dieſes von einem Mainziſchen Miſſionar geſchahe; und daß der Nachfolger des heiligen Petrus mehr Recht hatte, als ein andrer, einem Kronenraube die Rechtmäſſigkeit zu ertheilen.

Pipin war der erſte König, der in Frankreich geſalbt ward, aber nicht der einzige, der daſelbſt die Salbung von einem Römiſchen Pabſt empfing. Denn Innozenz der III. krönte und ſalbte nachher Ludwig das Kind zu Rheims. Chlodowich war von dem Biſchof Remigius weder zum Könige gekrönt, noch geſalbt. Er hatte ſchon lange regiert, als er getauft ward. Hätte er die Königliche Salbung empfangen, ſo hätten ſeine Nachfolger eine ſo feierliche Zeremonie, welche bald notwendig ge-

worden wäre, auch eingeführt. Es ward aber niemand geſalbt, bis auf den Pipin, welcher die Salbung in der Abtei zu Saint Denis empfing.

Allererſt dreihundert Jahre nach Chlodowich ſchrieb der Erzbiſchof Hinkmar von Rheims, daß bei der Salbung Chlodowich's eine Taube eine Flaſche vom Himmel gebracht hätte, die noch die heilige Flaſche heiſſt. Vielleicht glaubte er das Recht, die Könige zu ſalben, welches dieſe Erzbiſchöfe auszuüben damals anfingen, durch dieſe Fabel zu beſtätigen. Dieſes Recht ſchlich ſich erſt durch die Länge der Zeit ein, wie alle andre Gebräuche; und dieſe Prälaten ſalbten lange Zeit nachher alle Könige von Philipp I. bis auf Heinrich IV., welcher zu Chartres gekrönt und aus der Flaſche des heiligen Martin's geſalbt ward, weil die Ligiſten die Flaſche des heiligen Remigius in ihrer Gewalt hatten.

Dieſe Zeremonien tragen zwar zu dem Rechte der Monarchen nichts bei, aber ſie ſcheinen doch die Ehrfurcht des Volks zu vergröſſern.

Ohne Zweifel ſtammt ſowohl die Zeremonie der Salbung, als der Gebrauch, die Fränkiſchen, Gothiſchen und Longobardiſchen Könige

auf einem Schilde emporzuheben, aus Konſtantinopel her. Der Kaiſer Kantakuzenus ſelbſt belehrt uns, daß es ſeit undenklichen Zeiten im Gebrauch war, die Kaiſer auf einem von den vornemſten Kronbedienten und dem Patriarchen unterſtüzten Schilde emporzuheben, worauf der Kaiſer vom Thron auf das Kirchenchor ſtieg, und der Patriarch mit einem in geweihtes Oel getunkten Wedel das Zeichen des Kreuzes über ſeinem Haupte machte, die Diakonen aber die Krone herbeitrugen. Der vornemſte Kronbediente, oder auch der nächſte Prinz von Kaiſerlichem Geblüte, ſezte die Krone auf den Kopf des neuen Kaiſers Der Patriarch und das Volk riefen: Er iſt ihrer würdig! Bei der Salbung der Occidentaliſchen Könige aber fragte der Biſchof das Volk: Wollt Ihr dieſen König haben? und darauf leiſtet der König dem Volke den Eid, nachdem er ihn den Biſchöfen geleiſtet hat.

Der Pabſt Stephan begnügte ſich nicht mit dieſer Zeremonie bei der Salbung des Pipin; ſondern er verbot den Franzoſen, bei Strafe des Kirchenbanns, ſich jemals Könige aus einem andern Hauſe zu wählen. Dadurch, daß dieſer Biſchof, der aus ſeinem Vaterlande verjagt

war, und in einem fremden Lande in Supplikantenſtellung erſchien, Mut genug hatte, Geſeze vorzuſchreiben, erwarb ſich ſeine Staatskunſt ein Anſehn, wodurch Pipin's Anſehn befeſtigt ward; und dieſer Fürſt, um desjenigen ſichrer zu genieſſen, was ihm nicht zukam, überlies dem Pabſte Gerechtſame, die ihm nicht gehörten.

Hugo Capet in Frankreich, und Konrad in Teutſchland, bewieſen hernach, daß ein ſolcher Kirchenbann kein Grundgeſez iſt.

Indeſſen prägte doch der Wahn, der nun einmal unſre Welt regiert, damals den Leuten für die vom Pabſt zu Saint Denis verrichtete Zeremonie eine ſo groſſe Ehrfurcht ein, daß Eginhard, der Geheimſchreiber Karl's des Groſſen, mit ausdrüklichen Worten ſagt: Der König Childerich wäre auf Befel des Pabſtes Stephan abgeſezt worden.

Alle dieſe Begebenheiten ſind ein bloſſes Gewebe von Ungerechtigkeit, Raub und Betrügerei. Der erſte Bediente eines Königs von Frankreich beraubte ſeinen Herrn, Childerich den III ſperrte ihn in das Kloſter des heiligen Bertin, hielt den Sohn ſeines Herrn in dem Kloſter Fontenelle in der Normandie gefangen, und ein Pabſt

kam von Rom, um über dieſe Räuberei den Seegen zu ſprechen.

Man könnte es für einen Widerſpruch anſehn, daß dieſer Pabſt nach Frankreich gekommen wäre, dem **Pipin** zu Fuſſe zu fallen, und hernach über die Krone geſchaltet habe. Aber nein; dieſes Niederwerfen ward damals ſo angeſehn, als heut zu Tage unſre Verbeugungen. Es war die alte Sitte des Orient's. Man grüſſte die Biſchöfe knieend; und die Biſchöfe grüſſten die Stathalter in ihren Kirchenſprengeln eben ſo. **Karl, Pipin's** Sohn, hatte dem Pabſt Stephan zu Saint Maurice die Füſſe geküſſt; Stephan küſſte ſie dem **Pipin** wieder. Alles das hatte weiter nichts zu bedeuten. Nach und nach aber maaſſten die Päbſte ſich allein dieſe Ehrfurchtsbezeugung an. Der Pabſt Hadrian der I. ſoll verlangt haben, daß Niemand vor ihm erſcheine, ohne ihm die Füſſe zu küſſen. Die Kaiſer und die Könige unterwarfen ſich hernach, wie jeder andre, dieſer Zeremonie, welche dazu diente, der Römiſchen Religion bei dem Volke mehr Ehrfurcht zu verſchaffen.

Man erzält uns, **Pipin** ſei im Jahre 754 über das Gebirge gegangen, die bloſſe Ge-

genwart dieſes Franken habe den Longobarden Aſtolph ſo in Furcht gejagt, daß er dem Pabſte ſogleich das ganze Exarchat von Ravenna abgetreten habe, kaum ſei aber Pipin wieder über das Gebirge zurükgegangen, ſo habe Aſtolph, anſtatt Ravenna dem Pabſte zu übergeben, vielmehr Rom ſelbſt belagert. Nun waren alle Unternemungen damaliger Zeiten ſo unregelmäſſig, daß es allenfalls wohl möglich iſt, daß Pipin den Päbſten das Exarchat von Ravenna, das ihm nicht gehörte, kann gegeben, und dieſe ſonderbare Verſchenkung eines fremden Gutes unternommen haben, ohne irgend einige Maasregeln zu ergreifen, um ſeinem Willen die wirkliche Vollſtrekkung zu verſchaffen. Indeſſen iſt es doch auch gar nicht wahrſcheinlich, daß ein Mann, wie Pipin, der ſeinen König vom Thron geſtoſſen hatte, mit einer Armee ſollte nach Italien gegangen ſein, blos in der Abſicht, Geſchenke zu machen. Ich kenne nichts zweifelhafters, als dieſe in ſo vielen Büchern angeführte Schenkung. Der Bibliothekar Anaſtaſius, welcher hundert und vierzig Jahre nach dieſem Heerzuge Pipin's ſchrieb, iſt der erſte, der von dieſer Schenkung ſpricht. Tauſend Schriftſteller haben ſie angeführt, aber

die beſten Teutſchen Publiziſten widerſprechen ihr heut zu Tage.

Es herrſchte damals in den Gemütern ein ſeltſames Gemiſch von Staatsklugheit und Einfalt, von Ungeſchliffenheit und Verſchlagenheit, welches den allgemeinen Verfall ſehr kenntlich ſchildert. Stephan erdichtete einen Brief des heiligen Petrus aus dem Himmel an Pipin und ſeine Kinder, welcher wohl verdient aufbewahrt zu werden. Hier iſt er: Petrus, ernannter Apoſtel durch Jeſum Chriſtum, Sohn des lebendigen Gottes, u. ſ. w. . . . . Demnach durch mich die ganze Römiſche Apoſtoliſch Katholiſche Kirche, die Mutter aller andern Kirchen, auf den Fels gegründet worden; und damit Stephan, Biſchof dieſer liebreichen Römiſchen Kirche, und Gnade und Kraft vom Herren unſern Gott völlig ertheilt werden, um die Kirche Gottes aus den Händen der Verfolger zu reiſſen; Euch, den vortreflichen Pipin, Karl und Karlmann, als dreien Königen, und allen heiligen Biſchöfen und Aebten, Prieſtern und Mönchen, und ſelbſt den Herzogen, Grafen, und

Völkern, entbiete ich Petrus, der Apoſtel, u. ſ. w. . . . . Ich beſchwöre Euch, und die Jungfrau Maria, welche es Euch Dank wiſſen wird, erinnert und befielt Euch, desgleichen auch die Thronen, die Herrſchaften. . . . . Wenn Ihr nicht für mich ſtreitet, ſo erklär ich Euch durch die heilige Dreieinigkeit, und durch meine Apoſtelwürde, daß Ihr niemals Theil haben werdet am Paradieſe.

Der Brief that ſeine Wirkung. Pipin ging zum zweitenmal über die Alpen. Er belagerte Pavia, und machte mit Aſtolphen abermals Friede. Iſt es aber wohl wahrſcheinlich, daß er zweimal über das Gebirge gegangen ſein ſollte, lediglich, um dem Pabſte Stephan Städte zu ſchenken? Warum erwähnt Sankt Petrus dieſer wichtigen Sache nicht in ſeinem Briefe? Warum beklagt er ſich nicht gegen Pipin, daß er nicht im Beſitz des heiligen Exarchats iſt? Warum fordert er daſſelbe nicht namentlich zurück?

Die Wahrheit iſt, daß die Franken, welche Gallien angefallen hatten, immer Luſt fühlten, Italien, dieſen Gegenſtand der Habſucht aller

Barbaren, zu unterjochen. Nicht etwa, daß Italien wirklich ein beſſers Land wäre, als Gallien; aber es war damals beſſer angebaut. Die von den Römern erbaute, vergröſſerte und verſchönerte Städte waren vorhanden, und der Ruf, in welchem Italien ſtand, konnte immer ein armes, unruhiges und kriegriſches Volk reizen. Hätte **Pipin**, wie **Karl** der Groſſe, die Lombardie erobern können, ſo würd' er es nicht unterlaſſen haben, und wenn er mit Aſtolphen Friede machte, ſo geſchah es, weil er nicht anders konnte. Als unrechtmäſſiger Beſizer von Frankreich ſtand er daſelbſt noch nicht auf feſten Füſſen. Er hatte noch die Herzoge von Aquitanien und Gaskogne zu bekämpfen, deren Rechte auf dieſe Länder gültiger waren, als die ſeinigen auf Frankreich. Wie konnte er denn den Päbſten ſo viel Länder ſchenken, da er genötigt war, nach Frankreich zurükzugehn, um dort ſein unrechtmäſſiges Beſizthum zu behaupten?

Der Haupttitel dieſer Schenkung iſt nie an das Tagslicht gekommen. Es bleibt alſo nichts übrig, als zu zweifeln. Dieſe Partei mus man oft ergreifen, in der Geſchichte, wie in der Philoſophie. Der heilige Stuhl bedarf übrigens ſolcher zweideutiger Beſiztitel gar nicht; die Zeit

hat ihm eben ſo weſentliche Rechte auf ſeine Staaten gegeben, als die übrigen Herrſcher Europa's auf die ihrigen haben. Es iſt gewis, daß die Römiſchen Päbſte ſchon damals in mehr als einem Lande groſſe Beſizthümer hatten, und daß dieſe Güter in groſſer Achtung ſtanden, und von Abgaben befreit waren. Sie beſaſſen dergleichen auf den Alpen, in Toskana, zu Spoleto, in Gallien, Sicilien, und ſogar in Korſika, ehe die Araber im achten Jahrhundert dieſe Inſel unter ihre Botmäſſigkeit brachten.

Es iſt zu glauben, daß Pipin dieſe Beſizthümer in dem Gebiet von Romagna anſehnlich vermehren lies, und daß man dieſe Güter das Patrimonium des Exarchat's nannte. Wahrſcheinlicherweiſe hat der Ausdruk Patrimonium Anlas zum Irrthum gegeben. Die ſpätern Schriftſteller in den finſtern Zeiten ſezten voraus, daß die Päbſte in allen den Ländern geherrſcht hätten, wo ſie doch blos einige Städte und Güter beſeſſen hatten.

Wenn irgend ein Pabſt zu Ende des achten Jahrhunderts auf den Rang der Fürſten Anſpruch machte, ſo ſcheint es Hadrian der I. geweſen zu ſein. Die Münze, welche unter ſeinem Namen geprägt ward, (wenn es nemlich

wahr iſt, daß dieſe Münze wirklich zu ſeiner Zeit iſt geſchlagen worden) beweiſt, daß er landesherrliche Rechte hatte; und der Gebrauch, den er einführte, ſich die Füſſe küſſen zu laſſen, beſtärkt noch dieſe Muthmaaſſung. Inzwiſchen erkannte er immer den Griechiſchen Kaiſer für ſeinen oberſten Landesherrn. Dieſem entfernten Oberherrn konnte man ja wohl ein wenig eitle Ehre geben, und ſich indeſſen eine wahre, von dem Anſehn der geiſtlichen Würde unterſtüzte, Unabhängigkeit beilegen.

So ſieht man nun, auf welchen Stufen ſich die Päbſtliche Gewalt zu Rom emporgehoben hat. Erſt ſind es arme Leute, welche andren armen Leuten in den unterirdiſchen Gewölbern Rom's Unterricht geben. Nach zwei Jahrhunderten ſtehn ſie an der Spize einer zalreichen Heerde. Unter Konſtantin ſind ſie reich und geachtet, werden Patriarchen des Occident's, beſizen Güter und unermesliche Einkünfte, und werden endlich groſſe Regenten. Aber ſo weicht alles von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung ab. Wenn die Stifter Rom's, des Schineſiſchen Reichs und der Herrſchaft der Kalifen wieder aufleben ſollten, ſo würden ſie auf ihren Thronen Gothen, Tataren und Türken erblikken.

Bevor wir erörtern, wie durch die Verlegung des Kaiſerthums alles im Occident eine andre Geſtalt bekam, iſt es nötig, uns einen Begrif von der Orientaliſchen Kirche zu machen. Die Streitigkeiten dieſer Kirche trugen nicht wenig zu dieſer groſſen Revolution bei.

Neuntes Kapitel.

Zuſtand der Morgenländiſchen Kirche vor Karl dem Groſſen. Streit wegen des Bilderdienſtes. Anfang der Revolution zu Rom.

Daß die Gebräuche der Griechiſchen und der Lateiniſchen Kirche eben ſo verſchieden geweſen, als ihre Sprachen; daß Liturgie, Kleidung, Zierraten und Form der Tempel, auch die Form des Kreuzes von einander abwichen; daß die Griechen ſtehend, und die Lateiner knieend beteten; — das iſt hier nicht der Gegenſtand unſrer Unterſuchung. Dieſe Verſchiedenheiten brachten den Orient noch nicht mit dem Occident in's Handgemenge; ſie nährten blos die natürliche Abneigung der beiden Nationen, welche Nebenbuhlerinnen geworden waren. Die Griechen beſonders, welche die Taufe nie am

ders, als durch Eintauchen empfingen, indem ſie ſich nemlich in die zur Taufe beſtimmten Waſſergefäſſe hineinwarfen, haſſten die Lateiner, welche zu Gunſten der Mitternächtigen Chriſten die Taufe durch Beſprengen einführten. Aber dieſe Abweichungen in ihren Glaubenslehren zogen keine Unruhen nach ſich.

Die weltliche Herrſchaft, dieſer ewige Zankapfel im Occident, war den Morgenländiſchen Kirchen unbekannt. Die Biſchöfe blieben, unter den Augen ihrer Herren, Unterthanen. Aber andre eben ſo ſchädliche Zänkereien entſtanden durch die aus der Sophiſterei der Griechen und ihrer Schüler entſpringenden, nie beizulegenden, Streitigkeiten.

Die edle Einfalt der erſten Zeiten ging unter der groſſen Anzal von Streitfragen verloren, welche der menſchliche Vorwiz aufwarf. Denn da der Stifter der Religion nichts ſchriftlich hinterlaſſen hatte, die Menſchen aber alles wiſſen wollten, ſo erzeugte jedes Geheimnis Meinungen, und jede Meinung koſtete Blut.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß von beinahe achtzig Sekten, welche die Kirche, ſeit ihrer Stiftung, zerriſſen hatten, keine einzige einen

Römer zum Urheber hatte, wenn man den Novatian ausnimmt, den man noch dazu kaum als einen Kezer betrachten kann. Kein einziger Römer in den fünf erſten Jahrhunderten ward zu den Kirchenvätern, oder auch zu den Kezern gezält. Sie ſcheinen blos kluge Leute geweſen zu ſein. Von allen Römiſchen Biſchöfen war nur ein einziger, welcher eins von den Syſtemen begünſtigte, die die Kirche verwarf, nemlich der Pabſt Honor der I. Man giebt ihm noch immer Schuld, daß er ein Monothelit war. Man glaubt dadurch, ſein Andenken zu brandmarken; wenn man ſich aber die Mühe giebt, ſeinen berüchtigten Hirtenbrief zu leſen, worin er Jeſu Chriſto nur einen Willen beilegt, ſo findet man an ihm einen ſehr vernünftigen Mann. Wir erkennen, ſagt er, nur einen einzigen Willen in Jeſu Chriſto. Wir finden nicht, daß die Kirchenverſammlungen, oder die heilige Schrift, uns berechtigen, anders zu glauben. Die Erörterung der Frage aber, ob man, wegen der Verrichtungen der in ihm wohnenden Gottheit und Menſchheit, Eine Operation, oder zwei, annemen müſſe, das

überlaſſ' ich den Grammatikern, als ei-
ne unbedeutende Spizfindigkeit.

Vielleicht iſt in allen Briefen der Päbſte nichts herrlicheres, als dieſe Worte. Sie überzeugen uns, daß alle Streitigkeiten der Griechen in bloſſem Wortſtreit beſtanden, und daß man alle dieſe Sophiſtereien, die ſo traurige Folgen hatten, hätte in der Geburt erſtikken ſollen. Hätte man ſie, nach der Meinung dieſes einſichtsvollen Pabſtes, den Grammatikern überlaſſen, ſo hätte die Kirche eines unverbrüchlichen Friedens genoſſen. Wollte man aber wiſſen, ob der Sohn mit dem Vater einerlei Weſen hatte, oder auch nur von einerlei Natur, oder vielleicht von geringrer Natur, war, ſo war die Chriſtliche Welt getheilt; eine Hälfte verfolgte die andre, und ward wieder verfolgt. Wollte man wiſſen, ob die Mutter Jeſu Chriſti die Mutter Gottes, oder Jeſu, war? Ob Chriſtus zwei Naturen und zwei Willen in einer und eben derſelben Perſon beſas, oder zwei Perſonen und Einen Willen, oder Einen Willen und Eine Perſon? So erregten alle dieſe in Konſtantinopel, Antiochien und Alexandrien entſtandne Streitigkeiten allemal Aufruhr. Eine Partei belegte die andre mit

dem Bannfluch. Die herrſchende Partei verurtheilte zur Landesverweiſung, zum Gefängnis, zum Tode, und zu ewigen Strafen nach dem Tode, die andre Partei, welche ſich mit eben ſolchen Waffen zu rächen ſuchte.

Von ſolchen Unruhen hatte man im Heidenthum nichts gewuſſt. Dies kam daher, weil die Heiden, bei ihren groben Irrthümern, keine Lehrſäze hatten, und weil die Gözenpriester, und noch weniger die Laien, ſich niemals in der Abſicht verſammelten, gelehrte Streitigkeiten in der Form Rechtens zu führen.

Im achten Jahrhunderte ward in den Morgenländiſchen Kirchen die Streitfrage erörtert, ob man Bilder gottesdienſtlich verehren müſſe. Das Moſaiſche Geſez hatte dieſes ausdrüklich verboten. Dieſes Verbot war nirgends widerrufen worden, und die erſten Chriſten hatten, länger als zweihundert Jahr, ſelbſt in ihren Verſammlungen nicht einmal Bilder geduldet.

Nach und nach ſchlich ſich überall die Gewohnheit ein, Krucifixe bei ſich zu haben. Nachher hatte man wahre oder falſche Abbildungen der Märtrer und Beichtiger. Noch waren den Heiligen keine Altäre errichtet, noch wurden in

ihrem Namen keine Meſſen geleſen. Blos bei Erblikkung eines Krucifixes, und des Bildniſſes eines Biedermannes, erhob ſich das Herz, welches beſonders in dieſen Himmelsſtrichen ſinnlicher Gegenſtände bedarf, zur Frömmigkeit und Andacht.

Dieſe Gewohnheit ſchlich ſich auch in die Kirchen ein. Einige Biſchöſe namen ſie nicht an. Man findet, daß der heilige Epiphanes im Jahre 393 aus einer Kirche in Syrien ein Bild herausris, vor welchem man betete. Er erklärte, daß die Chriſtliche Religion dieſen Dienſt nicht verſtattete, und ſeine Strenge zog keine Spaltung nach ſich.

Endlich artete dieſer andächtige Gebrauch in Misbrauch aus, wie alle menſchliche Dinge. Das Volk, das immer roh iſt, machte keinen Unterſchied mehr zwiſchen Gott und den Bildern. Bald kam es dahin, daß man ihnen Kräfte und Wunder beilegte. Jedes Bild heilte irgend eine Krankheit. Man mengte ſie ſogar unter die Zaubereien, welche faſt immer das leichtgläubige Volk verführt haben. Ich meine damit nicht blos den niedrigſten Pöbel, ſondern auch den fürſtlichen und den gelehrten Pöbel.

Auf Anraten einiger Biſchöſe wollte der Kaiſer Leo der Iſaurier im Jahre 727 den Misbrauch ausrotten, und lies alle Malereien auslöſchen, welches vielleicht ein noch gröſſrer Misbrauch war. Er lies die Bildſäulen und Vorſtellungen Jeſu Chriſti und der Heiligen niederreiſſen. Als er auf die Weiſe dem Volke auf einmal die Gegenſtände ſeiner Verehrung entris, ſo lehnt' es ſich auf. Man ward ungehorſam; er verfolgte, und ward ein Tyrann, weil er nicht bedächtig genug gehandelt hatte.

Es iſt eine Schande für unſer Jahrhundert, daß es noch Schmierer giebt, welche die alte Fabel nachbeten, daß zwei Juden dem Leo die Krone prophezeiht, und dafür von ihm gefordert haben, er ſolle den Bilderdienſt abſchaffen; als wenn den Juden daran gelegen geweſen wäre, ob die Chriſten Bilder in ihren Kirchen hätten, oder nicht. Geſchichtſchreiber, welche glauben, daß man ſo das Künftige vorherſagen kann, ſind nicht wert, über das Vergangne zu ſchreiben.

Sein Sohn Konſtantin Kopronymus machte die Abſchaffung der Bilder zum bürgerlichen und geiſtlichen Geſez. Er hielt zu Konſtantinopel eine Kirchenverſammlung von drei-

hun-

hundertundachtunddreiſſig Biſchöfen, und dieſe verdammten einſtimmig dieſen in verſchiednen Kirchen, und hauptſächlich zu Rom, eingeführten Dienſt.

Gern hätt' es dieſer Kaiſer geſehn, wenn er eben ſo leicht hätte die Mönche abſchaffen können, die er verabſcheute, und die er nicht anders nannte, als: die Abſcheulichen; aber dies konnt' er nicht durchſezen. Dieſe Mönche, die ſchon ſehr reich waren, vertheidigten ihre Güter mit weit gröſſrer Geſchiklichkeit, als die Bilder ihrer Heiligen.

Die Päbſte Gregor der II. und der III. und ihre Nachfolger, welche heimliche Feinde der Kaiſer, und öffentliche Widerſacher ihrer Lehre waren, ſchleuderten doch nicht jene Bannſtrahlen gegen ſie, welche nachher ſo häufig und ſo leichtſinnig angewendet wurden. Es mochte nun die alte Ehrfurcht gegen die Nachfolger der Cäſare die Römiſchen Biſchöfe noch zurükhalten, oder ſie mochten auch einſehn, daß dieſe Bannflüche, dieſe Ausſchlieſſungen von den Sakramenten, dieſe Aufhebung der Unterthanspflichten, zu Konſtantinopel würden verachtet werden, wo die Patriarchaliſche Kirche der Römiſchen wenigſtens die Waage hielt; genug, die

Päbſte hielten zwei Kirchenverſammlungen in den Jahren 728 und 732, worin feſtgeſezt ward, daß jeder Bilderfeind in den Bann gethan werden ſollte, ohne etwas hinzuzuſezen, und ohne den Kaiſer zu nennen. Sie dachten damals mehr darauf, ſich in Traktate einzulaſſen, als ſich zu ſtreiten. Gregor der II. ris die Geſchäfte zu Rom an ſich, unterdeſſen das gegen die Kaiſer empörte Volk keine Steuern mehr bezalte. Gregor der III. folgte eben dieſen Grundſäzen.

Einige ſpätre Griechiſche Schriftſteller, welche die Päbſte verhaſſt machen wollten, haben geſchrieben, daß Gregor der II. den Kaiſer in den Bann that und abſezte, und daß das ganze Römiſche Volk Gregor den II. für ſeinen unumſchränkten Landesherrn anerkannte. Aber dieſe Griechen bedachten nicht, daß die Päbſte, welche ſie als Herrſchaftsräuber ſchildern wollten, in dieſem Falle die rechtmäſſigſten Fürſten geweſen ſein würden; denn ſie hätten ihre Macht der Stimme des Römiſchen Volks zu danken gehabt, und wären, mit weit gröſſerm Rechte, als manche Kaiſer, die oberſten Regenten von Rom geweſen. Aber es iſt weder wahr, noch wahrſcheinlich, daß die von Leo

dem Iſaurier bedrohten, und von den Longobarden bedrängten, Römer ihren Biſchof zu ihrem alleinigen Oberhaupt erwählt haben ſollten, zu einer Zeit, da ſie Kriegsmänner brauchten. Wenn die Päbſte ſchon damals ein ſo ſchönes Recht zum Range der Cäſare gehabt hätten, ſo würden ſie daſſelbe in der Folge nicht auf Karl den Groſſen übertragen haben.

Zehntes Kapitel.

Von Karl dem Groſſen. Sein Ehrgeiz und ſeine Staatsklugheit. Er beraubt ſeine Neffen ihrer Staaten. Unterdrükkung und Bekehrung der Sachſen u. ſ. w.

Pipin's Reich erſtrekte ſich von Baiern bis an die Pyrenäen und Alpen. Sein Sohn Karl, den wir mit dem Namen des Groſſen beehren, empfing dieſe ganze Erbſchaft unverkürzt; denn einer ſeiner Brüder war nach der Theilung geſtorben, und der andre war vorher im Kloſter Sankt Sylveſter Mönch geworden. Eine Art von Frömmigkeit, welche ſich zu der Barbarei der damaligen Zeiten geſellete, trieb mehr als Einen Fürſten in's Kloſter. So hatte Rachis, der König der Longobarden, Karlman, ein

Bruder Pipin's, und ein Herzog von Aquitanien, die Benediktinerkutte angezogen. Damals war faſt nur dieſer einzige Orden im Occident. Die Klöſter waren reich, mächtig und verehrt, und dienten denenjenigen, welche ihr Leben in Ruhe zubringen wollten, zu einem anſtändigen Aufenthalt. Bald nachher wurden dieſe Zufluchtsörter Gefängniſſe für die abgeſezte Fürſten.

Der Ruf Karl's des Groſſen iſt einer der gröſſten Beweiſe, daß ein glüklicher Erfolg Ungerechtigkeiten rechtfertigt, und Ruhm verſchaft. Sein Vater Pipin hatte bei ſeinem Sterben ſeine Länder unter ſeine beiden Söhne Karlman und Karl getheilt. Die Nation hatte in einer feierlichen Verſammlung das Teſtament beſtätigt. Karlman hatte die Provence, Languedoc, Bourgogne, die Schweiz und den Elſas, nebſt einigen benachbarten Ländereien. Karl hatte alles Uebrige. Die beiden Brüder lebten in beſtändiger Mishelligkeit.

Karlman ſtarb plözlich, und hinterlies eine Wittwe und zwei kleine Kinder. Sogleich be-
771. mächtigte Karl ſich ihres Erbtheils. Die Mutter muſſte mit ihren Kindern zu dem Longobardiſchen König Didier, oder Deſiderius, ei-

nem gebornen Feinde der Franken, flüchten. Dieſer Deſiderius war Karl's des Groſſen Schwiegervater, haſſte ihn aber darum nicht minder, weil er ſich vor ihm fürchtete. Man ſieht deutlich, daß Karl der Groſſe für das natürliche Recht und für die Bande des Bluts eben ſo wenig Achtung hatte, als andre Erobrer.

Sein Vater Pipin hatte bei weitem nicht unumſchränkte Landeshoheit über alle die Länder, welche Karl der Groſſe beſas. Aquitanien, Baiern, die Provence und das neueroberte Land Bretagne leiſteten Huldigung und bezalten Tribut.

Zwei Nachbaren konnten dieſem weitläufigen Staate furchtbar ſein, die nördlichen Teutſchen und die Saracenen. Das von den Angelſachſen eroberte England war in ſieben Herrſchaften zertheilt, lag immer mit Albanien oder dem heutigen Schottland, und mit den Dänen im Kriege, und beſas weder Macht noch Staatsklugheit. Das ſchwache und zerriſſne Italien erwartete nichts, als einen neuen Herrn, der etwa Luſt haben möchte, es zu unterjochen.

Die nördlichen Teutſchen hieſſen damals Sachſen. Man begrif unter dieſem Namen alle die Völker, welche an der Weſer und Elbe,

von Hamburg bis nach Mähren, und vom Niederrhein bis an die Oſtſee wohnten. Sie waren Heiden, wie der ganze Norden. Ihre Sitten und Geſeze waren noch dieſelben, die ſie zu der Römer Zeiten hatten. Jede Völkerſchaft machte einen für ſich beſtehenden Freiſtaat aus. Im Kriege aber erwählten ſie einen Heerführer. Ihre Geſeze waren einfach, wie ihre Sitten; ihre Religion plump. Bei groſſen Gefahren brachten ſie, wie ſo viel andre Nationen, der Gottheit ein Opfer von Menſchen; denn es iſt Karakterzug der Barbaren, daß ſie die Gottheit für grauſam und feindſelig halten; die Menſchen beurtheilen die Gottheit nach ſich ſelber.

Die Franken, ob ſie gleich ſchon Chriſten waren, hatten noch unter Theodebert dieſen abſcheulichen Aberglauben. Nach Prokop's Bericht ſchlachteten ſie Menſchenopfer in Italien, und es iſt bekannt, daß nur zu viele Nationen, gleich den Juden, dieſe gottesläſterliche Handlung aus Andacht begangen hatten. Ueberdies hatten die Sachſen ihre altteutſche Sitten, ihre Einfalt, ihren Aberglauben und ihre Armut beibehalten. Bei einigen Völkerſchaften war beſonders der Geiſt der Räuberei bei-

geblieben, und alle ſezten in die Freiheit ihr einziges Glük und ihren höchſten Ruhm. Sie ſind es, die unter dem Namen der Katten, Cherusker und Brukterer, den Varus beſiegt hatten, und hernach vom Germanikus geſchlagen wurden.

Ein Theil dieſer Völker ward um das fünfte Jahrhundert von den Bewohnern der Britanniſchen Inſeln gegen die Schotten zu Hülfe gerufen, unterjochte das an Schottland grenzende Britannien, und gab demſelben den Namen England. Sie waren ſchon im dritten Jahrhundert dort geweſen; denn zu Konſtantin's Zeiten hatten bereits die Küſten dieſer Inſel die Sächſiſchen Küſten geheiſſen.

Karl der Groſſe, der ehrgeizigſte, ſtaatsklügſte und gröſſte Krieger ſeines Jahrhunderts, bekriegte die Sachſen dreiſſig Jahr, eh' er ſie völlig unter das Joch brachte. Ihr Land hatte noch nicht dasjenige, was heut zu Tage die Begier der Erobrer reizt. Die reichen Bergwerke bei Goslar und Freiberg, welche ſo viel Silber geliefert haben, waren noch nicht entdekt; dies geſchah erſt unter Heinrich dem Vogler. Keine durch langen Fleis geſammelte Reichthümer, keine Stadt, die des Ehrgeizes

eines unrechtmäſſigen Beherrſchers wehrt geweſen wäre! Es kam nur darauf an, Millionen Menſchen zu Sklaven zu haben, welche unter einem traurigen Himmelsſtriche das Feld bauten, ihre Heerden warteten, und keinen Herrn haben wollten.

Der Krieg mit den Sachſen hatte ſich wegen eines Tributs von dreihundert Pferden und einigen Kühen entſponnen, welche Pipin von ihnen gefodert hatte, und dauerte dreiſſig Jahre. Was hatten die Franken für Recht über dieſe Völker? Daſſelbe Recht, welches dieſe Sachſen über England gehabt hatten.

Sie waren ſchlecht bewafnet; denn ich finde in den Verordnungen Karl's des Groſſen ein ſtrenges Verbot, den Sachſen Harniſche zu verkaufen. Dieſer Unterſchied der Waffen, in Verbindung mit der Kriegszucht, hatte die Römer zu Siegern ſo vieler Völker gemacht, und gab endlich auch Karl'n dem Groſſen den Sieg in die Hände.

Der Heerführer des gröſſten Theils dieſer Völker war jener berühmte Wittekind, von welchem man heut zu Tage die vornemſten Häuſer des Teutſchen Reichs abſtammen läſſt; ein Mann, wie Herrman, der aber zulezt mehr Schwäche

zeigte. Karl erobert zuerſt den berühmten Flek- 772.
ken Hersburg; denn dieſer Ort verdiente we-
der Stadt noch Feſtung zu heiſſen. Er läſſt
die Einwohner niedermachen; plündert daſelbſt
und ſchleift hernach den vornemſten Tempel des
Landes, der ehmals dem Gotte Tanfana, oder
dem allgemeinen Grundweſen, — wenn je dieſe
Wilden ein allgemeines Grundweſen gekannt
haben, — erbaut worden war. Er war damals
der Irminſula, oder Irmenſäule, gewid-
met; dieſer Gott mochte nun der Kriegsgott,
der Arás der Griechen, oder der Mars der
Römer ſein, oder er mochte dem berühmten
Herrman, oder Arminius, dem Ueber-
winder des Varus und dem Rächer der Teut-
ſchen Freiheit, gewidmet ſein.

Man würgte daſelbſt die Prieſter auf den
Trümmern des umgeſtürzten Gözenbildes. Die
ſiegreiche Armee drang bis an die Weſer vor.
Alle dieſe Länder unterwarfen ſich. Karl der
Groſſe wollte ſie durch das Chriſtenthum an
ſein Joch feſſeln. Unterdeſſen daß er nach den
entgegengeſezten Gränzen ſeines Staats hineilt,
um andre Erobrungen zu machen, läſſt er ihnen
Miſſionare zurük, die ſie überreden, und Sol-
daten, die ſie zwingen ſollen. Faſt alle Bewoh-

ner der Weſergegenden waren binnen Jahres-friſt Chriſten und — Sklaven.

Wittekind, der ſich zu den Dänen geflüchtet hatte, welche ſchon für ihre Freiheit und für ihre Götter zitterten, kommt nach einigen Jahren zurük. Er ſpricht ſeinen Landsleuten wieder Mut ein, und verſammelt ſie. Er findet in Bremen, der Hauptſtadt eines Landes gleiches Namens, einen Biſchof, eine Kirche und die troſtloſen Sachſen, welche man zu den neuen Altären hinſchleppt. Er verjagt den Biſchof, welcher noch Zeit findet, zu Schiffe zu gehn, und zu flüchten. Er ſchaft das Chriſtenthum ab, das man nur aus Zwang angenommen hat-te. Er kommt an der Spize einer Menge Teut-ſcher bis an den Rhein, und ſchlägt die Heer-führer Karl's des Groſſen.

Dieſer Fürſt eilt herbei, und ſchlägt wieder den Wittekind, behandelt aber dieſe mutige Vertheidigung der Freiheit wie eine Empörung. Er fodert von den zitternden Sachſen die Aus-lieferung ihres Feldherrn, und auf die Nach-richt, daß ſie denſelben nach Dänemark haben zurükkehren laſſen, läſſt er viertauſend und fünf-hundert Gefangne an dem kleinen Fluſſe, die Aller, niederhauen. Wären dieſe Gefangne re-

belliſche Unterthanen geweſen, ſo war dieſe Stra-ſe ſchon eine abſcheuliche Strenge; aber Men-ſchen, die für ihre Freiheit und für ihre Geſeze kämpfen, ſo zu behandeln, das iſt die That ei-nes Straſſenräubers, den übrigens glänzende Eigenſchaften und glüklicher Erfolg zum groſ-ſen Mann gemacht haben.

Es waren noch drei Siege nötig, ehe dieſe Völker recht unter das Joch gebracht werden konnten. Ströme von Blut befeſtigten endlich das Chriſtenthum und die Sklaverei. **Wit-tekind** ſelbſt, den ſeine Widerwärtigkeiten mür-be gemacht hatten, muſſte ſich taufen laſſen, und hinfort ſeinem Sieger zinsbar ſein.

Karl, um ſich des Landes beſſer zu verſi-chern, verſezte ungefähr zehntauſend Sächſiſche Familien nach Flandern, Frankreich, und Rom, 803.
und ſchikte dagegen Fränkiſche Kolonieen in die und 804.
Länder der Ueberwundnen. Man findet nach ihm keinen Fürſten in Europa, der auf ſolche Weiſe Völker, wider ihren Willen, verpflanzt hat. Wir werden groſſe Auswandrungen ſehen, aber keinen Fürſten, der ſo, nach Altrömiſcher Sitte, Kolonieen anlegt. Die Menſchen ſo zur Verlaſſung ihres Geburtsorts zu zwingen, iſt ein Beweis der Staatskunſt und des übertrieb-

nen Despotismus. Karl verband mit dieſer Staatskunſt noch die Grauſamkeit, die Sachſen, welche ſich wieder zu ihren Gottesdienſt wenden wollten, durch heimliche Aufpaſſer ermorden zu laſſen. Oft ſind die Eroberer nur im Kriege grauſam; der Friede erzeugt ſanftere Sitten und Geſeze. Karl der Groſſe hingegen gab Geſeze, welche der Uumenſchlichkeit bei ſeinen Eroberungen ähnlich waren.

Nachdem wir nun geſehn haben, wie dieſer Erobrer die Teutſchen behandelte, wollen wir auch bemerken, wie er ſich gegen die Araber in Spanien benam. Es trug ſich unter denſelben ſchon zu, was bald hernach in Teutſchland, Frankreich und Italien geſchah; die Stathalter machten ſich unabhängig. Die Emire von Barcelona und Sarragoſſa hatten ſich unter Pipin's Schuz begeben. Der Emir von Saragoſſa Ibnal Arabi, das heiſſt Ibnal der Araber, kömmt im Jahre 778 bis nach Paderborn, und bittet Karl'n den Groſſen, ihm gegen ſeinen Oberherrn beizuſtehn. Der Franzöſiſche Fürſt nimmt die Partei dieſes Muſulmans, hütet ſich aber wohl, ihn zum Chriſten zu machen. Andre Abſichten, andre Maasregeln! Er verbindet ſich mit Saracenen gegen Sara-

cenen; aber nach einigen Vortheilen an der Spaniſchen Grenze, wird ſein Nachtrab bei Roncevall, unweit der Pyrenäen, durch die mit den Muſulmanen zuſammengetretene Chriſten von dem Gebirge geſchlagen. Hier kommt ſein Neffe Roland um's Leben. Dieſer Unfall hat Anlas zu den Fabeln gegeben, welche ein Mönch im elften Jahrhundet, unter dem Namen des Erzbiſchofs Turpin ſchrieb, und die hernach Arioſt's Imagination ausgeſchmükt hat.

Man weis nicht, zu welcher Zeit Karl'n dieſer Unfall begegnet iſt, auch findet man nicht, daß er ſich, dieſer Niederlage wegen, gerächt hat. Zufrieden, ſeine Grenzen gegen Feinde, die im Kriege nur allzugeübt waren, zu ſichern, läſſt er es bei dem bewenden, was er feſt halten kann, und miſſt ſeinen Ehrgeiz den Umſtänden an, die demſelben günſtig ſind.

Elftes Kapitel.

Karl der Groſſe, Abendländiſcher Kaiſer.

Rom und das Abendländiſche Kaiſerthum waren das Ziel dieſes Ehrgeizes. Die Macht der Longobardiſchen Könige war das einzige Hinder-

nis. Die Römiſche Kirche, und alle Kirchen, und auf welche ſie Einflus hatte, die Mönche, die ſchon mächtig waren, und die Völker, die ſchon von den Mönchen regiert wurden, — alles rief Karl'n den Groſſen zum Römiſchen Kaiſerthum. Der Pabſt Hadrian, ein geborner Römer, ein Genie, das Schlauigkeit mit Entſchloſſenheit verband, bahnte den Weg. Der erſte Schritt, wozu er ihn vermochte, war, die Tochter des Longobardiſchen Königs Deſiderius zu verſtoſſen, bei welchem Karl's unglükliche Schwägerin mit ihren Kindern Zuflucht geſucht hatte.

Die damaligen Sitten und Geſeze waren nicht ſtrenge, wenigſtens nicht für die Fürſten. Karl hatte dieſe Tochter des Longobardiſchen Königs zu einer Zeit geheuratet, da er, wie man ſagt, ſchon eine andre Gemahlinn hatte. Es war nichts ſeltnes, deren mehrere zugleich zu haben. Gregor von Tours berichtet, daß die Könige Gontran, Caribert, Sigisbert und Chilperich, mehr als Eine Gemalin hatten. Karl verſties alſo die Tochter des Deſiderius ohn' alle Urſach und Umſtände.

Der Longobardiſche König, welcher dieſe nachtheilige Verbindung des Königs und des Pabſtes gegen ſich gewahr wird, faſſt einen mutigen

Entſchlus. Er will Rom überrumpeln, und ſich der Perſon des Pabſtes verſichern, aber der geſchikte Biſchof verwandelt den Krieg in eine Unterhandlung. Karl ſchikt Geſandten, um Zeit zu gewinnen, und fodert von dem Longobardtſchen Könige ſeine Schwägerinn und ſeine beide Neffen zurük. Deſider verweigert nicht allein dieſes Opfer, ſondern will auch dieſe beiden Kinder zu Königen ſalben laſſen, und ihnen ihr Erbtheil wieder verſchaffen.

Karl der Groſſe kommt von Thionville nach Genf, und hält daſelbſt eins von den Parlamentern, welche in jedem Lande immer einem geſchikten Erobrer zu Willen waren. Er geht über den Berg Cenis, und dringt in die Lombardei ein. Deſider ſchlieſſt ſich, nach einigen Niederlagen, in 774.
ſeine Hauptſtadt Pavia ein. Karl der Groſſe belagert ihn darin mitten im Winter. Die Stadt wird auf's Aeuſſerſte gebracht, und ergiebt ſich nach einer ſechsmonatlichen Belagrung. So endigt ſich dieſes Königreich der Longobarden, welche Rom's Macht in Italien zerſtört, und ihre Geſeze in die Stelle der Geſeze der Cäſare geſezt hatten.

Deſider, der lezte dieſer Könige, ward nach Frankreich in das Kloſter Corbie gebracht, wo er

als Gefangner und Mönch lebte und ſtarb, unterdeſſen daß ſein Sohn vergeblich nach Konſtantinopel ging, um bei dem Schattenbilde Römiſchen Kaiſerthums Hülfe zu ſuchen, welches im Occident durch ſeine Vorfahren war zerſtört worden. Man mus noch bemerken, daß Deſider nicht der einzige Regent war, den Karl der Groſſe einſperrte. Ein Herzog von Baiern, nebſt ſeinen Kindern, hatte das nemliche Schikſal.

Karl's Schwägerin und ihre beide Kinder fielen dem Sieger in die Hände. Die Geſchichtſchreiber ſagen uns nicht, ob ſie auch in ein Kloſter ſind geſperrt oder umgebracht worden.

Karl der Groſſe wagte es noch nicht, ſich zum Oberherrn von Rom zu machen; er nam blos den Titel eines Königs von Italien an, den die Longobarden geführt hatten. Er lies ſich, wie ſie, in Pavia mit einer eiſernen Krone krönen, welche noch in der kleinen Stadt Monza aufbewahrt wird. Zu Rom ward noch immer im Namen des Griechiſchen Kaiſers Gericht gehalten. Von demſelben empfingen die Päbſte die Beſtätigung ihrer Wahl. Es war der Gebrauch, daß der Senat an den Kaiſer, oder an den Exarchen von Ravenna ſchrieb, wenn einer vorhanden war: Wir bitten Euch, die Ein-

wei-

weihung unſers Vaters und Hirten anzuordnen. Dem Biſchof von Ravenna gab man davon Nachricht. Der Gewählte muſſte zwei Glaubensbekenntniſſe herſagen. Von da bis zur dreifachen Krone war freilich noch weit; aber wo iſt irgend eine Gröſſe, die nicht einen kleinen Urſprung gehabt hätte?

Karl der Groſſe nam, ſo wie Pipin, den Titel eines Römiſchen Patriciers an, zu dem ſich auch Theodorich und Attila herabgelaſſen hatten. Der Name Kaiſer, der urſprünglich blos einen Feldherrn bezeichnete, bedeutete alſo noch den Herrn des Orient's und Occident's. So unweſentlich derſelbe auch war, ſo ſtand er doch in Achtung, und man fürchtete ſich, ihn ſich unrechtmäſſigerweiſe beizulegen. Man nam zum Schein nur den Titel eines Patriciers an, der ehedem einen Römiſchen Senator bezeichnete.

Die Päbſte, welche in der Kirche ſchon ſehr mächtig, in Rom ſchon ſehr groſſe Herren und Beſizer verſchiedner Ländereien waren, hatten in Rom ſelbſt nur eine erbettelte und wankende Gewalt. Der Präfekt, das Volk, der Senat, wovon der Schatten noch übrig war, empörten ſich oft gegen ſie. Die Zwiſtigkeiten der Fami-

lien, welche nach der Päbſtlichen Würde trachteten, erfüllten Rom mit Verwirrung.

Hadrian's beide Neffen machten eine Verſchwörung gegen ſeinen Nachfolger Leo den III, welcher, nach dem Gebrauch, vom Volk und von der Römiſchen Kleriſei gewählt war. Sie beſchuldigen ihn vieler Verbrechen, hezen die Römer gegen ihn auf, und derjenige, der auswärts überall ſo ſehr geehrt war, wird zu Rom in's Gefängnis geſchleppt, und mit Schlägen gemishandelt. Er entwiſcht, und wirft ſich zu Paderborn dem Patricier Karl'n dem Groſſen zu Füſſen. Dieſer Fürſt, der ſich ſchon als unumſchränkter Herr betrug, ſchikt ihn unter Bedekkung mit Kommiſſaren zurük, welche über ihn richten ſollen. Die Kommiſſare hatten Befel, ihn unſchuldig zu finden. Endlich kommt Karl der Groſſe, als Herr von Italien, Teutſchland und Frankreich, als Richter des Pabſtes, und Schiedsrichter von Europa, zu Ende des Jahrs 799 nach Rom. Das Jahr fing damals bei den Römern um Weihnachten an. Leo der III. ruft ihn während der Meſſe am Weihnachtstage des Jahrs 800 zum Kaiſer vom Occident aus. Das Volk begleitet dieſe Zeremonie mit einem Jubelgeſchrei. Karl ſtellt

ſich beſtürzt, macht aber demungeachtet von der Gewalt ſeiner neuen Kaiſerwürde Gebrauch. Nun war ſeine Gewalt rechtmäſſig; denn die Stimme eines ganzen Volks giebt das gültigſte Recht.

So ward alſo der Sohn eines Bedienten, eines von denen Fränkiſchen Hauptleuten, welche Konſtantin den wilden Thieren vorwerfen laſſen, zur Würde Konſtantin's erhoben. So theilen ein Franke von der einen, und eine Thraciſche Familie von der andern Seite, das Römiſche Reich. So ſpielt das Glük.

Man hat geſchrieben, und ſchreibt noch immer, daß Karl, ſelbſt ehe er noch Kaiſer ward, die Schenkung des Exarchats von Ravenna beſtätigt, Korſika, Sardinien, Ligurien, Parma, Mantua, die Herzogthümer Spoleto und Benevent, Sicilien und Venedig hinzugethan, und die Schenkungsakte auf dem Grabe niederlegt habe, in welchem angeblich die Aſche des heiligen Petrus und des heiligen Paulus ruht.

Dieſe Schenkung könnte man der Schenkung Konſtantin's an die Seite ſezen. Man findet nicht, daß bis zu den Zeiten Innozenz des III. die Päbſte jemals irgend eins dieſer

Länder beſeſſen hätten. Hätten ſie das Exarchat gehabt, ſo wären ſie unumſchränkte Herren von Ravenna und Rom geweſen; aber in dem von Eginhard uns aufbewahrten Teſtamente Karl's des Groſſen nennt dieſer Monarch unter den ihm zugehörigen Biſchöflichen Städten Rom und Ravenna zuerſt, und ſezt ihnen Geſchenke aus. Er konnte weder Sicilien, noch Korſika, noch Sardinien verſchenken, weil er ſie nicht beſas; eben ſo wenig das Herzogthum Benevent, wovon er ſich kaum einen Herrn nennen konnte, und noch weniger Venedig, das ihn nicht für einen Kaiſer anerkannte. Der Herzog von Venedig erkannte damals zum Schein den Orientaliſchen Kaiſer an, und erhielt von demſelben den Titel Hippatos.

Die Briefe des Pabſtes Hadrian ſprechen von den Beſizthümern Spoleto und Benevent; aber dieſe Beſizthümer können nur von den Domänen verſtanden werden, welche die Päbſte in dieſen beiden Herzogthümern beſaſſen. Gregor der VII. geſteht ſelbſt in ſeinen Briefen, daß Karl der Groſſe dem heiligen Stuhl ein Jahrgeld von zwölfhundert Livres gab. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er demjenigen, der ſo viel ſchöne Provinzen beſas, eine ſolche Beihül-

ſe ſollte gegeben haben. Der heilige Stuhl bekam Benevent erſt lange nachher durch die Befugnis, welche ihm, wie man glaubt, der Kaiſer Heinrich der Schwarze um das Jahr 1047 ertheilte. Dieſe Befugnis betraf blos die Stadt, und erſtrekte ſich nicht auf das Herzogthum. Auch war gar nicht die Rede von Beſtätigung der Schenkung Karl's des Groſſen.

Das Wahrſcheinlichſte, was man aus ſo vielen Zweifeln herausfinden kann, iſt dieſes, daß zu den Zeiten Karl's des Groſſen die Päbſte auſſer den Städten, Schlöſſern und Flekken, welche ſie in andern Ländern beſaſſen, einen Theil der Ankonitaniſchen Mark zum Eigenthum bekamen. Für dieſe Mutmaaſſung hab' ich folgende Gründe. Als das Occidentaliſche Kaiſerthum ſich im zehnten Jahrhundert in der Familie der Othonen erneuerte, wies Otho der III. dem heiligen Stuhle namentlich die Mark Ankona an, und beſtätigte alle dieſer Kirche gemachte Schenkungen. Dieſe Akte wird für falſch angegeben. Es ſcheint alſo, daß Karl der Groſſe dieſe Mark verſchenkt hatte, die Päbſte aber durch die in Italien nachher entſtandne Unruhen an deren Niesbrauch ſind ver-

hindert worden. Wir werden ſehen, daß ſie hernach unter den Schwäbiſchen Kaiſern die Nuznieſſung dieſes kleinen Landes verloren. Wir werden ſie, wie viele andre Regenten, bald als groſſe Länderbeſizer, bald von allem entblöſſt, erblikken.

Uns kann es genug ſein, zu wiſſen, daß ſie heut zu Tage die anerkannte Souverainetät eines Landes beſizen, welches von den Thoren von Mantua bis an die Grenzen von Abruzzo, längs dem Adriatiſchen Meere, hundertundachtzig groſſe Italieniſche Meilen lang, und von Civita-Vecchia bis an die Küſte von Ankona von einem Meere zum andern über hundert Meilen breit iſt. Es gehörten beſtändige Unterhandlungen, und mitunter auch Blutvergieſſen, dazu, ſich dieſer Herrſchaft zu verſichern.

Unterdeſſen daß Karl der Groſſe im Occident Kaiſer ward, regierte im Orient die durch ihren Mut und durch ihre Verbrechen berühmte Kaiſerin Irene, welche ihren einzigen Sohn, nachdem ihm die Augen waren ausgeſtochen worden, hatte hinrichten laſſen. Sie hätte gewünſcht, Karl'n den Groſſen zu ſtürzen, weil ſie aber zu ſchwach war, ihn zu bekriegen, wollte ſie ihn, wie man ſagt, heuraten, und ſo bei-

de Reiche vereinigen. Immittelſt daß man an dieſer Heurat arbeitete, wird Irene in einer 802. Empörung von einem Throne geſtoſſen, der ſie ſo viel gekoſtet hatte. Karl hatte alſo blos das Abendländiſche Kaiſerthum. In Spanien beſas er faſt nichts, denn die fruchtloſe Huldigung einiger Saracenen kann man nicht für Eigenthum annemen. Auch auf den Küſten von Afrika beſas er nichts. Alles Uebrige ſtand unter ſeiner Botmäſſigkeit.

Hätt' er Rom zu ſeiner Hauptſtadt gemacht; hätten ſeine Nachfolger daſelbſt ihren Hauptſiz aufgeſchlagen; und hätte beſonders nicht die Gewohnheit, ſeine Staaten unter ſeine Kinder zu vertheilen, bei den Barbaren die Oberhand behalten: ſo hätte man wahrſcheinlicherweiſe das Römiſche Reich wieder aufleben geſehn. Alles war in der Folge dazu beförderlich, dieſen groſſen Staatskörper zu zerſtükken, den die Tapferkeit und das Glük Karl's des Groſſen gebildet hatte. Am meiſten aber trugen ſeine eigne Nachfolger dazu bei.

Er hatte keine Hauptſtadt. Aachen war nur der Ort, der ihm am beſten gefiel. Hier war es, wo er mit der allerauffallendſten Pracht den Geſandten der Kalifen ſowohl, als denen von Kon-

ſtantinopel, Audienz gab. Auſſerdem lag er faſt immer zu Felde, oder war auf Reiſen, wie es, lange nach ihm, Karl der Fünfte auch machte. Auch theilte er ſeine Staaten, ſogar noch bei ſeinem Leben, wie alle damalige Regenten.

Endlich aber, als von ſeinen Söhnen, die er zur Regierung beſtimmt hatte, keiner mehr am Leben war, als Ludwig, der unter dem Namen des Gutmütigen ſo bekannt iſt, und dem er ſchon das Königreich Aquitanien gegeben hatte, geſellte er ſich denſelben zu Aachen als Nebenkaiſer bei, und befal ihm, die Kaiſerliche Krone mit eignen Händen vom Altar zu nemen, um der Welt dadurch zu verſtehn zu geben, daß dieſe Krone lediglich der Tapferkeit des Vaters und den Verdienſten des Sohnes, gebühre, und als wenn er voraus geſehn hätte, daß die Diener des Altars dereinſt ſich anmaaſſen würden, über dieſes Diadem zu ſchalten.

Er that Recht daran, daß er, bei ſeinen Lebzeiten, ſeinen Sohn zum Kaiſer erklärte; denn dieſe Würde, die Karl der Groſſe durch ſein Glük errungen hatte, war dem Sohne noch nicht durch Erbrecht verſichert. Zerris er aber nicht ſelbſt das Reich, das er ſeiner Nachkommenſchaft erhalten wollte, dadurch, daß er dem Lud-

wig die Kaiſerkrone, und dem Bernhard, dem Sohne ſeines Sohns Pipin's, Italien gab? Hies das nicht ſeinen Nachfolgern die Waffen gegen einander in die Hände geben? War es zu vermuten, daß der Neffe, als König von Italien, ſeinem Oheim, dem Kaiſer gehorchen, oder der Kaiſer nicht lüſtern ſein würde, auch Herr von Italien zu ſein?

Karl der Groſſe ſtarb im Jahr 814 mit dem Ruhm eines Kaiſers, der eben ſo glüklich war, als Auguſt, eben ſo kriegriſch, als Hadrian, aber nicht eben ſo gut, als die Trajane und Antonine, welchen nie ein Regent gleich gekommen iſt.

Im Oriente lebte damals ein Fürſt, der ihm an Ruhm, wie an Macht, glich. Das war der berühmte Kalif Aaron al Raſchid, der ihn an Gerechtigkeit, Wiſſenſchaft und Menſchlichkeit, weit übertraf.

Faſt möcht' ich dieſen beiden berühmten Männern den Pabſt Hadrian an die Seite ſezen, welcher, in einem nicht ſo erhabnen Range, in einem Stande, der ſich wenig über den Stand eines Privatmanns erhob, bei minder heroiſchen Tugenden, eine Klugheit bewies, welcher ſeine Nachfolger ihre Gröſſe zu danken hatten.

Die Neugier der Menſchen, welche in das Privatleben der Fürſten eindringt, wollte von allen einzelnen Umſtänden ſeines Lebens, und ſogar von ſeinen heimlichen Vergnügungen, unterrichtet ſein. Man behauptet, er hätte die Liebe zum ſchönen Geſchlechte ſo weit getrieben, daß er ſeine eigne Töchter genoſſen hätte. Dem Auguſt ſagte man eben daſſelbe nach. Aber was liegt dem menſchlichen Geſchlecht an der genauen Wiſſenſchaft ſolcher Schwachheiten, die auf die öffentlichen Geſchäfte nicht den mindeſten Einflus gehabt haben? Die Kirche hat ihn in die Zahl der Heiligen aufgenommen, ihn, der ſo viel Blut vergos, der ſeine Bruderkinder des Ihrigen beraubte, und der der Blutſchande verdächtig war.

Ich betrachte ſeine Regierung von einer Seite, welche der Aufmerkſamkeit eines Weltbürgers würdiger iſt. Die Länder, aus welchen heut zu Tage Frankreich und Teutſchland bis an den Rheinſtrom beſtehen, waren ſeit ſeiner Beſteigung des Kaiſerthrons, beinahe funfzig, und Italien dreizehn Jahre hindurch ruhig. Keine Staatsveränderung, keine allgemeine Landplage trug ſich während dieſes halben Jahrhunderts zu, welches ſich dadurch, als das einzige in ſeiner Art, auszeichnet. Dennoch reichte ein ſo lange dauerndes Glük nicht hin,

den Menſchen Verfeinerung und Künſte wiederzu-geben. Der Roſt der Barbarei war zu dicht, und die folgenden Zeiten machten ihn noch dichter.

Zwölftes Kapitel.

Sitten, Regierungsart und Gebräuche, um die Zeiten Karl's des Groſſen.

Ich bleibe bei dieſem berühmten Zeitpunkt ſtehn, um die Gebräuche, Geſeze, die Religion und die Sitten zu betrachten, welche damals im Schwange gingen. Die Franken waren von je her Barbaren geweſen, und waren es noch nach Karl dem Groſſen. Wir müſſen hierbei ſorgfältig bemerken, daß Karl der Groſſe ſich nicht als einen Franken zu betrachten ſchien. Das Geſchlecht Chlodowich's und ſeiner Fränkiſchen Mitgenoſſen ward immer von den Galliern unterſchieden. Der Teutſche Pipin, und Karl ſein Sohn, unterſchieden ſich von den Franken. Den Beweis davon findet man in den Verordnungen Karl's des Groſſen, und zwar im vierten Artikel von den Meiereien: Wenn die Franken in unſern Beſizthümern ein Verbrechen begehen, ſo ſollen ſie nach ihren Geſezen ge-

richtet werden. Nach dieſer Verordnung ſcheinen die Franken damals nicht für die Nation Karl's des Groſſen gehalten zu werden. Zu Rom ward das Karolingiſche Geſchlecht immer als Teutſche betrachtet. Der Pabſt Hadrian der IV. bedient ſich, in ſeinem Schreiben an die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Kölln, folgender merkwürdiger Ausdrükke: Das Kaiſerthum ward von den Griechen auf die Teutſchen übertragen; ihr König ward nicht eher Kaiſer, als bis er vom Pabſte gekrönt war; — alles, was der Kaiſer beſizt, hat er von uns. Und gleichwie Zacharias das Griechiſche Kaiſerthum den Teutſchen gab, ſo können wir das Teutſche den Griechen geben.

Unterdeſſen war in Frankreich die Benennung Franken immer die gewöhnlichſte. Selbſt zu Rom und in Konſtantinopel ward das Geſchlecht Karl's des Groſſen oft Franca genannt. Der Griechiſche Hof belegte ſogar, zur Zeit der Othonen, die Abendländiſchen Kaiſer mit dem Namen Fränkiſche Kronenräuber, Fränkiſche Barbaren, und brüſtete ſich mit einer Verachtung gegen dieſe Franken, die ihm im Grunde nicht Ernſt war.

Die einzige Regierung Karl's des Groſſen hatte einigen Anſtrich von Feinheit, welches vermutlich eine Frucht ſeiner Reiſe nach Rom, oder vielmehr ſeines Genies war.

Seine Vorgänger waren nur durch Räubereien berühmt. Sie zerſtörten Städte, ohne andre anzulegen. Für die Gallier war es ein Glük, daß ſie von den Römern waren überwunden worden. Marſeille, Arles, Autun, Lyon und andre waren blühende Städte, welche unter ihren, den weiſen Römiſchen Geſezen untergeordneten, Municipalgeſezen in Ruhe lebten. Ihr groſſer Handel gab ihnen lebendige Nahrung.

Aus einem Schreiben eines Prokonſuls an den Theodos erſieht man, daß in Autun fünfundzwanzigtauſend Familienhäupter vorhanden waren. Sobald aber die Burgunder, Gothen und Franken in Gallien ankommen, ſieht man keine groſſen volkreichen Städte mehr. Die von den Römern bis an die Ufer des Rheins erbauten Schaupläze werden niedergeriſſen, oder vernachläſſigt. Daß die verbrechriſche und unglükliche Königin Brunhild von den groſſen niemals nachgeahmten Landſtraſſen einige kleine

Stükke unbeſchädigt gelaſſen hat, darüber erſtaunt man noch jezt.

Wer verhinderte dieſe Neuankömmlinge, regelmäſſige Gebäude nach den Römiſchen Muſtern aufzuführen? Sie hatten Steine, Marmor, und beſſres Holz, als wir. Feine Wolle dekte die Engliſchen und Spaniſchen Heerden, wie heut zu Tage. Indeſſen wurden nirgends, als in Italien, ſchöne Tücher verfertigt. Warum lies das übrige Europa gar keine Aſiatiſche Waaren kommen? Warum waren alle Bequemlichkeiten, welche die Bitterkeiten des Lebens verſüſſen, unbekannt? Warum anders, als weil die Wilden, die über den Rhein kamen, auch die andern Völker wild machten? Dies läſſt ſich aus den Saliſchen, ripuariſchen, Burgundiſchen Geſezen urtheilen, welche Karl der Groſſe ſelbſt beſtätigte, weil er ſie nicht abzuſchaffen vermochte.

Armut und Raubgier hatten das Leben der Menſchen, Verſtümmlung der Glieder, Notzucht, Blutſchande und Giftmiſcherei auf Geldespreis geſezt. Wer vierhundert Thaler damaligen Geldes zu erlegen vermochte, konnte ungeſtraft einen Biſchof um's Leben bringen. Das Leben eines Prieſters koſtete halb ſo viel, und um denſelben Preis konnte man Notzucht be-

gehn, und mit Kräutern vergiften. Auch eine Hexe, welche Menſchenfleiſch gegeſſen hatte, kaufte ſich um eben den Preis los, und dies beweiſt, daß damals die Hexen nicht blos im niedrigſten Pöbel zu finden waren, wie in unſern neuern Zeiten, ſondern daß dieſe ausſchweifende Abſcheulichkeiten unter den Reichen getrieben wurden. Kämpfe und Unſchuldsproben entſchieden, wie wir ſehn werden, über den Beſiz einer Erbſchaft und über die Gültigkeit eines Teſtaments. In der Rechtsgelehrſamkeit herrſchte Wildheit und Aberglaube.

Man kann die Sitten der Völker nach den Sitten der Fürſten beurtheilen. Wir finden keine Spur von grosmütigen Handlungen. Die Chriſtliche Religion, welche die Menſchen Menſchlichkeit lehren ſollte, hält den König Chlodowich nicht ab, die kleinen *Regas*, ſeine Nachbarn und Verwandten, durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen zu laſſen. Chlodomir's beide Kinder werden zu Paris im Jahre 533 von einem gewiſſen Childebert umgebracht, und ein Chlotar bringt ſeine Oheime, welchen man den Titel Könige von Frankreich beilegt, um's Leben; Clodoald aber, der Bruder dieſer unſchuldigen Schlachtopfer,

wird unter dem Namen Saint Cloud angebetet, weil man ihn zum Mönch gemacht hatte. Ein junger Barbar, Namens Chram, bekriegt ſeinen Vater Chlotar, der einen Theil Gallien's beherrſchte. Der Vater läſſt ſeinen Sohn, mit allen ſeinen Freunden, die in ſeine Kriegsgefangenſchaft geraten waren, im Jahr 559 verbrennen.

Unter einem Chilperich, der im Jahr 561 König von Soiſſons war, verlaſſen die leibeigenen Unterthanen dieſes angebliche Königreich, weil ſie der Tirannei ihres Herrn überdrüſſig waren, der ihnen ihr Brod und ihren Wein wegnam, da er ihnen kein Geld nemen konnte, weil — ſie keins hatten. Ein Siegbert und ein andrer Chilperich werden ermordet. Brunehild, die erſt eine Arianerin geweſen, und katholiſch geworden war, wird tauſend Mordthaten beſchuldigt, und ein Chlotar der II., eben ſo barbariſch, wie ſie, läſſt ſie, wie man ſagt, an den Schweif eines Pferdes in ſeinem Lager ſchleifen, und ſo auf eine neue Art im Jahr 616 um's Leben bringen. Wenn dieſe Geſchichte auch nicht wahr iſt, ſo iſt doch wenigſtens ausgemacht, daß ſie als eine gewöhnliche Sache iſt geglaubt worden, und dieſe Meinung be-

beweiſt ſchon die damalige Barbarei. Es ſind aus dieſen abſcheulichen Zeiten keine Denkmäler übrig, als Kloſterſtiftungen, und ein dunkles Andenken von Elend und Räubereien. Man ſtelle ſich Wüſteneien vor, wo Wölfe, Tiger und Füchſe eine zerſtreute ſchüchterne Heerde würgen, ſo hat man die Abbildung Europen's durch ſo viele Jahrhunderte.

Man mus nicht glauben, daß die Kaiſer dieſe wilden Oberhäupter, welche in Bourgogne, zu Soiſſons, Paris, Metz, Orleans, u. ſ. w. herrſchten, für Könige anerkannte. Sie gaben ihnen nie den Titel Baſileus, ſelbſt nicht einmal Dagobert dem II, welcher das ganze weſtliche Frankreich bis an die Weſer unter ſeiner Herrſchaft vereinigte. Die Geſchichtſchreiber ſprechen viel von der Pracht dieſes Dagobert, und führen zum Beweis den Goldſchmidt Saint Eloy an, welcher mit einem Gürtel voll Edelgeſteine an den Hof kam; das heiſſt, er handelte mit Edelſteinen, und trug dieſelbe in ſeinem Gürtel bei ſich. Es wird von prächtigen Gebäuden geſprochen, welche er aufführen lies. Wo ſind ſie? Die alte Saint Paulskirche iſt nur ein kleines Gothiſches Denkmal. Was man von Dagobert mit Gewisheit weis,

iſt, daß er drei Weiber zugleich hatte, daß er Kirchenverſammlungen hielt, und daß er ſein Land tiranniſch behandelte.

Unter ihm geht ein Kaufmann von Sens, Namens Samon, nach Teutſchland, um Handel zu treiben. Er kommt bis zu den Slaven, einer barbariſchen Nation, welche das heutige Polen und Böhmen inne hatten. Dieſen Wilden war es ſo auffallend, einen Menſchen zu ſehn, der ſo weit gereiſt war, um ihnen die Sachen zu bringen, die ihnen mangelten, daß ſie ihn zum Könige wählen. Dieſer Samon ſoll den Dagobert bekriegt haben, und wenn der König der Franken drei Weiber hatte, ſo hatte dagegen der neue König der Slaven deren funfzehn.

Unter dieſem Dagobert fangen die *magiſtri palatii* an, mächtig zu werden. Nach ihnen kommen die unthätigen Schattenkönige, Staatsverwirrung und Deſpotismus der *magiſtri palatii.* Unter dieſen dringen zu Anfang des achten Jahrhunderts die Araber, nachdem ſie Spanien bezwungen haben, bis nach Toulouſe vor, nemen die Provinz Guyenne weg, verheeren alles bis an die Loire, und ſind im Begrif, den Franken ganz Gallien zu entreiſſen, welches dieſe

den Römern abgenommen haben. Man kann denken, in welchem Zuſtande damals Volk und Kirche und Geſeze waren.

Bis auf **Pipin**, den Vater Karl's mit dem Zunamen Martell, und Grosvater des andern **Pipin's**, der ſich zum Könige aufwarf, hatten die Biſchöfe nicht den geringſten Antheil an der Regierung; und wohnten auch den Verſammlungen der Fränkiſchen Nation nicht bei. Sie waren alleſamt Gallier oder Italiener, welche Völker als Knechte betrachtet wurden. Vergebens hatte der Biſchof Remigius, welcher den Chlodowich taufte, an dieſen Sikambriſchen König jenen berüchtigten Brief geſchrieben, worin dieſe Worte enthalten waren: Vor allen Dingen hütet Euch ſorgfältig, den Vorſiz vor den Biſchöfen Euch anzumaaſſen. Bedient Euch ihres Rats; denn ſo lange Ihr mit denſelben in gutem Verſtändniſſe lebt, wird Euch Eure Regierung leicht werden.

Weder Chlodowich, noch ſeine Nachfolger, machten die Kleriſei zu einem Mitgliede des Staates. Die Regierungsform war blos militariſch. Man kann dieſelbe nicht beſſer vergleichen, als mit der Regierung von Algier und Tunis, wel-

che von einem Oberhaupt und der Miliz regiert werden. Nur zuweilen zogen die Könige die Biſchöfe zu Rat, wenn ſie ihrer bedurften.

Als aber die *majores domus* oder Häupter dieſer Miliz, nach und nach unvermerkt die Obergewalt an ſich riſſen, wollten ſie ihre Macht, durch das Anſehn der Prälaten und Aebte, befeſtigen, und zogen dieſelben daher zu den Verſammlungen auf dem Maifelde.

Nach Ausſage der Jahrbücher von Mez geſchah es im Jahre 692, daß der *Majordomus* **Pipin**, der Erſte dieſes Namens, der Kleriſei dieſes Vorrecht verſchafte; ein Zeitpunkt, den die meiſten Geſchichtſchreiber ſehr vernachläſſigen, der aber höchſt wichtig iſt, und zur weltlichen Macht der Biſchöfe und Aebte in Frankreich und Teutſchland den erſten Grund gelegt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Folge der Gebräuche zu Karl's des Groſſen Zeiten, und nach ihm. Ob er deſpotiſch und das Königreich erblich war?

Man hat die Frage aufgeworfen, ob **Karl** der Groſſe, ſeine Vorgänger und Nachfolger,

deſpotiſch regierten, und ob ihr Königreich, nach damaligem Rechte, erblich war? So viel iſt ausgemacht, daß Karl der Groſſe in der That deſpotiſch regierte, und daß folglich ſein Königreich erblich war, weil er, bei vollſtändig verſammeltem Parlamente, ſeinen Sohn zum Kaiſer erklärt. Das Recht iſt etwas ungewiſſer, als die Thatſache. Wir wollen ſehn, worauf ſich damals alle Rechte gründeten.

Die Bewohner des Nordens und Teutſchlands waren urſprünglich Jäger, und die von den Römern bezwungnen Gallier waren Landbauer oder Bürger. Völker, welche von der Jagd leben, und immer bewafnet ſind, müſſen notwendig Landleute und Hirten unter das Joch bringen, welche Jahr aus Jahr ein mit ihren ununterbrochnen und mühſeligen Arbeiten beſchäftigt ſind, und noch leichter Bürger, die friedfertig in ihren Wohnungen leben. So haben die Tataren Aſien unterjocht; ſo ſind die Gothen nach Rom gekommen. Alle Horden der Tataren, der Gothen, der Hunnen, der Vandalen und der Franken, hatten Oberhäupter. Dieſe Häupter der auswandernden Haufen wurden durch Mehrheit der Stimmen gewählt, und dies konnte nicht anders ſein; denn was kann

ein Dieb für Rechte haben, über ſeine Mitgeſellen zu gebieten? Ein geſchikter, dreiſter, vor allen Dingen aber glüklicher Räuber muſſte mit der Länge der Zeit viel Gewalt über untergeordnete Räuber gewinnen, welche nicht ſo geſchikt, nicht ſo dreiſt, und nicht ſo glüklich waren, als er. Alle hatten gleichen Antheil an der Beute; und dies iſt das allerunverbrüchlichſte Geſez bei allen erſten Völkern, die auf Erobrungen ausgehn.

Wenn es eines Beweiſes bedürfte, dieſes erſte Geſez der Barbaren kenntlich zu machen, ſo würde man denſelben leicht in dem Beiſpiele jenes Fränkiſchen Kriegers finden, welcher durchaus nicht zugeben wollte, daß Chlodowich von der gemeinſchaftlichen Beute ein Kirchengefäs von Rheims voraus nemen ſollte, und das Gefäs mit der Axt in Stükken hieb, ohne daß das Oberhaupt ihn davon abhalten durfte.

Chlodowich ward in dem Maaſſe, wie ſeine Gewalt zunam, deſpotiſch; das iſt der gewöhnliche Gang der menſchlichen Natur. So war es auch mit Karl'n dem Groſſen; er war Sohn eines unrechtmäſſigen Herrſchers. Dem Sohn des rechtmäſſigen Königs ward die Kolbe geſchoren, und er muſſte in einem Kloſter der

Normandie ſein Breviar beten. Karl der Groſſe muſſte alſo im Angeſicht einer parlamentariſch verſammelten Nation von Kriegern ſehr behutſam gehn. Wir ermahnen Euch, ſagt er in einer ſeiner Verordnungen, daß Ihr, in Betracht unſrer Demut, und unſrer Folgſamkeit gegen Eure Ratſchläge, welche wir Euch in der Furcht Gottes beweiſen, uns bei der Ehre ſchüzt und erhaltet, welche Gott uns verliehen hat, wie ſolches Eure Vorfahren ſchon für unſre Vorfahren gethan haben.

Seine Vorfahren waren nichts mehr und nichts weniger, als ſein Vater, der das Königreich mit Gewalt an ſich geriſſen hatte; er ſelbſt hatte das Erbtheil ſeines Bruders entwendet, und die Kinder deſſelben beraubt. Er ſchmeichelte den Groſſen im Parlament; nach Aufhebung des Parlaments würd' es demjenigen übel bekommen ſein, der ſich ſeinem Willen widerſezt hätte.

Was die Nachfolge betrift, ſo iſt es natürlich, daß ein Haupt von Eroberern dieſelben dahin vermocht hat, ſeinen Sohn zu ſeinem Nachfolger zu erwählen. Dieſe Gewohnheit, zu wählen, welche mit der Zeit rechtmäſſiger

und heiliger ward, erhält ſich noch zu unſern Zeiten im Teutſchen Reiche. Die Wahl ward ſo ſehr für ein Recht des erobernden Volks gehalten, daß, als **Pipin** das Fränkiſche Königreich dem Könige entris, deſſen Bedienter er war, der Pabſt **Stephan**, mit welchem dieſer Kronenräuber im Einverſtändnis lebte, den Bannfluch über diejenigen ausſprach, welche einen andern, als einen Nachkömmling von **Pipin's** Geſchlechte, zum Könige wählen würden. Dieſer Bannſpruch war nun freilich ein groſſer Beweis von Aberglauben, ſo wie die Unternemung **Pipin's** ein groſſes Beiſpiel von Dreiſtigkeit; aber dieſer Aberglaube ſelbſt iſt doch ein Beweis des **Wahlrechts**.

Auch das beweiſt er, daß die erobernde Nation unter den Nachkommen eines Oberhaupts denjenigen wählte, der ihr am beſten gefiel. Der Pabſt ſagt nicht: **Ihr ſollt die Erſtgebornen des Pipinſchen Hauſes wählen;** ſondern: **Ihr ſollt nicht anders wählen, als aus ſeinem Hauſe.**

Karl der Groſſe ſagt in einer Verordnung: **Wenn einem der drei Prinzen, meiner Söhne, ein ſolcher Sohn geboren wird, wie ihn die Nation zum Nachfolger**

ſeines Vaters haben will, ſo wollen wir, daß ſeine Oheime ihre Einwilligung dazu nicht verſagen. *) Aus dieſem Rechtstitel, und aus verſchiednen andern, erhellet deutlich, daß die Fränkiſche Nation das Wahlrecht, wenigſtens dem Namen nach, hatte.

Im Anfange war dieſe Gewohnheit bei allen Völkern, in allen Religionen und in allen Ländern. Man findet ſie bei den Juden, bei den übrigen Aſiaten und bei den Römern eingeführt. Muhammed's erſte Nachfolger wurden gewählt. Die Aegyptiſchen Sultane, die erſten Miramoline, bekamen die Regierung nur durch rechtmäſſige Wahl. Durch Länge der Zeit allein kann ein Staat völlig erblich werden. Mut, Geſchiklichkeit und Notwendigkeit machen alle Geſeze.

Vierzehntes Kapitel.

Verfolg der Gewohnheiten zu den Zeiten Karl's des Groſſen. Handlung, Finanzen, Wiſſenſchaften.

Karl Martell, der Räuber und die Stüze der oberſten Gewalt in einer groſſen Monarchie, der

*) S. den Code diplomatique, P. IV.

Ueberwinder der Arabiſchen Erobrer, die er bis in Gaskogne zurükdrängte, bekommt unterdeſſen von dem Pabſt Gregor dem II., welcher ihn um Hülfe gegen die Longobardiſchen Könige anſpricht, doch nur den Titel eines kleinen Unterkönigs, Unterkönigleins. (*ſubregulus*) Er entſchlieſſt ſich darauf, der Römiſchen Kirche beizuſtehn, plündert aber unterdeſſen die Fränkiſchen Kirchen, giebt die Kloſtergüter ſeinen Hauptleuten, und hält ſeinen König Dietrich gefangen.

Karl Martell's Sohn **Pipin** macht ſich von einem Unterkönig lein zum Könige, und führt die Fränkiſchen Parlamenter wieder ein. Er hält beſtändig geübte Truppen auf den Beinen, und dieſer Einrichtung hat **Karl** der Groſſe alle ſeine Erobrungen zu danken. Dieſe Truppen wurden durch die Herzoge angeworben, welche den Provinzen als Befelshaber vorſtanden, ſo wie heut zu Tage die Türkiſchen Truppen von den Beglerbeis geworben werden. Dieſe Herzoge waren in Italien vom Diokletian eingeſezt. Die Grafen, deren Urſprung mir in die Zeiten des Theodos zu fallen ſcheint, hatten die Anführung unter den Herzo-

gen, und zogen, ein jeder in ſeinem Bezirk, die Truppen zuſammen.

Die Meiereien, Flekken und Dörfer ſtellten eine ihrem Vermögen angemeſſne Anzal Soldaten. Zwölf Meiereien lieferten einen mit Helm und Küras bewafneten Reiter. Die andern Soldaten hatten dergleichen nicht; alle aber führten den langen vierekkichten Schild, die Streitaxt, den Wurfſpies und das Schwert. Die, welche ſich der Pfeile bedienten, muſſten deren wenigſtens zwölf in ihrem Köcher haben. Die Provinz, welche die Miliz ſtellte, gab derſelben Brodkorn und Lebensmittel auf ſechs Monate mit; für den Ueberreſt des Feldzugs beſorgte es der König. Den erſten März oder den erſten Mai ward die Muſterung gehalten. Die Parlamenter verſammelten ſich gemeiniglich um eben dieſelbe Zeit.

Bei Belagrungen bediente man ſich der Mauerbrecher, Baliſten, Sturmdächer und der mehreſten Maſchinen der Römer. Die Edelleute oder Baronen machten mit ihrem Gefolge die wenige Kavallerie aus, die man damals bei den Armeen zu ſehn bekam. Die Muſulmanen in Afrika und Spanien hatten mehr Reiterei.

Karl hatte auch eine Seemacht, nemlich groſſe Kähne an den Mündungen aller groſſen Flüſſe ſeines Reichs. Vor ihm kannte man ſie nicht bei den Barbaren, und nach ihm waren ſie auch noch lange unbekannt. Durch dieſes Mittel, und durch ſeine militariſche Policeianſtalten, hielt er die Ueberſchwemmungen der Nordiſchen Völker ab, die er dadurch auf ihren kalten Himmelsſtrich einſchränkte; unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern aber verbreiteten ſie ſich durch Europa.

Die allgemeinen Angelegenheiten wurden in Verſammlungen abgehandelt, welche die ganze Nation vorſtellten. Unter ihm hatten ſeine Parlamenter keinen andern Willen, als den Willen eines Oberherrn, welcher zu befelen und zu überreden wuſſte.

Er brachte die Handlung in Flor, weil er ſich der Herrſchaft über die Meere bemächtigt hatte. Die Kaufleute von der Toskaniſchen Küſte und von Marſeille handelten alſo mit den Chriſten in Konſtantinopel, auch in dem Hafen von Alexandrien mit den Muſulmanen, welche ſie aufnamen, und von welchen ſie die Reichthümer Aſiens an ſich zogen.

Venedig und Genua, welche in der Folge durch den Handel ſo mächtig wurden, brachten damals noch nicht die Reichthümer andrer Nationen an ſich. Venedig fing indeſſen ſchon an, ſich zu bereichern und zu vergröſſern. Rom, Ravenna, Mailand, Lyon, Arles, Tours, hatten viele Manufakturen von wollnen Zeugen. Man damaſcirte das Eiſen nach Aſiatiſcher Art, und machte auch Glas; aber in keiner einzigen Stadt des Abendländiſchen Kaiſerthums wurden Seidenzeuge verfertigt.

Die Venediger fingen an, dieſe Zeuge aus Konſtantinopel zu holen; aber erſt vierhundert Jahre nach **Karl'n dem Groſſen** errichteten die Normanniſchen Fürſten eine Seidenmanufaktur zu Palermo. Leinwand war nicht ſonderlich im Gebrauch. Der heilige Bonifaz meldet einem Teutſchen Biſchofe in einem Briefe, daß er ihm langhärichtes Tuch ſchikt, ſich die Füſſe zu waſchen. Wahrſcheinlicherweiſe war dieſer Mangel an Leinenzeug Schuld an den mancherlei Krankheiten der Haut, welche unter dem Namen Ausſaz bekannt ſind, und damals ſo allgemein waren; denn die ſo genannten Ausſazhäuſer waren ſchon ſehr zahlreich.

Die Münze hatte ungefähr eben den Wehrt, wie die Münze des Römiſchen Reichs ſeit Konſtantin. Der Soud'or war der Solidus der Römer, und galt vierzig ſilberne Deniers. Dieſe Deniers, die bald ſtärker, bald ſchwächer waren, wogen im Durchſchnitt, dreiſſig Gran.

Der Soud'or würde jezt ungefähr funfzehn Franken, der ſilberne Denier aber dreiſſig Sous de compte, gelten.

Bei Leſung der Geſchichte mus man ſich immer erinnern, daß man ſich, auſſer dieſen wirklichen Gold- und Silbermünzen, beim Rechnen andrer Benennungen bediente. Man drükte ſich oft durch Bezeichnung eingebildeter oder Rechenmünzen aus, die, ſo wie noch heut zu Tage, nichts anders waren, als eine Art zu rechnen.

Die Aſiaten und Griechen rechneten nach Minen und Talenten, die Römer nach groſſen Seſterzien, ohne daß eine wirkliche Münze von dem Wehrt einer groſſen Seſterzie, oder eines Talents, vorhanden war.

Das Rechnungslivre zu den Zeiten Karl's des Groſſen ward dem Gewicht eines Pfundes Silber von zwölf Unzen gleich gehalten. Dieſes Livre ward im Zählen, wie heut

zutage, in zwanzig Theile getheilt. Es gab zwar wirkliche Silberſou's, welche unſern Thalern glichen, und deren jeder den zwanzigſten, zweiundzwanzigſten, oder vierundzwanzigſten Theil eines Pfundes von zwölf Unzen wog, und ein ſolcher Sou ward wie noch jezt, in zwölf Deniers eingetheilt: Weil Karl der Groſſe aber verordnet hatte, daß der Silberſou genau der zwanzigſte Theil von zwölf Unzen ſein ſollte, ſo gewöhnte man ſich daran, beim Rechnen mit Zahlen, zwanzig Sous für ein Livre zu rechnen.

Zweihundert Jahre blieben die Münzen auf dem Fus, auf welchen Karl der Groſſe ſie geſezt hatte. Nach und nach aber gaben die Könige, je nachdem es ihre Bedürfniſſe erforderten, dem Sous bald einen Zuſaz, bald machten ſie ſie leichter, ſo daß, mittelſt einer Veränderung, welche den Europäiſchen Regierungen Schande macht, derſelbe Sou, welcher ehmals das war, was jezt ein Ecu d'Argent iſt, nun nur noch in einem leichten Kupferplättchen beſteht, welches höchſtens ein Elftheil Silber enthält, und das Livre, welches ehmals das Vorſtellungszeichen von zwölf Unzen Silber war, in Frankreich jezt nur noch das Vorſtel-

lüngszeichen von zwanzig ſolchen Kupferſous iſt. Der Denier, ehmals der zweihundert und vierundzwanzigſte Theil eines Pfundes Silber, iſt nur noch ein Drittheil der elenden Münze, die man Liard nennt. Wollte man alſo den Fall annemen, daß eine Franzöſiſche Stadt der andern eine Rente von hundert und zwanzig wahren Sous auszuzahlen ſchuldig wäre, ſo könnte ſich dieſelbe heut zu Tage mit einem Thaler von ſechs Franken ihrer Schuld entledigen.

Das Rechenpfund der Engländer und Holländer hat weniger Abänderung erlitten. Ein Pfund Sterling in England iſt ungefähr zweiundzwanzig Franzöſiſche Franken wehrt, und ein Holländiſches Rechenpfund etwa zwölfe; die Holländer haben ſich alſo weniger, als die Franzoſen, und die Engländer am allerwenigſten von der erſten urſprünglichen Einrichtung entfernt.

Allemal alſo, wenn die Geſchichte einer Münze unter dem Namen Livre oder Pfund erwähnt, dürfen wir nur unterſuchen, was das Pfund zu den Zeiten und in dem Lande galt, wovon die Rede iſt, und es mit dem jezigen Wehrt vergleichen. Eben dieſe Vorſicht iſt bei Leſung der Griechiſchen und Römiſchen Geſchichte notwendig. Es ſezt, zum Beiſpiel, den

Leſer

Leſer in groſſe Verlegenheit, wenn er immer erſt die Rechnungen berichtigen mus, welche ſich in der alten Geſchichte eines berühmten Profeſſors der Pariſer Univerſität, in der Kirchengeſchichte des Fleuri, und in ſo viel andern nüzlichen Schriftſtellern finden. Wenn dieſe die Talente, die Minen, die Seſterzien in Franzöſiſcher Münze ausdrükken wollen, ſo richten ſie ſich immer nach der Würdigung, welche einige Gelehrte vor dem Tode des groſſen Colbert's gemacht haben. Aber die Mark von acht Unzen, welche in den erſten Zeiten der Miniſterſchaft Colbert's ſechsundzwanzig Franken und zehn Sous wehrt war, gilt ſchon ſeit langer Zeit neunundvierzig Livres und zehn Sous, welches einen Unterſchied beinahe von der Hälfte macht. Dieſer Unterſchied, der zuweilen noch gröſſer geweſen iſt, kann zu- und abnemen. Auf dieſe Abändrungen mus man Rükſicht haben, ſonſt würde man ſich von der Macht der alten Staaten, von ihrer Handlung, von dem Solde ihrer Truppen und ihrer ganzen Oekonomie einen ſehr falſchen Begrif machen.

Es ſcheint, daß damals achtmal weniger baares Geld in Italien und gegen den Rhein hin in Umlauf war, als heut zu Tage. Man kann

davon nicht füglich anders, als nach dem Preiſe der Waaren urtheilen, welche zu den Bedürfniſſen des Lebens gehören; und ich finde den Preis dieſer Waaren zu Karl's des Groſſen Zeiten achtmal geringer, als heut zu Tage. Nach Karl's des Groſſen Kapitularien koſteten vierundzwanzig Pfund weis Brod einen Denier d'argent. Dieſer Denier war der vierzigſte Theil eines Soud'or, welcher ungefähr funfzehn bis ſechzehn jezige Franzöſiſche Livres galt. Das Pfund Brod koſtete alſo etwas über einen Liard, welches wirklich den achten Theil des jezigen Preiſes beträgt.

In den mitternächtigen Ländern war das Geld ungleich ſeltner. Der Preis eines Ochſen, zum Beiſpiel, war daſelbſt auf einen Soud'or feſtgeſezt. Wir werden in der Folge ſehn, wie der Handel und die Reichthümer ſich nach und nach verbreitet haben.

Die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte konnten in dieſen weitläufigen, noch ganz wilden, Ländern nur ſehr ſchwache Anfänge haben. Eginhard, der Geheimſchreiber Karl's des Groſſen, belehrt uns, daß dieſer Erobrer nicht ſeinen Namen ſchreiben konnte. Inzwiſchen ſah er, bei ſeinem groſſen Genie, ein, wie notwendig die

ſchönen Wiſſenſchaften waren. Er lies Lehrer der Grammatik und der Rechenkunſt aus Rom kommen. Die Trümmern Rom's müſſen den noch nicht gebildeten Occident mit allem verſorgen. Der damals berühmte Engländer Alkuin, und Peter von Piſa, welcher Karl'n dem Groſſen etwas Grammatik beibrachte, hatten beide zu Rom ſtudirt.

In den Kirchen von Frankreich hatte man Sänger, und es iſt merkwürdig, daß ſie Galliſche Sänger genannt wurden. Das Geſchlecht der Fränkiſchen Erobrer hatte keine einzige Kunſt geübt. Dieſe Gallier wollten, wie heut zu Tage, mit den Römern im Geſange wettſtreiten. Die Gregoriſche Muſik, welche man dem heiligen Gregor, mit dem Beinamen der Groſſe, zuſchreibt, war nicht ohne Verdienſt, und hatte bei ihrer Einfalt einige Würde. Die Galliſchen Sänger, welche ſich der alten alphabetiſchen Noten bedienten, hatten dieſen Geſang verdorben, und behaupteten, ihn verſchönert zu haben. Karl der Groſſe nötigte ſie auf einer ſeiner Reiſen nach Italien, ſich nach der Muſik ihrer Herren zu bilden. Der Pabſt Hadrian gab ihnen Bücher, worin der Geſang in Noten geſezt war, und es wurden

zwei Italieniſche Tonkünſtler, einer zu Mez, und der andre zu Soiſſons, angeſtellt, um in der Wiſſenſchaft der alphabetiſchen Noten Unterricht zu geben. Man muſſte auch noch Orgeln aus Rom ſchikken.

Es war keine Schlaguhr in den Städten ſeines Reichs, und ſie kamen erſt gegen das dreizehnte Jahrhundert in Gebrauch. Daher rührt die alte Gewohnheit, die noch in Teutſchland, Flandern, und England beibehalten wird, daß man Leute beſoldet, welche in der Nacht die Stunden ausrufen.

Das Geſchenk, welches der Kalife Harun Alraſchid Karl'n dem Groſſen mit einer Schlaguhr machte, ward als ein Wunder betrachtet. Was die Wiſſenſchaften des Verſtandes, geſunde Philoſophie, Naturlehre, Sternkunde, und die Grundſäze der Arzneiwiſſenſchaft anlangt, wie hätten die wohl bekannt ſein können? Sie ſind ja ſelbſt unter uns nicht lange erſt aufgekommen.

Man zälte noch nach Nächten, und daher kommt es, daß man in England noch ſagt ſieben Nächte, wenn man eine, und vierzehn

Nächte, wenn man zwei Wochen ausdrükken will. Die Romaniſche Sprache fing an, ſich aus der Vermiſchung des Lateiniſchen mit dem Teutſchen zu bilden. Dieſe Sprache iſt der Urſprung des Franzöſiſchen, Spaniſchen und Italieniſchen. Sie dauerte bis zu den Zeiten Friedrich's des II. und wird noch in einigen Dörfern von Graubündten und der Schweiz geſprochen.

Die Kleidungen, welche im Occident, ſeit dem Untergange des Römiſchen Reichs, immer verändert worden, waren kurz, ausgenommen an feierlichen Tagen, wo man über den Rok einen Mantel hing, der oft mit Pelz gefuttert war. Dieſes Futter holte man, wie heut zu Tage, aus Norden, und hauptſächlich aus Rusland. Die Fusbekleidung der Römer war beibehalten worden. Man hat angemerkt, daß Karl der Groſſe ſich die Füſſe mit durchſchlungnen Bändern, in Form der Halbſtiefeln, bedekte, wie es noch heut zu Tage die Bergſchotten thun, als das einzige Volk, bei welchem die Kriegskleidung der Römer iſt beibehalten worden.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Religion zur Zeit Karl's des Groſſen.

Wenn wir jezt die Augen auf das Gute werfen, das aus der Religion entſprungen iſt; auf das Böſe, welches ſich die Menſchen dadurch zuzogen, daß ſie dieſelbe zum Werkzeug ihrer Leidenſchaften machten; auf die für heilig gehaltnen Gebräuche, und auf den Misbrauch dieſer Gebräuche: So ſtellt uns gleich zuerſt der Streit der Iconoclaſten, oder Bilderſtörer, und der Iconolatern, oder Bilderanbeter, den gröſſten Gegenſtand vor Augen.

Die Kaiſerin Irene, Vormünderin ihres unglüklichen Sohns Konſtantin Porphyrogeneta, ſchmeichelt, um ſich den Weg zum Kaiſerthron zu bahnen, dem Volke und den Mönchen, welchen der von ſo vielen Kaiſern ſeit Leo Iſauricus verworfne Bilderdienſt, noch am Herzen lag. Sie ſelbſt war dafür eingenommen, weil ihr Gemal einen Abſcheu dagegen gehabt hatte.

Man hatte die Kaiſerin Irene beredet, daß ſie, um ihren Gemal zu beherrſchen, die Bildniſſe gewiſſer heiligen Weiber unter ſein

Kopfkiſſen legen müſſte. Die Leichtgläubigkeit drängt ſich auch in politiſche Köpfe ein. Der Kaiſer ihr Gemal hatte die Urheber dieſes Aberglaubens beſtrafen laſſen. Nach ſeinem Tode läſſt Irene ihrem Geſchmak und ihrem Ehrgeiz freien Lauf. Dies giebt im Jahre 786 Anlas zur zweiten Kirchenverſammlung zu Nicäa, als der ſiebenten Oekumeniſchen Kirchenverſammlung, welche zu Konſtantinopel ihren Anfang genommen hatte. Sie läſſt einen Laien, den Staatsſekretär Taraiſus, zum Patriarchen wählen. Man hatte ehmals Beiſpiele gehabt, daß weltliche Perſonen auf dieſe Weiſe zur Biſchöflichen Würde waren erhoben worden, ohne durch die gewöhnlichen Grade zu gehn; aber dieſe Gewohnheit war damals ſchon abgekommen.

Dieſer Patriarch eröfnete die Verſammlung. Das Betragen des Pabſtes Hadrian dabei iſt ſehr merkwürdig. Er thut dieſen Staatsſekretär, der ſich zum Patriarchen aufwirft, nicht in den Bann; er proteſtirt nur mit vieler Mäſſigung in ſeinen Briefen an die Kaiſerin Irene wider den Titel eines allgemeinen Patriarchen, und beſteht blos darauf, ſeine Beſizthümer in Sicilien wieder zu haben. Laut und öffentlich fodert er dieſe geringen Güter zu-

rük, und reiſſt unterdeſſen, wie ſeine Vorgänger, das Nuzungseigenthum ſo vieler ſchönen Güter an ſich, welche Pipin und Karl der Groſſe, ſeiner Verſichrung nach, dem heiligen Stuhl geſchenkt haben. Unterdeſſen ſtellt die ökumeniſche Kirchenverſammlung zu Nicäa, in welcher die Päbſtlichen Legaten und dieſer Miniſterpatriarch den Vorſiz haben, die Verehrung der Bilder wieder her.

Alle einſichtsvolle Kritiker geſtehn, daß die Väter dieſer Verſammlung, deren Anzal ſich auf dreihundert und funfzig belief, viel offenbar falſche Dinge anführten, viele Wunder, an deren Erzälung man ſich heutiges Tages ärgern würde, auch viele apocryphiſche Bücher. Dieſe falſche Schriften thaten den wahren, nach welchen entſchieden ward, keinen Schaden.

Wie gros war aber die Verlegenheit des Pabſtes, als es darauf ankam, Karl'n den Groſſen, und die Kirchen in Frankreich, dahin zu bringen, daß ſie dieſe Kirchenverſammlung annämen? Karl der Groſſe hatte ſich öffentlich gegen die Bilder erklärt. Er hatte eben erſt die ſogenannten Karoliniſchen Bücher ſchreiben laſſen, worin dieſe Verehrung mit dem Bannfluche belegt wird. Dieſe Bücher

ſind in ziemlich reinem Latein geſchrieben, und beweiſen, daß es Karl'n den Groſſen gelungen war, den Wiſſenſchaften neues Leben zu geben; beweiſen aber auch zugleich, daß nie eine theologiſche Streitigkeit ohne Schimpfen iſt abgemacht worden. Der Titel ſelbſt iſt eine Schimpfrede: Im Namen unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti fängt an das Buch des durchlauchtigen und vortreflichen Karl's wider die in Griechenland gehaltne unverſchämte und übermütige Synode für die Anbetung der Bilder.

Der Titel ſchrieb das Buch dem Könige Karl zu, wie man unter dem Namen der Könige die Edikte herausgiebt, die ſie nicht gemacht haben. Gewis iſt es, daß alle Völker unter Karl's des Groſſen Herrſchaft die Griechen für Gözendiener hielten.

Dieſer Fürſt verſammelte im Jahr 794 zu Frankfurt ein Koncilium, worin er, nach der Gewohnheit der Kaiſer und Könige, den Vorſiz hatte. Es beſtand aus dreihundert Biſchöfen oder Aebten theils aus Italien, theils aus Frankreich, welche einmütig den Dienſt (*ſervitium*) und die Anbetung der Bilder verwarfen. Das zweideutige Wort Anbetung war die

Quelle aller dieſer Streitigkeiten; denn wenn die Menſchen die Worte richtig und beſtimmt erklärten, deren ſie ſich bedienten, ſo würden der Streitigkeiten weniger ſein. Mehr als Ein Königreich hat ſchon ſeinen Umſturz einem Misverſtändniſſe zu danken.

Unterdeſſen daß der Pabſt Hadrian die Akten der zweiten Nicäiſchen Kirchenverſammlung nach Frankreich ſchikte, bekommt er die Karoliniſchen Bücher, die wider dieſe Verſammlung gerichtet waren, und wird im Namen Karl's dringend erſucht, den Kaiſer von Konſtantinopel nebſt ſeiner Mutter für Kezer zu erklären. Aus dieſem Betragen Karl's des Groſſen ſieht man wohl, daß er ſich aus der angeblichen Kezerei des Kaiſers ein neues Recht machen wollte, demſelben, unter dem Schein der Gerechtigkeit, Rom zu entwenden.

Der Pabſt, der zwiſchen der Kirchenverſammlung von Nicäa, der er beitrat, und zwiſchen Karl dem Groſſen, den er ſchonen wollte, getheilt war, ſchlug, meines Bedünkens, einen ſtaatsklugen Mittelweg ein, welcher bei allen den unglüklichen Zänkereien, die immer die Chriſten veruneinigt haben, zum Muſter dienen ſollte. Er erklärt die Karoliniſchen Bücher auf

eine der Nicäiſchen Kirchenverſammlnng günſtige Art, und widerlegt dadurch den König, ohne ihm zu misfallen. Er erlaubt, daß man den Bildern keinen Dienſt erweiſe, welches bei den der Abgötterei ſo eben entkommnen Teutſchen, und bei den noch rohen Franken, die weder Maler, noch Bildhauer hatten, ſehr vernünftig war. Zu gleicher Zeit ermahnt er, die vorhandnen Bilder nicht zu zerſtören. So ſtellt er jederman zufrieden, und überläſſt es der Zeit, einen noch zweifelhaften Gottesdienſt zu beſtätigen, oder eingehn zu laſſen. Voll Aufmerkſamkeit, die Menſchen mit Schonung zu behandeln, und die Religion zur Beförderung ſeines Intereſſe zu gebrauchen, ſchreibt er an Karl'n den Groſſen: Nach der Kirchenverſammlung von Nicäa kann ich die Kaiſerin Irene und ihren Sohn nicht für Kezer erklären; ich werde ſie aber verkezern, wenn ſie mir meine Beſizthümer in Sicilien nicht wiedergeben.

Man erblikt eben dieſe habſüchtige Staatsklugheit dieſes Pabſtes in einer noch kizlichern Streitigkeit, welche zu andern Zeiten ganz allein hinlänglich geweſen wäre, bürgerliche Kriege zu veranlaſſen. Man hatte die Frage auf-

geworfen, ob der heilige Geiſt vom Vater und Sohn ausgehe, oder vom Vater allein?

Man hatte zuerſt im Orient in der erſten Nicäiſchen Kirchenverſammlung hinzugeſezt, daß er vom Vater ausginge; hernach ſezte man in Spanien, und darauf auch in Frankreich und Teutſchland hinzu, daß er vom Vater und Sohn ausginge. Dies war beinahe der allgemeine Glaube in Karl's ganzem Reiche. Die ſymboliſchen Wörter, der vom Vater und Sohn ausgeht, waren ein Heiligthum für die Franzoſen, aber eben dieſe Wörter hatte man zu Rom niemals angenommen. Man dringt, von Seiten Karl's des Groſſen, in den Pabſt, ſich zu erklären. Dieſe mit der Zeit durch die Einſichten der Kirche aufgeklärte Materie ſchien damals höchſt dunkel zu ſein. Man führte Stellen aus den Vätern an, und hauptſächlich die Stelle aus dem heiligen Gregor von Nicäa, wo es heiſſt: Eine Perſon iſt Urſach, und die andre kommt aus der Urſach; die eine geht unmittelbar aus der erſten hervor, die andre geht vermittelſt des Sohnes daraus hervor; durch dieſes Mittel behält ſich

der Sohn die Eigenſchaft der Einheit vor, ohne den heiligen Geiſt von der Gemeinſchaft des Vaters auszuſchlieſſen.

Dieſe Autoritäten ſchienen damals nicht deutlich genug zu ſein. Hadrian der I. entſchied nichts. Er wuſſte wohl, daß man ein Chriſt ſein konnte, ohne in die Tiefen aller Geheimniſſe einzudringen. Er giebt zur Antwort: Er verwerfe die Meinung des Königs nicht, ändre aber nichts an dem Römiſchen Symbol. Er legt die Streitigkeit dadurch bei, daß er gar nicht darüber urtheilt, und jedem ſeine Gewohnheiten läſſt. Kurz, er behandelt die geiſtlichen Angelegenheiten wie ein Fürſt, da ſie leider! ſo manche Fürſten, wie Biſchöfe behandelt haben.

Von nun an befeſtigte die tiefe Staatsklugheit der Päbſte nach und nach ihre Macht. Es ward bald nachher eine Sammlung falſcher Akten gemacht, welche heut zu Tage unter dem Namen der falſchen Dekretalen bekannt ſind. Ein Spanier, Namens Iſidor Mercator, oder Piscator, oder Peccator, ſoll ſie zuſammengeſchrieben haben. Die Teutſchen Biſchöfe breiten ſie aus gemisbrauchter Gutwilligkeit aus, und machen ſie gelten. Man will

jezt unwiderſprechliche Beweiſe haben, daß ſie von einem gewiſſen Abt Algeram, Biſchof von Mez, ſind geſchmiedet worden. Sie ſind in der Vatikaniſchen Bibliothek in der Handſchrift vorhanden. Aber was iſt an dem Verfaſſer gelegen?

In dieſen falſchen Dekretalen beruft man ſich auf angebliche alte kanoniſche Vorſchriften, welche verordnen, daß man nie eine einzige Provinzialſynode ohne Erlaubnis des Pabſtes halten, und jede geiſtliche Angelegenheit von ihm abhängen ſoll. Man läſſt darinn die unmittelbaren Nachfolger der Apoſtel ſprechen, und dichtet ihnen Schriften an. Der Kunſtgrif war freilich grob; denn alles wimmelte von Fehlern gegen Geſchichte und Länderkunde, und war in der elenden Schreibart des achten Jahrhunderts aufgeſezt; aber es waren auch nur rohe Leute, welche betrogen wurden. Hatte man doch, ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums, wie wir ſchon geſagt haben, falſche Evangelien, ſibylliniſche Verſe, die Bücher des Hermas, die apoſtoliſchen Conſtitutionen, und tauſend andre Dinge, geſchrieben, welche die geſunde Kritik verworfen hat.

Dieſe falſche Dekretalen haben die Leute, achthundert Jahre lang, getäuſcht, und als man endlich den Irrthum eingeſehn hatte, blieben die durch denſelben eingeſchlichne Gebräuche in einem Theile der Kirche bei. Das Alterthum diente ihnen ſtatt der Wahrheit.

Von dieſer Zeit an waren die Abendländiſche Biſchöfe weltliche Herren, und beſaſſen verſchiedne Lehnsgüter; keiner aber war ein unabhängiger Oberherr. Die Könige von Frankreich ernannten oft zu Bisthümern, und bewieſen darin mehr Dreiſtigkeit und Staatsklugheit, als die Griechiſchen Kaiſer und Longobardiſchen Könige, welche ſich damit begnügten, bei den Wahlen ihr Anſehn durch Fürſprache gelten zu machen.

Die erſten chriſtlichen Kirchen hatten ihre Regierungsform, nach dem Muſter der Synagogen, auf republikaniſchen Fus eingerichtet. Die Vorſizer in dieſen Verſammlungen hatten unvermerkt den Titel Biſchöfe angenommen, von einem Griechiſchen Worte Episkopoi, womit die Griechen die Befehlshaber in ihren Kolonieen bezeichneten. Die Vorſteher dieſer Geſellſchaften nannten ſich Prieſter, Presby-

teroi, welches im Griechiſchen einen Greis bedeutet.

Karl der Groſſe bewilligte in ſeinem Alter den Biſchöfen ein Recht, wovon ſein eigner Sohn das Opfer ward. Sie beredeten dieſen Fürſten, daß in dem unter dem Kaiſer Theodos geſammelten Kodex eine Verordnung befindlich wäre, welche feſtſezte, daß, wenn von zwei in Rechtsſtreit befangnen Laien der eine einen Biſchof zum Richter näme, der andre ſich deſſen Richterſpruch unterwerfen müſſte, ohne davon appelliren zu können. Dieſes Geſez, welches noch niemals war befolgt worden, wird von allen Kritikern für untergeſchoben gehalten. Es iſt das lezte im Theodoſiſchen Kodex, ohne Datum, und ohne Namensunterſchrift der Konſuln. Es hat einen heimlichen innerlichen Krieg zwiſchen den weltlichen Gerichtshöfen und den Dienern des Heiligthums entzündet. Weil aber damals im Occident alles, was nicht Pfaffe war, in der tiefſten Unwiſſenheit lebte, ſo mus man ſich noch verwundern, daß man denenjenigen, welche allein einige Wiſſenſchaft beſaſſen, und daher allein zu verdienen ſchienen, über ihre Mitmenſchen zu richten, nicht noch mehr Obermacht eingeräumt hat.

So wie die Biſchöfe den Laien die Gewalt ſtreitig machten, ſo fingen die Mönche an, ſie den Biſchöfen ſtreitig zu machen, welche doch nach den kanoniſchen Geſezen ihre Herren waren. Dieſe Mönche waren ſchon zu reich, um gehorſam zu ſeyn. Jene berühmte Formel Markulph's war ſchon oft gebraucht worden: Zur Ruhe meiner Seelen, und um nach meinem Tode nicht unter die Bökke geſtellt zu werden, vermache und ſchenk ich dem Kloſter u. ſ. w.

Man glaubte, von dem erſten Jahrhunderte der Kirche an, daß das Ende der Welt nahe wäre. Man ſtüzte ſich auf eine Stelle des heiligen Lukas, welcher Jeſu Chriſto folgende Worte in den Mund legt: Es werden Zeichen geſchehen an Sonne, an Mond und Sternen, und auf Erden wird den Leuten bange ſein, das Meer und die Waſſerwogen werden brauſen, und die Menſchen werden verſchmachten für Furcht und für Erwartung der Dinge, die kommen ſollen auf Erden; denn auch der Himmel Kräfte werden ſich bewegen, und alsdenn werden ſie ſehen des Menſchen Sohn kommen in

den Wolken mit groſſer Kraft und Herrlichkeit. — Wenn Ihr dies alles ſehet angehn, ſo wiſſet, daß das Reich Gottes nahe iſt. Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, dies Geſchlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geſchehen iſt.

Dieſe Weiſſagung, welche, den Auslegern zufolge, auf Jeruſalem zielt, hatten viele fromme Perſonen immer nach dem Buchſtaben verſtanden. Sie glaubten alſo den Untergang der Welt ganz ausgemacht, und erwarteten das jüngſte Gericht, wo Jeſus Chriſtus in den Wolken erſcheinen würde. Man ſtüzte ſich auch auf die Epiſtel des heiligen Paulus an die Theſſalonicher, welcher ſagt: Wir, die wir leben und überbleiben, werden hingerükt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft. Daher entſtehn alle die Erdichtungen von ſo vielen in der Luft geſehnen Wunderdingen. Jede Generation glaubte diejenige zu ſein, welche das Ende der Welt erleben ſollte, und weil dieſe Meinung ſich in den folgenden Jahrhunderten verſtärkte, ſo gab man ſeine Güter den Mönchen, gleichſam als wenn ſie dadurch vor dem allgemeinen Brande geſi-

chert würden. Viele Schenkungsbriefe fangen mit den Worten an: Da der Abend der Welt herannahet .... (*aduentante mundi veſpero.*)

Lange vor Karl'n dem Groſſen waren ſchon Benediktineräbte ſo mächtig, daß ſie ſich empören konnten. Ein Abt von Fontenelle hatte ſich unterſtanden, ſich an die Spize einer Partei gegen Karl Martell'n zu ſtellen, und Truppen zuſammenzubringen. Der Held lies dem Pfaffen den Kopf abſchlagen, und dieſe Hinrichtung trug nicht wenig zu allen den Offenbarungen und Erſcheinungen bei, welche hernach ſo viel Mönche von der Verdammnis Karl Martell's hatten.

Vor dieſer Zeit ſieht man einen Abt von Saint Remi, Biſchof zu Rheims, einen Bürgerkrieg gegen Childebert im ſechsten Jahrhunderte anzetteln; ein Verbrechen, das nur mächtige Leute begehn können.

Die Biſchöfe und Aebte hatten viele Sklaven. Man beſchuldigt den Abt Alkuin, deren bis zwanzigtauſend gehabt zu haben. Dieſe Zahl iſt nicht unglaublich. Alkuin beſas mehrere Abteien, deren Ländereien von zwanzigtauſend Menſchen bewohnt ſein konnten. Dieſe Sklaven,

oder Leibeignen, konnten ſich ohne Erlaubnis des Abtes nicht verheuraten, auch ihren Wohnort nicht verändern. Sie muſſten, wenn er es haben wollte, mit ihrem Geſpann funfzig Meilen fahren, drei Tage in der Woche für ihn arbeiten, und er bekam die Hälfte aller Erdfrüchte.

Man konnte zwar dieſen Benediktinern nicht den Vorwurf machen, daß ſie durch ihre Reichthümer ihrem Gelübde der Armut zu nahe träten; denn ſie legen dieſes Gelübde nicht ausdrüklich ab, ſondern verſprechen blos, bei ihrer Aufname in den Orden, ihrem Abte gehorſam zu ſein. Oft gab man ihnen ſogar unbebaute Ländereien, welche ſie mit eignen Händen urbar machten, und nachher von ihren Leibeignen anbauen lieſſen. Sie bauten Dörfer und ſogar kleine Städte um ihre Klöſter herum anf. Sie legten ſich auf das Studiren, und waren die einzigen, welche durch Abſchreiben Bücher aufbewahrten. Endlich war es in dieſen barbariſchen Zeiten, in welchen die Völker ſo elend waren, ein groſſer Troſt, in den Klöſtern eine ſichre Zuflucht gegen die Tirannei zu finden.

Mehr als Ein Biſchof in Frankreich und in Teutſchland zog mit ſeinen Leibeignen zu Felde. Karl der Groſſe ſpricht in einem Briefe an

Fraſtade, eine ſeiner Gemalinnen, von einem Biſchofe, welcher, in einer Schlacht gegen die Avaren, ein von den Scythen abſtammendes Volk, welches in der Gegend des heutigen Oeſtreichs wohnte, an ſeiner Seite tapfer gefochten habe.

Ich finde zu ſeiner Zeit vierzehn Klöſter, welche Soldaten ſtellen ſollen. Wenn ein Abt nur irgend etwas kriegriſch geſinnt war, ſo konnte ihn nichts abhalten, ſie ſelber anzuführen. Es iſt gewis, daß ſich im Jahre 803 ein Parlament darüber bei Karl dem Groſſen beſchwerte, daß ſo viele Prieſter im Felde geblieben wären. Es ward darauf, wiewol vergeblich, den Dienern des Altars verboten, in den Krieg zu gehn.

Man durfte ſich den Namen eines Geiſtlichen nicht anmaaſſen, ohne es wirklich zu ſein, oder die Tonſur tragen, ohne einem Biſchof anzugehören. Solche Geiſtliche hieſſen Akephaloi (ohne Haupt), und wurden als Vagabunden beſtraft. Von dem heutzutage in Frankreich ſo gemeinen Stande, der weder weltlich noch geiſtlich iſt, wuſſte man damals nichts. Der Titel Abt, Abbas, welcher Vater heiſſt, kam nur den Oberhäuptern der Klöſter zu.

Von der Zeit an führten die Aebte den Hirtenſtab, welchen die Biſchöfe hatten, und der ehmals im heidniſchen Rom das Zeichen der Hohenprieſterwürde geweſen war. Die Gewalt dieſer Aebte über die Mönche war ſo gros, daß ſie dieſelben oft zu den grauſamſten Leibesſtrafen verurtheilten. Sie namen die unmenſchliche Gewohnheit der Griechiſchen Kaiſer an, die Augen ausbrennen zu laſſen, und dieſes Verbrechen, das ſie anfingen, als ein ihnen zuſtehendes Vorrecht zu betrachten, muſſte ihnen von einer Kirchenverſammlung unterſagt werden.

Sechzehntes Kapitel.

Verfolg der Religionsgebräuche zu den Zeiten Karl's des Groſſen.

Die Meſſe war damals verſchieden von demjenigen, was ſie jezt iſt, und noch mehr von dem, was ſie in den erſten Zeiten war. Urſprünglich war ſie eine Abendmalzeit, ein nächtliches Feſt; als hernach mit der Anzal der Gläubigen auch die Pracht des Gottesdienſtes zunam, verwandelte ſich dieſe nächtliche Verſammlung in eine Verſammlung des Morgens. Die Meſſe

ward beinahe das, was die hohe Meſſe heuti- ges Tages bei uns iſt. Bis zum fünften Jahr- hunderte war nur eine einzige gemeine Meſſe in jeder Kirche. Der Name Synaxis, welchen ſie bei den Griechen hatte, und wodurch eine Verſammlung angedeutet wird, die vorhand- nen an dieſe Verſammlung gerichteten Formeln, alles beweiſt, daß man lange Zeit von Privat- meſſen nichts gewuſſt haben muß. Dieſes Op- fer, dieſe Verſammlung, dieſes gemeinſchaftliche Gebet hies bei den Lateinern Miſſa, weil, wie einige behaupten, die Büſſenden, welche nicht kommunizirten, entlaſſen wurden (*mittebantur*); nach der Behauptung andrer aber, weil das Abendmal denen, welche nicht in die Kirche kom- men konnten, geſchikt ward (*miſſa erat*).

Man ſollte, meines Erachtens, billig den Zeitpunkt der Einführung unſrer Kirchengebräu- che genau wiſſen; aber kein einziger iſt mit Ge- wisheit bekannt. Man weis nicht, zu welcher Zeit die Meſſe ſo, wie ſie heut zu Tage geleſen wird, ihren Anfang genommen hat; man weis nicht genau den Urſprung der Taufe durch's Beſprengen, der Ohrenbeichte, der Kommunion mit ungeſäuertem Brod und ohne Wein; man weis auch nicht, wer zuerſt dem Ehſtande, der

Firmelung und der Oelung, die man den Kranken giebt, den Namen eines Sakraments beigelegt hat.

Als ſich die Anzal der Prieſter vermehrte, ſahe man ſich gezwungen, beſondre Meſſen zu leſen. Die Mächtigen hielten ſich Almoſenierer. Agobard, Biſchof von Lyon, beſchwert ſich darüber im neunten Jahrhunderte. Dionys der Kleine in ſeiner Sammlung kanoniſcher Geſeze, und viele andre, beſtätigen, daß alle Gläubigen in der öffentlichen Meſſe kommunizirten. Sie brachten zu ſeiner Zeit das Brod und den Wein mit, welches der Prieſter einſegnete; jeder bekam das Brod in ſeine Hände. Dies Brod war geſäuert, wie das gewöhnliche Brod. Es gab ſehr wenige Kirchen, wo das Brod ohne Sauerteig eingeführt war. Man gab dieſes Brod den Kindern, wie den Erwachſſnen.

Die Kommunion unter beiderlei Geſtalten war allgemein in Gebrauch unter Karl'n dem Groſſen. Dieſer Gebrauch erhielt ſich immer bei den Griechen, und dauerte bis in das zwölfte Jahrhundert bei den Lateinern. Man findet ſogar, daß er noch zuweilen im dreizehnten ſtatt gefunden hat. Der Verfaſſer der Nachricht

von dem Siege, welchen Karl von Anjou im Jahr 1264 über den Mainfried davon trug, erzält, daß ſeine Ritter vor der Schlacht das Abendmal mit Brod und Wein hielten. Der Gebrauch, das Brod in den Wein zu tunken, war vor Karl'n dem Groſſen im Gange; den Wein durch ein Rohr, oder einen metallnen Heber einzuſaugen, kam erſt ungefähr zweihundert Jahre hernach auf, und ward bald wieder abgeſchaft. Alle dieſe Gebräuche und Gewohnheiten änderten ſich nach den Zeitumſtänden und nach der Klugheit der Geiſtlichen.

Die Lateiniſche Kirche war die einzige, welche in einer fremden, dem Volke unbekannten, Sprache betete. Die Ueberſchwemmungen der Barbaren, welche ihre Sprachen in Europa eingeführt hatten, waren Schuld daran. Die Lateiner waren noch die einzigen, welche durch bloſſes Beſprengen tauften. Dies geſchahe aus einer ſehr natürlichen Nachſicht gegen Kinder, welche unter den nördlichen Himmelsſtrichen geboren wurden, und aus Wohlſtand in dem heiſſen Italien. Die Zeremonien bei der Taufe der Erwachſnen und der Kinder waren nicht einerlei. Dieſen Unterſchied lehrte ſchon die Natur.

Die Ohrenbeichte hatte ſich, wie man ſagt, ſeit dem ſechsten Jahrhundert eingeſchlichen. Die Biſchöfe verlangten anfänglich, die Kanonici ſollten jährlich zweimal bei ihnen beichten, nach den kanoniſchen Vorſchriften der Kirchenverſammlung zu Attigny im Jahre 763, wo zum erſtenmale die Beichte ausdrüklich geboten wird. Die Aebte unterwarfen ihre Mönche dieſem Joche, und die Laien lernten es nach und nach auch tragen. Die öffentliche Beichte war im Occident niemals gewöhnlich. Als die Barbaren ſich zum Chriſtenthum wandten, war dieſelbe, wegen des Misbrauches und der Anſtößſigkeit, unter dem Patriarchen Nektarius, im vierten Jahrhunderte, im Orient abgeſchaft worden; oft aber thaten die öffentlichen Verbrecher öffentliche Buſſe in den Occidentaliſchen Kirchen, hauptſächlich in Spanien, wo der Einfall der Sarazenen den Eifer der gedemütigten Chriſten verdoppelte. Bis zum zwölften Jahrhunderte find' ich nicht die geringſte Spur von einer Beichtformel, oder von Beichtſtühlen, welche in den Kirchen wären errichtet worden; auch nicht von der Notwendigkeit, unmittelbar vor dem Genus des Abendmals zu beichten.

Man mus hiebei bemerken, daß die Ohrenbeichte im achten und neunten Jahrhunderte in den Ländern jenſeit der Loire, in Languedok, und in den Alpen, nicht üblich war. Alkuin beſchwert ſich darüber in ſeinen Briefen. Die Völker dieſer Gegenden ſcheinen immer geneigt geweſen zu ſein, ſich an die Gebräuche der erſten Kirche zu halten, und die Lehrſäze und Gebräuche zu verwerfen, welche die Kirche, bei ihrer gröſſern Ausbreitung, anzunemen für nüzlich hielt.

Im achten und neunten Jahrhunderte gab es drei Faſten, wie in der Griechiſchen Kirche, und man beichtete gemeiniglich in dieſen drei Zeiten des Jahres. Die Befele der Kirche, die erſt nach der vierten Lateraniſchen Kirchenverſammlung im Jahr 1215 recht bekannt wurden, machten es zum Geſez, dasjenige des Jahres einmal zu thun, was vorher willkührlicher zu ſein ſchien.

Zu den Zeiten Karl's des Groſſen gab es Beichtväter bei den Armeen. Karl hatte einen für ſich in eigner Beſtallung; er hies Valdon, und war Abt von Augi bei Koſtniz.

Im Notfall war es erlaubt, bei einem Laien, und ſogar bei einem Weibe, zu beichten.

Dieſe Erlaubnis dauerte ſehr lange. Daher ſagt Joinville, er habe in Afrika die Beichte eines Ritters angehört, und demſelben, nach der dazu habenden Vollmacht, die Abſolution ertheilt. Dies iſt nicht völlig ein Sakrament, ſagt der heilige Thomas, aber es vertritt die Stelle eines Sakraments.

Man kann die Beichte als den ſtärkſten Zaum gegen geheime Sünden betrachten. Die Weiſen des Alterthums hatten einen Schatten dieſes heilſamen Gebrauchs angenommen. Man hatte bey den Ausſöhnungen bei den Aegyptern, und bei den Griechen, und faſt bei allen Feierungen ihrer Myſterieen, gebeichtet. Mark-Aurel, als er ſich zu den Myſterien der Eleuſiniſchen Ceres einweihen lies, beichtete bei dem Hierophanten.

Dieſe bei den Chriſten mit ſolcher Heiligkeit eingeführte Gewohnheit gab in der Folge unglüklicherweiſe Anlas zu einigen ſchädlichen Misbräuchen. Die Schwachheit des ſchönen Geſchlechts machte die Weiber zuweilen mehr abhängig von ihren Beichtigern, als von ihren Ehemännern. Faſt alle Beichtväter der Königinnen bedienten ſich dieſer geheimen und geheiligten Gewalt, um ſich in die Angelegenhei-

ten des Staats einzudrängen. Wenn ein Mönch über das Gewiſſen eines Souveräns herrſchte, ſo machten ſich ſeine Mitbrüder dieſen Umſtand zu Nuze, und viele gebrauchten das Anſehn des Beichtigers, um ſich an ihren Feinden zu rächen.

Endlich kam es ſo weit, daß bei den Uneinigkeiten der Kaiſer und der Päbſte, und bei den Faktionen in den Städten, die Prieſter denjenigen, die nicht von ihrer Partei waren, die Abſolution verſagten. Das hat man in Frankreich zu den Zeiten König Heinrich's des IV geſehn. Faſt alle Beichtiger verſagten den Unterthanen, welche ihren König anerkannten, die Abſolution. Die Leichtigkeit, junge Perſonen zu verführen, und ſie ſelbſt in dem Richterſtuhl der Buſſe zu Schandthaten zu misbrauchen, war auch eine ſehr gefährliche Klippe. So beweinenswehrt iſt der Zuſtand der Menſchen, daß ſelbſt die göttlichſten Mittel ſind zu Gift umgeſchaffen worden.

Die Chriſtliche Religion hatte ſich in Norden noch nicht weiter ausgebreitet, als die Erobrungen Karl's des Groſſen. Skandinavien und Dännemark, welches das Land der Normänner hies, hatten einen Gottesdienſt, welchen

wir, lächerlich genug! Abgötterei nennen. Religion der Abgötter würde diejenige ſein, welche Figuren und Bildern göttliche Macht zuſchriebe; das war nicht die Religion der Skandinavier; ſie hatten weder Maler, noch Bildhauer. Sie beteten den Odin an, und bildeten ſich ein, daß nach dem Tode die Glükſeeligkeit eines Menſchen darinn beſtände, in Odin's Saal aus den Hirnſchädeln ſeiner Feinde Bier zu trinken. Man hat noch Ueberſezungen alter Geſänge von ihnen, welche dieſen Begrif ausdrükken. Schon ſeit langer Zeit glaubten die Nordiſchen Völker ein künftiges Leben. Die Druiden hatten den Celten eingeredet, daß ſie wieder aufleben würden, um zu kämpfen; und die Skandinaviſchen Prieſter beredeten die Leute, daß ſie nach ihrem Tode Bier trinken würden.

Pohlen war nicht minder barbariſch und ungeſchliffen. Die Moskoviten, eben ſo wild, als der Ueberreſt der groſſen Tatarei, hatten kaum Verſtand genug, Heiden zu ſein; alle dieſe Völker aber lebten bei ihrer Unwiſſenheit in Frieden. Glüklich, daß Karl der Groſſe ſie nicht kannte, er, der die Kenntnis des Chriſtenthums ſo theuer verkaufte!

Die Engländer fingen an, die Chriſtliche Religion anzunemen. Sie war kurz vorher von Konſtantius Chlorus, dem geheimen Beſchüzer dieſer damals verfolgten Religion, dorthin gebracht worden. Sie herrſchte nicht daſelbſt; der alte Gottesdienſt des Landes behielt noch lange die Oberhand. Einige Galliſche Miſſionare gaben einer kleinen Anzal dieſer Inſulaner eine ziemlich rohe Kultur. Der berühmte Pelagius, dieſer allzu eifrige Vertheidiger der menſchlichen Natur, war in England geboren, ward aber nicht daſelbſt erzogen, und mus zu den Römern gerechnet werden.

Ireland, welches damals Schottland hies, und Schottland, welches unter dem Namen Albanien, oder das Land der Pikten, bekannt war, hatte auch einigen Saamen des Chriſtenthums empfangen, welcher immer durch den alten, beſtändig herrſchenden, Gottesdienſt erſtikt ward. Der aus Ireland gebürtige Mönch Colomban lebte im ſechsten Jahrhunderte; es ſcheint aber aus ſeinem Uebergange nach Frankreich und aus den von ihm in Bourgogne geſtifteten Klöſtern, daß für diejenigen, welche in Ireland und England ſolche reiche und ruhige Niederlaſſungen ſuchten, wie man ſie an andern Orten unter

dem Schuze der Religion fand, wenig zu gewinnen und viel zu befürchten war.

Nach einer beinahe gänzlichen Ausrottung des Chriſtenthums in England, Schottland und Ireland, lebte es daſelbſt durch die ehliche Zärtlichkeit wieder auf. Ethelbert, einer der barbariſchen Angelſächſiſchen Könige der Engliſchen Heptarchie, welcher ſein kleines Königreich in der Provinz Kent hatte, wo Canterbury liegt, wollte ſich mit einem Könige von Frankreich befreunden. Er heuratete die Tochter Childebert's, König von Paris. Dieſe Chriſtliche Prinzeſſinn, welche mit einem Biſchofe von Soiſſons über das Meer ging, vermochte ihren Gemal, die Taufe zu empfangen, eben ſo, wie Chlotilde den Chlodowich vermocht hatte. Der Pabſt Gregor der Groſſe ſchikte den Auguſtin, den die Engländer Auſtin nennen, mit andern Römiſchen Mönchen im Jahr 598 dahin. Sie bekehrten wenige; denn man mus doch wenigſtens die Landesſprache verſtehn, wenn man die Religion deſſelben umſchaffen will. Durch Begünſtigung der Königin aber bauten ſie ein Kloſter.

Es war ganz eigentlich die Königin, welche das kleine Königreich Canterbury bekehrte. Ihre

re barbariſche Unterthanen, welche nichts von Meinungen wuſſten, folgten leichtlich dem Beiſpiele ihrer Beherrſcher. Dieſer Auguſtin hatte keine Mühe, ſich von Gregor dem Groſſen zum Primas erklären zu laſſen. Er wäre es auch gern von Gallien geweſen; aber Gregor ſchrieb ihm, daß er ihm blos die Gerichtsbarkeit über England geben könnte. Er ward alſo der erſte Erzbiſchof von Canterbury und der erſte Primas von England. Einem ſeiner Mönche gab er den Titel eines Biſchofs von London, und einem andern den von Rocheſter.

Man kann dieſe Biſchöfe nicht beſſer vergleichen, als mit denen von Antiochien und Babylon, die man Biſchöfe *in partibus infidelium* nennt. Mit der Zeit aber bildete ſich die Engländiſche Hierarchie. Die Klöſter beſonders waren im achten und neunten Jahrhunderte ſehr reich. Sie ſezten alle groſſe Herren, welche ihnen Güter gegeben hatten, auf die Liſte der Heiligen; daher findet man unter ihren Heiligen damaliger Zeit ſieben Könige, ſieben Königinnen, acht Prinzen und ſechszehn Prinzeſſinnen. Ihre Jahrbücher ſagen, daß zehn Könige und elf Königinnen ihr Leben in den Klöſtern beſchloſſen. Es iſt zu glauben, daß dieſe zehn Könige und elf

Königinnen ſich blos bei ihrem Tode in Kloſterhabit kleiden, und ſich vielleicht in ihrer lezten Krankheit in das Kloſter tragen lieſſen, nicht aber wirklich bei geſunden Tagen den Staatsgeſchäften entſagten, um ſich dem Kloſterleben zu widmen.

Siebzehntes Kapitel.

Verfolg der Gebräuche zu Karl's des Groſſen Zeiten. Von der Gerechtigkeit und den Geſezen. Sonderbare Gewohnheiten. Unſchuldsproben.

Die Gerechtigkeit ward von Grafen, welche der König ernannt hatte, ſummariſch gehandhabt. Dieſe hatten ihre angewieſne Bezirke. Sie muſſten in den Geſezen unterrichtet ſein, welche weder ſo ſchwer, noch ſo zalreich waren, als die unſrigen. Die Verfahrungsart war einfach; jeder trug, in Frankreich ſowohl, als in Teutſchland, ſeine Sache ſelbſt vor. Rom allein, und was davon abhing, hatte noch viele Geſeze und Förmlichkeiten des Römiſchen Reichs beibehalten. In dem Ueberreſt des dieſſeitigen Italiens fanden die Longobardiſchen Geſeze ſtatt.

Jeder Graf hatte unter ſich einen Stellverweſer, oder Vicegrafen (*Vicarius*, *Viguier*), ſieben

Beiſizer (*ſcabini*) und einen Schreiber, oder Notar. Die Grafen machten in ihrem Bezirk die Befele zum Marſch bekannt, brachten die Soldaten unter die Hauptleute zuſammen, führten ſie auf die Sammelpläze, und überlieſſen unterdeſſen die Gerichtspflege ihren Stellvertretern.

Die Könige ſchikten Kommiſſare mit eignen Auftragsbriefen, *Miſſi Dominici*, welche das Betragen der Grafen unterſuchen muſſten. Weder dieſe Kommiſſare, noch auch die Grafen, pflegten Todes- oder andre harte Leibesſtrafen zu erkennen; denn wenn man Sachſen ausnimmt, wo **Karl der Groſſe** Blutgeſeze gab, ſo wurden faſt alle Verbrechen in ſeinen übrigen Staaten losgekauft. Das einzige Verbrechen der Rebellion ward mit dem Tode beſtraft, und die Könige behielten ſich das Urtheil darüber vor. Das Saliſche Geſez, die Longobardiſche und die ripuariſchen Geſeze hatten auf die mehreſten andern Geſeze, wie wir ſchon geſehn haben, einen Geldpreis geſezt.

Ihre Rechtslehre, welche ganz menſchlich zu ſein ſcheint, war in der That vielleicht grauſamer, als die unſrige. Sie lies einem jeden die Freiheit, Böſes zu thun, der ſie nur bezalen konnte. Das iſt das menſchlichſte Geſez, welches der Ruchloſigkeit den abſchrekkendſten Zaum anlegt, und da-

durch den mehreſten Verbrechen vorbeugt. Aber man kannte damals noch nicht die Folter, dieſen gefährlichen Gebrauch, welcher, wie bekannt iſt, nur gar zu oft dazu dient, den Unſchuldigen in's Verderben zu bringen, und den Böſewicht zu retten.

Die Saliſchen Geſeze wurden von **Karl'n dem Groſſen** wieder in Uebung gebracht. Unter dieſen Saliſchen Geſezen findet ſich eins, welches ſehr deutlich beweiſt, wie verächtlich die Römer bei den barbariſchen Völkern geworden waren. Ein Franke, welcher einen Römiſchen Bürger todt geſchlagen hatte, bezalte nur tauſend und funfzig Deniers; ein Römer hingegen muſſte das Blut eines Franken mit zweitauſend und fünfhundert Deniers bezalen.

In zweifelhaften Kriminalfällen reinigte man ſich mit einem Eide. Der Beklagte muſſte nicht allein ſchwören, ſondern war auch gehalten, eine gewiſſe Anzal von Zeugen zu ſtellen, welche mit ihm ſchwören muſſten. Wenn beide Parteien Eid gegen Eid ſezten, ſo ward zuweilen der Zweikampf erlaubt, bald mit ſtumpfen Schwertern, und bald auf Tod und Leben.

Dieſe Zweikämpfe wurden Gottesurthel genannt; dieſen Namen gab man auch einer

der beweinenswürdigſten Narrheiten dieſer barbariſchen Regierung. Die Beklagten mußten ſich nemlich der Probe des kalten Waſſers, des heiſſen Waſſers, oder des glühenden Eiſens, unterwerfen. Der berühmte Stephan Baluze hat alle alte Zeremonien bei dieſen Proben geſammelt. Sie fingen mit der Meſſe an, wobei dem Beklagten das Abendmal gereicht ward. Man ſprach über das kalte Waſſer den Segen und den Exorcismus. Darauf ward der Beklagte, ganz mit Strikken umwunden, in dieſes Waſſer geworfen. Wenn er unterging, ward er für unſchuldig erklärt; ſchwamm er aber oben, ſo ward er als ſchuldig verurtheilt.

Herr de Fleuri in ſeiner Kirchengeſchichte ſagt, daß dieſes ein ſichrer Weg war, Niemanden ſchuldig zu finden, und ich bin dreiſt genug, zu glauben, daß dieſes der Weg war, manchen Unſchuldigen um's Leben zu bringen. Es giebt Leute genug, deren Bruſt ſo breit, und ihre Lunge ſo leicht iſt, daß ſie nicht untergehn, wenn das Strik, welches verſchiednemal um ſie herumgeſchlungen iſt, mit ihrem Körper ein minders Gewicht macht, als die in einem gleich groſſen Raum enthaltne Waſſermaſſe. Dieſe unſelige Gewohnheit, welche nachher aus den

groſſen Städten verbannt worden, hat ſich bis auf unſre Zeiten in vielen Provinzen erhalten. Man hat derſelben oft, ſelbſt durch richterlichen Ausſpruch, diejenigen unterworfen, welche man für Zaubrer ausgab; denn nichts dauert ſo lange, als der Aberglaube; und das hat mehr als Einem Unglüklichen das Leben gekoſtet.

Bei dem Gottesurthel mit heiſſem Waſſer muſſte der Beklagte den bloſſen Arm in eine Kufe voll ſiedenden Waſſers tauchen, und von deren Boden einen geweihten Ring wegnemen. Der Richter ſtekte, in Gegenwart der Prieſter und des Volks, den Arm des Geprüften in einen Sak, den er mit ſeinem Petſchaft verſiegelte. Wenn drei Tage nachher am Arm kein Zeichen des Verbrennens zu ſehn war, ſo ward ſeine Unſchuld anerkannt.

Alle Geſchichtſchreiber führen das Beiſpiel der Königinn Teutberga, Schwiegertochter des Kaiſers Lothar, des Enkels Karl's des Groſſen, an, welche beſchuldigt ward, mit ihrem Bruder, der ein Mönch und Veſperprediger war, Blutſchande getrieben zu haben. Sie ernannte einen Ritter, welcher ſich für ſie, in Gegenwart eines zalreichen Hofes, der Probe des heiſſen Waſſers unterwarf. Er nam

den geweihten Ring heraus, ohne ſich zu verbrennen. Es iſt ausgemacht, daß man geheime Mittel hat, die Wirkung des Feuers, einige Sekunden lang, ohne Gefahr auszuhalten. Ich ſelbſt habe Beiſpiele davon geſehn. Dieſe Mittel waren damals deſto bekannter, je notwendiger ſie waren. Aber alles ſchmerzhafte Gefühl von uns zu entfernen, dazu hat man kein Mittel. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man, bei dieſen ſeltſamen Urtheilen die Probe mehr oder minder ſtrenge einrichtete, je nachdem man geſonnen war, zu verdammen, oder loszuſprechen.

Dieſe heiſſe Wäſſerprobe war ganz beſonders zur Ueberzeugung bei Ehebruchsbeſchuldigungen beſtimmt. Dieſe Gewohnheiten ſind älter, und haben ſich weiter erſtrekt, als man wohl denkt. Die beklagten Weiber bei den Juden muſſten ſich, nach Moſis Geſez, der Probe des Eiferſuchtswaſſers unterwerfen. Sie tranken nemlich, in Gegenwart der Prieſter, Waſſer, worin man ein wenig geweihte Aſche geworfen hatte. Dieſes Waſſer war der Unſchuld heilſam, die Schuldigen aber ſchwollen auf, und waren auf der Stelle des Todes.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß man in Sicilien, im Tempel der Paliſchen Götter, ſeinen Eid aufſchrieb und in ein Gefäs mit Waſſer warf. Wenn der Eid oben auf ſchwamm, ſo ward der Beklagte losgeſprochen. Der Tempel zu Trözene war, wegen ähnlicher Proben, berühmt. Noch findet man am äuſſerſten Ende des Orient's in Malabar und Japan ähnliche Gebräuche, welche ſich auf die Einfalt der erſten Zeiten und auf den Aberglauben gründen, der allen Nationen gemein iſt.

Die dritte Probe war die Probe mit einer Stange glühenden Eiſens, welche man neun Schritte weit in der Hand tragen muſſte. Bei dieſer Probe war der Betrug nicht ſo leicht, als bei den andern; auch finde ich keinen, der ſich in dieſen ungeſchliſnen Zeiten derſelben unterworfen hätte. Es frägt ſich, ob die Griechiſche oder die Lateiniſche Kirche zuerſt dieſe Gewohnheiten eingeführt habe? Man findet in Konſtantinopel Beiſpiele von dieſen Proben bis in das dreizehnte Jahrhundert, und Pachimere verſichert, daß er ſelbſt Augenzeuge davon geweſen iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Griechen den Lateinern dieſen Orientaliſchen Aberglauben mitgetheilt haben.

Bei den Civilgeſezen ſcheint mir Folgendes das Merkwürdigſte zu ſein. Ein Mann, der keine Kinder hatte, konnte welche an Kindes Statt annemen. Eheleute konnten ſich einander vor Gericht verſtoſſen, und nach der Scheidung war ihnen erlaubt, ſich anderweitig zu verheuraten. Im Markulph finden wir dieſe Geſeze mit allen kleinen Umſtänden aufgezeichnet.

Was aber vielleicht noch viel auffallender ſcheinen wird, und nichts deſto weniger wahr iſt, iſt dieſes, daß man im zweiten Buche dieſer Formeln Markulph's findet, daß nichts erlaubter und nichts gewöhnlicher war, als jenem berufnen Saliſchen Geſez, nach welchem die Töchter nicht erben konnten, entgegen zu handeln. Man führte ſeine Tochter vor den Grafen oder Kommiſſär, und ſagte: Meine liebe Tochter, ein alter gottloſer Gebrauch verſagt bei uns den Töchtern alle väterliche Erbſchaft. Ich habe dieſer Gottloſigkeit nachgedacht, und gefunden, daß, weil Ihr alle mir von Gott gegeben ſeid, ich Euch auch alle ohne Unterſchied lieben mus. Alſo, meine liebe Tochter, iſt mein Wille, daß Du

mit Deinen Brüdern von allen meinen Gütern zu gleichen Theilen erben ſollſt u. ſ. w.

Bei den Franken, welche nach dem Saliſchen Geſez, und nach den ripuariſchen Geſezen lebten, wuſſte man nichts von jenem Unterſchiede unter Adlichen und Unadlichen, unter Adlichen durch Namen und Wapen, und Adlichen durch Geburt, *(ab auo)* oder Leuten, welche adlich lebten. Es gab nur zwei Klaſſen der Bürger, die freie Leute und die Leibeignen, ungefähr ſo, wie heutiges Tages in den Türkiſchen und Schineſiſchen Reichen. Der Ausdruk *nobilis* kommt nur ein einziges mal in dem fünften Buche der Verordnungen vor, um die Kronbedienten, die Grafen und die Hauptleute zu bezeichnen.

Alle Städte von Italien und Frankreich wurden nach ihren Municipalgeſezen regiert. Die Steuern, welche ſie dem Landesherrn entrichten, beſtanden in Futter (*foderum,*) Lebensmittel, (*paratam,*) und Hausgerät. (*manſionaticum.*) Die Kaiſer und die Könige unterhielten lange Zeit ihren Hofſtaat mit ihren Domänen und dieſen Abgaben, welche *in natura* abgetragen wurden, wenn ſie reiſten.

Wir haben noch eine Verordnung Karl's des Groſſen, in Betref ſeiner Meiereien. Er geht darin in die allerkleinſten Umſtände ein. Er befielt, daß man ihm genaue Rechnung von ſeinen Heerdeu ablegen ſoll. Eine der gröſſten Reichthümer des platten Landes beſtand in Bienen. Kurz, die gröſſten Sachen und die geringfügigſten Dinge dieſer Zeit legen uns Geſeze, Sitten und Gebräuche vor Augen, wovon kaum eine Spur mehr übrig iſt.

Achtzehntes Kapitel.

Ludwig der Schwache, oder der Gutmütige, wird von ſeinen Kindern und von den Prälaten abgeſezt.

Die Geſchichte der groſſen Begebenheiten in dieſer Welt iſt faſt nicht viel mehr, als die Geſchichte der Verbrechen. Es iſt kein einziges Jahrhundert, welches der Ehrgeiz der Laien und der Prieſter nicht mit Abſcheulichkeiten angefüllt hätte.

Kaum hat Karl der Groſſe ſeine Augen geſchloſſen, als ſchon ein bürgerlicher Krieg ſeine Familie und das ganze Reich zerrüttet.

Die Erzbiſchöfe von Mailand und Cremona zünden das erſte Feuer an. Den Vorwand dazu nemen ſie daher, daß Bernhard, König von Italien, das Haupt der Karolingiſchen Familie, und ein Sohn des erſtgebornen Sohnes Karl's des Groſſen iſt. Die wahre Urſach findet man leicht in dem unſeligen Hange, Unruhen zu ſtiften, und in der Raſerei des Ehrgeizes, der ſich immer hinter die Geſeze ſelbſt zu verſtekken weis, welche gemacht ſind, ihn im Zaum zu halten. Ein Biſchöf von Orleans läſſt ſich mit in ihre Intriken ziehn. Der Oheim und der Neffe werben Armeen. Man iſt im Begrif, an den Ufern der Saonne handgemein zu werden, aber die Kaiſerliche Partei bringt die Hälfte der Italieniſchen Armee durch Geld und Verſprechungen auf ihre Seite.

Man fängt darauf an, zu unterhandeln, das heiſſt, man will betrügen. Der König iſt ſo unvorſichtig, ſich in das Lager ſeines Oheims zu begeben. Ludwig, den man den Gutmütigen genannt hat, weil er ſchwach, und aus Schwachheit grauſam war, läſſt ſeinem Neffen, der ihn knieend um Gnade bat, die Augen ausſtechen. Der unglükliche König ſtirbt, unter den Martern des Leibes und der

Seele, drei Tage nach dieſer grauſamen Behandlung. Er ward zu Mailand begraben, und man ſchrieb auf ſein Grab: Hier liegt Bernhard, heiligen Andenkens. Der Name heilig ſcheint damals ein bloſſer Ehrentitel geweſen zu ſein. Darauf läſſt Ludwig dreien von ſeinen Brüdern die Haare abſcheeren, und ſie in ein Kloſter ſperren, aus Furcht, daß die zu groſſe Achtung für das in ihren Adern flieſſende Geblüt Karl's des Groſſen einen Krieg erregen möchte.

Das war noch nicht alles. Der Kaiſer läſſt alle Anhänger Bernhard's in Verhaft nemen, welche dieſer König, in Hofnung der Begnadigung, namentlich angegeben hatte. Dieſe haben mit dem Könige gleiches Schikſal. Nur die Geiſtlichen ſind von dem Urtheil ausgenommen. Sie, dieſe Urheber des Krieges, werden verſchont. Abſezung oder Verbannung ſind ihre einzige Strafe. Ludwig wollte mit der Kirche ſäuberlich verfahren; und die Kirche lies ihn bald empfinden, daß er hätte weniger Grauſamkeit, und mehr Standhaftigkeit, beweiſen ſollen.

Gleich vom Jahre 817 an hatte Ludwig das böſe Beiſpiel ſeines Vaters befolgt, und ſei-

nen Kindern Königreiche gegeben. Da ihm der mutige Geiſt ſeines Vaters, und das daher entſpringende Anſehn und Uebergewicht, fehlte, ſo ſezte er ſich dem Undank aus. Er war als Oheim zu grauſam, als Bruder zu hart, als Vater zu weichlich.

Nachdem er ſeinen älteſten Sohn **Lothar** zum Nebenkaiſer angenommen, ſeinem zweiten Sohn **Pipin** Aquitanien, und ſeinem dritten Sohn **Ludwig** Baiern, gegeben hatte, blieb ihm noch ein junges Kind von einer neuen Gemalin übrig. Dies war **Karl der Kahle**, der nachmals Kaiſer ward. Dieſes Kind einer geliebten Gemalin wollte er, nach der obigen Theilung, nicht ohne Landeigenthum laſſen.

Eine von den Quellen des Unglüks **Ludwig's des Schwachen**, und aller weit gröſſern Unglüksfälle, welche ſeitdem Europa zerrüttet haben, war der damals aufkommende Misbrauch, denenjenigen weltliche Gewalt einzuräumen, welche der Welt entſagt haben.

Vala, Abt von Corbia, ſein Verwandter von unechter Seite, fing dieſen merkwürdigen Auftritt an. Dieſer Mann war überaus ungeſtüm entweder aus Andachtseifer, oder aus Parteigeiſt, oder aus beiden zugleich, und eins von

den Parteihäuptern, von denen man ſo oft er- lebt hat, daß ſie laut die Tugend predigten, und dabei ſchlecht handelten, und im Geiſte der Ordensregel alles in Unruhe ſezten.

In einem zu Aachen im Jahr 829 gehalt- nen Parlamente, worin die Aebte Siz und Stimme hatten, weil ſie Grundherren groſſer Güter waren, legt dieſer Vala öffentlich alle Unordnungen im Staate dem Kaiſer zur Laſt. Du allein, ſagt er, biſt Schuld daran. Darauf ſpricht er mit jedem Parlamentsgliede insbeſondere in einem noch aufrühreriſchern Ton. Er unterſteht ſich, die Kaiſerin Judith des Ehebruchs zu beſchuldigen. Er ſucht der Abfindung vorzubeugen und derſelben Hinderniſſe in den Weg zu legen, welche der Kaiſer dem mit dieſer Kaiſerin erzeugten Sohne zugedacht hatte. Er bringt Schande und Unruhe in die Kaiſerliche Familie, und folglich auch in den Staat, und das alles unter dem Vorwande, das eigentliche Beſte des Staats zu ſuchen.

Endlich wird der Kaiſer böſe, und ſchikt den Vala in ſein Kloſter zurük, aus welchem derſelbe eigentlich gar nicht hätte herausgehn ſollen, und entſchlieſſt ſich, zur Beruhigung ſei-

ner Gemalin, ihrem Sohne einen kleinen Theil von Teutſchland in der Gegend des Rheins, das Schweizerland und die Franche-Comté zu geben.

Gründeten ſich die Geſeze in Europa auf die väterliche Gewalt, wären die Herzen von der Notwendigkeit der kindlichen Ehrfurcht, dieſer vornemſten aller Pflichten, durchdrungen geweſen, wie ich ſolches von Schina angemerkt habe: ſo würden die drei Söhne des Kaiſers, welche von ihm Kronen empfangen hatten, ſich nicht gegen ihren Vater aufgelehnt haben, weil er einem Kinde zweiter Ehe ein Erbtheil gab.

Sie beſchwerten ſich anfänglich; gleich tritt der Abt von Corbia mit dem noch unruhigern Abte von Saint-Denys zuſammen, welcher die Abteien Saint Medard de Soiſſons und Saint-Germain-des-Pres beſas, und Truppen werben konnte, wie er auch wirklich that. Die Biſchöfe von Vienne, Lyon und Amiens vereinigen ſich mit dieſen Mönchen, hezen die Prinzen zum Bürgerkriege auf, und erklären diejenigen, die nicht zu ihrer Partei treten, für Aufrührer gegen Gott und gegen die Kirche. Umſonſt beruft der Gutmütige, ſtatt Soldaten anzuwerben, vier Kirchenverſammlungen, auf wel-

welchen gute und unnüze Geſeze gemacht werden. Seine drei Söhne ergreifen die Waffen. Dies iſt, glaub' ich, das erſtemal, daß man drei Kinder zugleich gegen ihren Vater in Aufruhr ſieht. Endlich greift auch der Kaiſer zu den Waffen. Man ſieht zwei Läger voll von Biſchöfen, Aebten und Mönchen.

Auf der Seite der Prinzen aber befindet ſich der Pabſt Gregor der IV., deſſen Name der Partei derſelben ein groſſes Gewicht giebt. Es war ſchon damals das Intereſſe der Päbſte, die Kaiſer klein zu machen. Schon hatte ſich ein Stephan, Gregor's Vorgänger, ohne die Einwilligung Ludwig's des Gutmütigen, auf den Päbſtlichen Stuhl geſezt. Den Vater mit den Kindern zuſammenzuhezen ſchien ein bequemes Mittel, auf ihren Trümmern gros zu werden. Der Pabſt Gregor kommt alſo nach Frankreich, und droht dem Kaiſer mit dem Kirchenbann. Mit dieſer Zeremonie des Bannes verband man damals noch nicht den Begrif, den man in der Folge daran knüpfen wollte. Man unterſtand ſich noch nicht, zu behaupten, daß ein Geechteter, kraft des groſſen Bannfluchs, aller ſeiner Güter verluſtig ſein müſſe. Nur dem öffentlichen Abſcheu wollte

man einen ſolchen Menſchen Preis geben, und dadurch alle Bande zerſchneiden, welche die Menſchen mit ihm verbinden konnten.

Die Biſchöfe von des Kaiſers Partei bedienen ſich ihres Rechts, und laſſen dem Pabſte
1329. troziglich ſagen: *Si excommunicaturus veniet, excommunicatus abibit.* Der Bannſtrahl, den er zu ſchleudern gedenkt, ſoll auf ſeinen Kopf zurükfallen. Sie ſchreiben ihm in ſehr entſchloſſnen Ausdrükken, und behandeln ihn zwar als Pabſt, aber zugleich als Bruder. Gregor, der noch übermütiger war, ſchreibt ihnen zurük: Der Ausdruk Bruder ſchmekt zu ſehr nach Gleichheit; haltet Euch an den Titel Pabſt; erkennt meine Ueberlegenheit, und wiſſet, daß die Gewalt meines Stuhls über die Gewalt des Thrones Eures Ludwig's erhaben iſt. Kurz, er weicht in dieſem Schreiben dem Eide aus, den er dem Kaiſer geleiſtet hatte.

Der Krieg verwandelt ſich in Unterhandlung. Der Pabſt wirft ſich zum Schiedsrichter auf. Er kömmt zu dem Kaiſer in's Lager. Er erhält daſelbſt den nemlichen Vortheil, den Ludwig ehmals über den Bernhard hatte. Er

verführt ſeine Truppen, oder läſſt ſie doch we-nigſtens verführen. Er betrügt den Ludwig, oder wird ſelbſt von den Rebellen betrogen, in deren Namen er das Wort führt. Kaum hat der Pabſt das Lager verlaſſen, ſo geht in der-ſelben Nacht die Hälfte der Kaiſerlichen Trup-pen zu ſeinem Sohn Lothar über. Dieſer Abfall geſchah bei Baſel an den Gränzen des Elſaſſes, und die Ebne, wo der Pabſt die Un-terhandlung gepflogen hatte, heiſſt noch jezt das Lügenfeld. Ein Name, der für die mei-ſten Oerter paſſen würde, wo man Unterhand-lungen gepflogen hat.

Hierauf ergiebt der unglükliche Monarch ſei-nen rebelliſchen Söhnen ſich und ſeine Gemalin Judit, den Gegenſtand ihres Haſſes, zu Ge-fangnen, und liefert ihnen ſeinen zehnjährigen Sohn Karl, dieſen unſchuldigen Vorwand zum Kriege, aus. In barbariſchern Zeiten, wie et-wa unter Chlodowich und ſeinen Kindern, oder in Ländern, wie Konſtantinopel, ſollt' es mich nicht wundern, wenn man Judit und ih-ren Sohn, und ſelbſt den Kaiſer hätte hinrich-ten laſſen.

Die Sieger begnügten ſich, der Kaiſerin das Haar abſcheeren zu laſſen, und ſie in der

Lombardei in ein Gefängnis einzuſchlieſſen, den jungen Karl aber in das Kloſter Prum, mitten im Ardennerwalde, einzuſperren, und ihren Vater vom Thron zu ſtoſſen. Wenn man das Unglük dieſes gar zu gütigen Vaters lieſt, ſo empfindet man, wie mich däucht, ein geheimes Wohlgefallen, wenn man ſieht, daß ſeine Söhne nicht minder undankbar gegen den Abt Vala, den erſten Urheber dieſer Unruhen, und gegen den Pabſt waren, der ſie ſo eifrig unterſtüzt hatte. Der Pabſt ging, von den Siegern verachtet, nach Rom zurük, und Vala verſperrte ſich wieder in ein Kloſter in Italien.

Lothar, der um ſo niederträchtiger handelte, da er zur Kaiſerwürde mit erhoben war, ſchleppt ſeinen gefangnen Vater nach Compiegne. Es hatte ſich damals ein ſchädlicher Misbrauch in die Kirche eingeſchlichen, kraft deſſen es verboten war, während der Zeit der öffentlichen Buſſe, unter den Waffen zu ſein, oder bürgerliche Geſchäfte zu betreiben. Dieſe Buſſen waren ſelten, und fielen gemeiniglich nur auf einige unglükliche Geſchöpfe aus dem niedrigſten Pöbel. Man beſchlos den Kaiſer, unter dem Dekmantel einer chriſtlichen und freiwilligen Demütigung, dieſer beſchimpfenden Strafe zu

unterwerfen, und ihm eine beſtändige Buſſe auf- zulegen, welche ihn auf immer erniedrigte.

Ludwig läſſt ſich ſchrekken. Er nimmt aus 829.
Schwachheit den Antrag an, den man ihm aus Verwegenheit thut; und ſo entſezt ein Erzbiſchof von Rheims, Namens Ebbon, der wider die Geſeze aus dem Sklavenſtande hervorgezogen und von Ludwig ſelbſt zu dieſer Würde emporgehoben war, ſeinen Landesherrn und Wohlthäter. Man läſſt den Monarchen, von dreiſſig Biſchöfen, von Domherren und Mönchen umringt, in der Kirche Unſrer Lieben Frauen zu Soiſſons erſcheinen. Sein Sohn Lothar iſt dabei gegenwärtig, und weidet ſich daſelbſt an der Demütigung ſeines Vaters.

Vor dem Altar wird ein härener Sak ausgebreitet. Der Erzbiſchof befielt dem Kaiſer, ſein Wehrgehenk, ſeinen Degen und ſein Kleid abzulegen, und auf dem Sakke niederzuknieen. Ludwig wirft ſich auf das Geſicht nieder, und bittet ſelbſt um öffentliche Buſſe, die er ſchon dadurch, daß er ſich derſelben unterwarf, mehr als zu ſehr verdiente. Der Erzbiſchof zwingt ihn, eine Schrift, worin er ſich ſelbſt des Kirchenraubes und des Todſchlages anklagt, mit lauter Stimme abzuleſen. Der Elende lieſt mit geſez-

ter Stimme das Verzeichnis ſeiner Verbrechen ab, worunter auch dieſes gerechnet worden, daß er in der Faſtenzeit ſeine Truppen marſchiren laſſen, und auf den Gründonnerſtag ein Parlament ausgeſchrieben hatte. Man nimmt über dieſe ganze Handlung ein Protokoll auf, und dieſes Denkmal der Unbeſonnenheit und Niederträchtigkeit iſt noch heutiges Tages vorhanden. In dieſem Protokoll würdigt man Ludwigen nicht einmal des Titels Kaiſer, ſondern man nennt ihn blos *Dominus Ludovicus* den edlen Mann, den ehrwürdigen Mann.

Auſſerordentliche Unternemungen ſucht man immer durch Beiſpiele zu rechtfertigen. Dieſe Buſſe Ludwig's ward durch das Beiſpiel eines gewiſſen Weſtgothiſchen Königs, Namens Vamba, gerechtfertigt, welcher im Jahre 681 in Spanien regierte. Dies iſt eben derſelbe, welcher bei ſeiner Krönung war geſalbt worden. Er ward blödſinnig, und muſſte in einer Kirchenverſammlung zu Toledo öffentliche Buſſe thun. Er hatte ſich in ein Kloſter verſperrt. Sein Nachfolger Herwich hatte anerkannt, daß er ſeine Krone von den Biſchöfen empfangen hätte. Dieſe Begebenheit ward angeführt,

als wenn Beiſpiele ein Verbrechen rechtfertigen könnten.

Man berief ſich auch auf die Buſſe des Kaiſers Theodos; mit dieſer hatte es aber eine ganz andre Bewandnis. Er hatte funfzigtauſend Bürger in Theſſalonich umbringen laſſen und zwar nicht im erſten Aufwallen des Zorns, wie man in grundloſen Lobreden noch alle Tage vorgiebt, ſondern nach einer langen Beratſchlagung. Dieſes überlegte Verbrechen konnte ihm die Rache der Völker über den Hals ziehn, die ihn ſicherlich nicht gewählt hatten, um ſich von ihm würgen zu laſſen. Der heilige Ambros that ein ſehr gutes Werk, daß er ihm den Eintritt in die Kirche verweigerte, und Theodos handelte ſehr klug, daß er den Has des Volks dadurch ein wenig beſänftigte, daß er ſich acht Monate lang vom Kirchengehen enthielt; eine ſchwache und elende Genugthuung für das abſcheulichſte Verbrechen, womit ſich irgend jemals ein Monarch beſudelt hat.

Ludwig ward auf ein Jahr in eine Zelle des Kloſters Saint-Medard zu Soiſſons eingeſperrt, mit dem Sak der Buſſe bekleidet, ohne Bedienten, ohne Zuſpruch, und völlig der Welt abgeſtorben. Hätte er nur einen Sohn

gehabt, ſo war er auf immer verloren; weil ſich aber drei Kinder um ſeinen Nachlas ſtritten, ſo gab ihre Uneinigkeit dem Vater Kron und Freiheit wieder.

Nachdem er nach Saint Denys gebracht war, ſezten ihn zwei ſeiner Söhne, Ludwig und Pipin, wieder ein, und gaben ſeine Gemalin und ſeinen Sohn Karl wieder in ſeine Arme zurük. Die Kirchenverſammlung von Soiſſons ward von einer andern zu Thionville mit dem Bannfluch belegt. Der Erzbiſchof zu Rheims kam mit dem Verluſt ſeines Biſthums davon, und ward noch dazu in der Sakriſtei verurtheilt und abgeſezt, welches dem Kaiſer öffentlich am Fuſſe des Altars widerfahren war. Auch wurden noch einige Biſchöfe abgeſezt; härter konnte oder durfte der Kaiſer ſie nicht beſtrafen.

Bald nachher lehnt ſich wieder einer von den Söhnen, die ihn wieder eingeſezt hatten, Ludwig von Baiern, gegen ihn auf. Der
840. unglükliche Vater ſtarb vor Gram in ſeinem Zelte bei Maynz, mit den Worten: Ich vergebe Ludwigen, aber ſagt ihm, daß er mir den Tod verurſacht hat.

In ſeinem Teſtamente ſoll er die Schenkung Pipin's und Karl's des Groſſen an die Kirche zu Rom feierlich beſtätigt haben.

Ueber dieſe Beſtätigung wallten eben dieſelben Zweifel vor, wie über die Schenkungen, welche ſie beſtätigt. Es iſt ſchwer zu glauben, daß Karl der Groſſe und ſein Sohn den Päbſten Venedig, Sicilien, Sardinien und Korſika geſchenkt haben, lauter Länder, über welche ſie kein andres Recht hatten, als höchſtens die angemaaſſte, aber immer ſtreitig gemachte, Oberlandesherrlichkeit. Und zu welcher Zeit hätte Ludwig Sicilien weggeben ſollen, welches den Griechiſchen Kaiſern gehörte, und durch beſtändige Landungen der Araber beunruhigt ward?

Neunzehntes Kapitel.

Zuſtand von Europa nach dem Tode Ludwig's des Gutmütigen, oder des Schwachen. Teutſchland wird auf immer von dem Fränkiſchen oder Franzöſiſchen Reiche getrennt.

Nach dem Tode des Sohns Karl's des Groſſen widerfuhr ſeinem Reiche, was Alexander's Reiche widerfahren war, und was, wie wir bald ſehn werden, auch das Schikſal des Reichs der

Kalifen war. Es war ſchnell errichtet, und fiel ſchnell über den Haufen, weil es innerliche Kriege zertheilten.

Es iſt kein Wunder, daß Prinzen, welche ihren Vater vom Throne geſtoſſen hatten, ſich einer den andern auszurotten trachteten. Es war darauf angeſehn, wer ſeinen Bruder zum Bettler machen könnte. Der Kaiſer Lothar wollte alles haben. Karl der Kahle, König von Frankreich, und Ludwig, König von Baiern, vereinigen ſich wider ihn. Ein Sohn Pipin's, des Königs von Aquitanien, eines Sohns des Gutmütigen, der nach dem Tode ſeines Vaters König geworden war, tritt dem Lothar bei. Sie verheeren das Reich und machen es
841. leer von Soldaten. Endlich liefern zwei Könige gegen zwei Könige, wovon dreie Brüder ſind, und der vierte ihr Neffe iſt, bei Fontenai in
842. dem Gebiet von Auxerre, eine Schlacht, deren Abſcheulichkeit der bürgerlichen Kriege würdig iſt. Verſchiedne Schriftſteller verſichern, daß hunderttauſend Menſchen in derſelben ihr Leben verloren haben. Indeſſen ſind dieſe Schriftſteller nicht gleichzeitig, und es iſt alſo wenigſtens erlaubt, an einer ſolchen Menge vergoſſnen Blutes zu zweifeln. Der Kaiſer Lothar ward geſchlagen;

dieſe Schlacht aber, wie ſo manche andre Schlachten, entſchied gar nichts.

Wir müſſen hierbei blos bemerken, daß die Biſchöfe, welche in dem Heere Karl's und Ludwig's mitgefochten hatten, ihre Truppen faſten, und für die Erſchlagnen beten lieſſen, und daß es chriſtlicher geweſen wäre, ſie leben zu laſſen, als ſie erſt todzuſchlagen, und dann für ſie zu beten. Lothar gab damals der Welt das Beiſpiel einer ganz andern Staatsklugheit, als Karl der Groſſe.

Der Ueberwinder der Sachſen hatte ſie dem Chriſtenthum, wie einem notwendigen Zaume, unterworfen. Einige Empörungen, und öftere Rükkehr zu ihrem vorigen Gottesdienſt, hatten ihren Abſcheu gegen eine Religion zu erkennen gegeben, die ſie, wie eine Beſtrafung betrachteten. Lothar, um ſie zu gewinnen, giebt ihnen völlige Gewiſſensfreiheit. Die Hälfte des Landes kehrt zur Abgötterei zurük, bleibt aber ihrem Könige getreu. Dieſes Betragen, und das Betragen Karl's des Groſſen, ſeines Grosvaters, zeigten den Menſchen, wie verſchiedentlich die Fürſten die Religion zu ihrem Eigennuz gebrauchen. Dieſer Eigennuz beſtimmt immer das Schikſal der Nationen.

Ein Franke, ein Salier, hatte das Franzöſiſche Reich geſtiftet; der Sohn eines Schloshauptmanns, oder Burggrafen, **Pipin**, war der Stifter des Fränkiſchen Reichs. Drei Brüder trennen es auf immer von einander. Dieſe drei ausgeartete Kinder, **Lothar**, **Ludwig von Baiern** und **Karl der Kahle**, nachdem ſie bei Fontenai ſo viel Blut vergoſſen haben, zerſtükkeln endlich das Reich Karl's des Groſſen durch den berüchtigten Frieden von Verdun. **Karl der II.** mit dem Beinamen der Kahle, bekam Frankreich; **Lothar** Italien, die Provence, das Delphinat, Languedoc, die Schweiz, Lothringen, Elſas und Flandern; **Ludwig** der Baier, oder der **Teutſche**, bekam Teutſchland.

Von dieſem Zeitpunkt fangen die Geſchichtsgelehrten an, den Franken den Namen Franzoſen beizulegen. Von nun an hat Teutſchland ſeine beſondre Geſeze. Hier nimmt ſein Staatsrecht und zugleich der Has zwiſchen Franzoſen und Teutſchen ſeinen Urſprung. Jeder der drei Brüder ward in ſeinem Antheil von Kirchenſtreitigkeiten eben ſo ſehr als von den Zwiſtigkeiten beunruhigt, welche unter Feinden, die wider ihren Willen Friede gemacht haben, unausbleiblich ſind.

Mitten unter dieſen Mishelligkeiten beruſen Karl der Kahle, erſter König von Frankreich allein, und Ludwig der Teutſche, erſter König von Teutſchland allein, eine Kirchenverſammlung zu Aachen wider den Lothar zuſammen, und dieſer Lothar iſt der erſte Fränkiſche Kaiſer, der weder Teutſchlend noch Frankreich beſizt.

Die Prälaten erklären einmütiglich den Lothar ſeines Rechts zur Krone verluſtig, und ſeine Unterthanen von ihrem Eid der Treue entbunden. Verſprecht Ihr, beſſer zu regieren, als er? fragen ſie die beiden Brüder Karl und Ludwig. Ja, wir verſprechen's! antworten die beiden Könige. Und wir, ſagt der vorſizende Biſchof, wir erlauben und befelen Euch, kraft göttlicher Vollmacht, an ſeiner Statt zu regieren. Dieſer lächerliche Befel hatte damals gar keine Folgen.

Wenn man ſo die Biſchöfe die Kronen vergeben ſieht, ſo ſollte man denken, ſie wären damals das geweſen, was die Kurfürſten des Reichs ſind; allein man würde ſich irren. Sie waren zwar mächtig, aber keiner war ein unumſchränkter Regent. Das Anſehn ihrer Wür-

de und die Ehrfurcht der Völker, waren Werk⸗ zeuge, deren ſich die Könige nach ihrem Gefal⸗ len bedienten. Es war bei dieſen geiſtlichen Herren weit mehr Schwäche als Gröſſe, wenn ſie ſo über das Recht der Monarchen, nach den Vorſchriften des Stärkern, den Ausſpruch thaten.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß einige Jahre nachher, ein Erzbiſchof von Sens, nebſt zwanzig andern Biſchöfen, ſich unterſtan⸗ den hat, unter ähnlichen Umſtänden, den König von Frankreich, Karl'n den Kahlen, abzuſezen. Dieſes Verbrechen ward Ludwigen dem Bai⸗ er zu gefallen begangen. Dieſe Monarchen, die eben ſo ſchlechte Könige, als widernatürli⸗ che Brüder, waren, lieſſen, da ſie einander nicht an's Leben kommen konnten, ſich einander wechſelsweiſe verfluchen und in den Bann thun. Auffallend aber iſt das Geſtändnis Karl's des Kahlen, in einem Schreiben, zu deſſen Be⸗ kanntmachung gegen den Erzbiſchof von Sens er ſich herablies: Wenigſtens hätte mich dieſer Erzbiſchof nicht abſezen ſollen, eh ich mich vor den Biſchöfen geſtellt hätte, welche mich zum Könige geweiht haben. Von dieſen muſſt' ich zuvor ge⸗

richtet werden, da ich immer bereitwillig geweſen bin, mich ihren väterlichen Züchtigungen und Beſtrafungen zu unterwerfen. Das Geſchlecht Karl's des Groſſen, das zu dieſer Sprache herabgeſunken war, ging ſichtbar ſeinem Untergange entgegen.

Ich komme zum Lothar zurük, der immer einen groſſen Anhang in Teutſchland hatte, und Italien ruhig beherrſchte. Er geht über die Alpen, und läſſt ſeinen Sohn Ludwig krönen, welcher kömmt, um in Rom über den Pabſt Sergius den II. Gericht zu halten. Der Pabſt erſcheint, verantwortet ſich vor Gericht gegen die Beſchuldigungen eines Biſchofs von Mez, rechtfertigt ſich, und leiſtet nachher eben demſelben Lothar, den ſeine Biſchöfe abgeſezt hatten, den Eid der Treue. Lothar ſelbſt aber machte jene berühmte und unnüze Verordnug, daß zu Verhütung der gar zu häufigen Empörungen, der Pabſt nicht mehr von dem Volke gewählt, ſondern dem Kaiſer die Erledigung des päbſtlichen Stuhls gemeldet werden ſollte.

Man wundert ſich darüber, den Kaiſer bald ſo demütig, und bald wieder ſo ſtolz zu

ſehen; aber er hatte eine Armee bei Rom ſte- hen, als der Pabſt ihm Gehorſam ſchwur, und zu Aachen hatte er keine, als die Biſchöfe ihn abſezten.

Ihr Urtheilsſpruch war nur ein Aergernis mehr, welches zu den Verheerungen Europens hinzukam. Die Provinzen von den Alpen bis zum Rhein wuſſten nicht mehr, wem ſie gehor- chen ſollten. Die Städte bekamen alle Tage neue Tyrannen, und das platte Land ward wechſelsweiſe von den verſchiednen Parteien ver- wüſtet. Man hörte von nichts, als von Ge- fechten reden, und in dieſen Gefechten waren immer Mönche, Aebte, und Biſchöfe, die mit den Waffen in der Hand um's Leben kamen. Hugo, einer von den Söhnen Karl's des Groſſen, der ehmals war gezwungen worden, Mönch zu werden, und nachher Abt von Saint- Quentin geworden war, blieb vor Toulouſe mit dem Abt von Ferriere. Zwei Biſchöfe wurden dabei gefangen genommen.

Dieſes Feuer machte einen kleinen Still- ſtand, um mit deſto gröſſerer Gewalt weiter fortzubrennen. Die drei Brüder Lothar, Karl und Ludwig machten neue Theilungen, welche

nichts,

nichts, als neue Veranlaſſungen zu Krieg und Streit waren.

Der Kaiſer Lothar, nachdem er Europa ohne Erfolg und ohne Ruhm zerrüttet hatte, fühlte ſeine Schwäche, und ward Mönch in der Abtei Prüm. Er lebte nur ſechs Tage in der Mönchskutte, und ſtarb blödſinnig, nachdem er als ein Tyrann regiert hatte.

Bei dem Tode dieſes dritten Abendländiſchen Kaiſers erhoben ſich neue Königreiche in Europa, wie Erdhügel nach den Stöſſen eines groſſen Erdbebens.

Ein andrer Lothar, ein Sohn dieſes Kaiſers, gab einer ziemlich groſſen Landſtrekke zwiſchen dem Rhein, der Schelde, der Maas, und dem Meere, den Namen Lothringen, den meine Landsleute in Lorraine zuſammengezogen haben. Brabant ward Niederlothringen genannt; das Uebrige war unter der Benennung von Oberlothringen bekannt. Heut zu Tage iſt von dieſem Oberlothringen nur eine kleine Provinz dieſes Namens übrig, welche ſeit Kurzem in das Königreich Frankreich verſchlungen iſt.

Ein zweiter Sohn des Kaiſer Lothar, Namens Karl, bekam Savoyen, das Delphinat,

und einen Theil des Gebiets um Lyon, der Provence und von Languedok. Dieſe Staaten machten das Königreich Arles, oder das Arelat aus, das ſeinen Namen von der Hauptſtadt, einer ehmals reichen und von den Römern verſchönerten Stadt hatte, die aber damals klein und arm war, wie alle Städte diſſeits der Alpen.

Ein Barbar, den man Salomo nennt, warf ſich bald nachher zum Könige von Bretagne auf, wovon ein Theil noch im Heidenthum lebte. Aber alle dieſe Königreiche verſchwanden faſt eben ſo ſchnell, als ſie zum Vorſchein kamen.

Der Schatten des Römiſchen Reichs war noch übrig. Ludwig, Lothar's zweiter Sohn, welcher ein Stük von Italien zu ſeinem Erbtheil bekommen hatte, ward im Jahr 855 von dem Römiſchen Biſchof Sergius dem II. zum Kaiſer ausgerufen. Er reſidirte aber nicht zu Rom, beſas nicht den neunten Theil von dem Reiche Karl's des Groſſen, und hatte in Italien keine Gewalt, die ihm nicht die Päbſte, und die Herzoge von Benevento, ſtreitig gemacht hätten, welche damals beträchtliche Länder beſaſſen.

Nach ſeinem im Jahre 875 erfolgten Tode wäre die Kaiſerwürde auf den älteſten des Hauſes gefallen, wenn das Saliſche Geſez in der Familie Karl's des Groſſen gegolten hätte. Ludwig der Teutſche, als Aelteſter von dem Hauſe Karl's des Groſſen, muſſte ſeinem ohne Kinder verſtorbnen Neffen nachfolgen; Truppen und Geld aber gaben dieſes Recht Karl'n dem Kahlen. Er verſperrte ſeinem Bruder den Weg über die Alpen, und eilte mit einigen Truppen nach Rom. Reginus, und die Jahrbücher von Mez und Fulda verſichern, daß er das Kaiſerthum von dem Pabſt Johann dem VIII. erkaufte. Der Pabſt lies ſich nicht allein bezalen, ſondern benuzte auch die Umſtände, und gab die Kaiſerkrone, wie ein unumſchränkter Oberherr, und Karl nam ſie, wie ein Unterthan, mit der Erklärung, daß er ſie dem Pabſte zu danken hätte, ſo wie er vormals in Frankreich erklärt hatte, daß er ſich dem Ausſpruch der Biſchöfe unterwerfen müſſte; und lies auf dieſe Weiſe ſeine Würde herunterſezen, um den Genus davon zu haben.

Unter ihm beſtand alſo das Römiſche Reich aus Frankreich und Italien. Man ſagt, daß er von ſeinem Arzt, einem Juden, Namens Ze-

dekias, wäre vergiftet worden; aber kein Menſch hat jemals eine Urſach angeführt, warum dieſer Arzt ein ſolches Verbrechen begangen habe. Was konnte derſelbe durch die Vergiftung ſeines Herren gewinnen? Bei wem hätte er ein glänzenders Glük machen können? Kein einziger Schriftſteller ſpricht von der Hinrichtung dieſes Arztes. Man mus alſo an der Vergiftung zweifeln, und blos die Anmerkung machen, daß im chriſtlichen Europa eine ſolche Unwiſſenheit herrſchte, daß die Könige gezwungen waren, ſich Aerzte unter den Juden und Arabern zu ſuchen.

Immer wollte man jenen Schatten von Römiſchem Reiche haſchen. **Ludwig der Stammler**, König von Frankreich, und Sohn **Karl's des Kahlen**, machte es den andern Nachkömmlingen **Karl's des Groſſen** ſtreitig; und immer forderte man es von dem Pabſt. Ein Duca von Spoleto, ein Marcheſe von Toskana, welche von **Karl'n dem Kahlen** mit dieſen Staaten waren belehnt worden, bemächtigten ſich des Pabſtes **Johannes des VIII.** und plünderten einen Theil der Stadt Rom, um ihn, wie ſie ſagten, zu zwingen, dem König **Karlmann** von Baiern, als dem Aelteſten von dem Geſchlechte **Karl's des Groſſen**, die Kaiſerkrone zu geben.

So ward der Pabſt Johann der VIII. nicht allein in Rom von den Italienern verfolgt, ſondern er hatte auch eben im Jahre 877 den Muhammedanern, welche Beſizer von Sicilien waren, fünfundzwanzig tauſend Pfund Silbers bezalt. Dies war das Geld, womit Karl der Kahle das Kaiſerthum erkauft hatte. Es ging aus den Händen des Pabſtes ſchnell genug in die Hände der Saracenen über, und der Pabſt ſelbſt machte ſich durch einen gültigen Traktat verbindlich, ihnen alle Jahre eine ſolche Summe zu erlegen.

Dieſer den Muſulmanen zinsbar gewordne, und in Rom geſangen gehaltne, Pabſt entwiſcht indeſſen, ſchift ſich ein, und geht nach Frankreich, wo er in der Stadt Troye Ludwig den Stammler zum Kaiſer krönt, nach dem Beiſpiel Leo's des III. Hadrian's und Stephan's des III. welche zu Hauſe verfolgt wurden, und auswärts Kronen austheilten.

Unter dem Kaiſer und Könige von Frankreich, Karl'n dem Dikken, ſtieg Europa's Zerrüttung noch höher. Je weiter ſich das Geblüt Karl's des Groſſen von ſeinem Quell entfernte, deſto mehr artete es aus. Karl der Dikke ward von einer Verſammlung Franzöſi-

ſcher und Teutſcher Herren für unfähig zur Regierung erklärt, und von denſelben bei Maynz auf einem von ihm ſelbſt ausgeſchriebnen Reichs-
887. tage abgeſezt. Hier ſind es keine Biſchöfe, welche über eine Krone zu ſchalten ſcheinen, indem ſie der Leidenſchaft eines Fürſten zum Werkzeuge dienen; es waren vielmehr die vornemſten Herren, welche das Recht zu haben glaubten, denjenigen zu ernennen, der ſie beherrſchen, und an ihrer Spize fechten ſollte.

Man ſagt, der Verſtand **Karl's des Dikken** ſei ſchwach geworden. Dies war er aber unſtreitig ſchon immer geweſen, weil er ſich in den Fall ſezte, ohne Widerſtand entthront zu werden, Teutſchland, Frankreich und Italien auf Einmal zu verlieren, und endlich nichts zu leben zu haben, als die Gnade des Erzbiſchofs von Maynz, der ihn aus Mitleiden unterhielt. Es ſcheint wohl, daß die Erbfolge damals nichts galt, weil Arnhold, **Karlmann's**, des Sohns **Ludwig's des Stammlers**, unechter Sohn, zum Kaiſer erklärt, und der Graf von Paris, Eudes oder Odon, König von Frankreich ward.

Damals ward weder Geburts- noch Wahlrecht anerkannt. Europa war ein Chaos, wor-

in der Stärkere ſich auf den Trümmern des Schwächern emporhob, um hernach von andern wieder heruntergeſtürzt zu werden. Dieſe ganze Geſchichte iſt die Geſchichte einiger Barbariſchen Heerführer, die ſich mit den Biſchöfen, wegen der Oberherrſchaft über blödſinnige Leibeigne, ſtritten. Es fehlte den Menſchen an zwei nötigen Dingen, um ſich von ſo viel Abſcheulichkeiten loszumachen, — an Vernunft und an Mut.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von den Normännern um die Zeit des neunten Jahrhunderts.

Bei der allgemein herrſchenden Mishelligkeit war alles elend und ſchwach. Dieſe Verwirrung öfnete und erleichterte den Völkern Skandinavien's, und den Bewohnern der Küſten am Baltiſchen Meere, den Eingang. Dieſe zu zalreiche Wilden, die nur unfruchtbare Ländereien anzubauen, und weder Manufakturen noch Künſte hatten, ſuchten blos, ſich weit von ihrem Vaterlande zu verbreiten. Plünderungen und Seeräubereien waren Bedürfnis für ſie, wie das Würgen für die reiſſende Thiere. In

Teutſchland nannte man dieſelben ohne Unterſchied Normänner, Männer aus Norden, wie wir noch jezt im allgemeinen Korſaren aus der Barbarei zu ſagen pflegen.

Vom vierten Jahrhunderte an geſellten ſie ſich den Strömen der andern Barbaren bei, welche Verwüſtung und Verheerung bis nach Rom und nach Afrika führten. Man hat geſehn, daß ſie ſich vor der Knechtſchaft fürchteten, ſo lange Karl der Groſſe ſie in ihren Gränzen eingeſchränkt hielt. Sobald Ludwig der Gutmütige regierte, fingen ſie ihre Streifereien an. Die Wälder, womit dieſe Länder dicht bewachſen waren, gaben ihnen Holz genug, ihre mit zwei Segeln verſehne Ruderbarken zu bauen. Ein ſolches Fahrzeug faſſte ungefähr hundert Mann mit ihrem Vorrat an Bier, Schifzwiebak, Käſe und geräuchertem Fleiſch. Sie fuhren an der Küſte hin, landeten, wo ſie keinen Widerſtand fanden, und kehrten mit ihrer Beute wieder heim, welche ſie hernach nach Räubergeſezen theilten, wie es in der Barbarei gewöhnlich iſt.

Schon im Jahr 843 liefen ſie durch die Mündung des Seinefluſſes in Frankreich ein, und plünderten die Stadt Rouen. Eine andre

Flotte langte auf der Loire an, und verwüſtete alles bis in die Provinz Touraine. Sie führten die Männer als Sklaven weg, theilten die Weiber und Mädchen unter ſich, und namen ſogar die Kinder mit, um ſie zu ihrem Seeräuberhandwerk anzuführen. Vieh, und Hausgerät, und alles ward mit fortgeſchleppt. Zuweilen verkauften ſie auf der einen Küſte, was ſie auf der andern geraubt hatten. Ihre erſte Beute reizte die Habſucht ihrer dürftigen Landsleute. Die Teutſchen und Galliſchen Küſtenbewohner ſchlugen ſich zu ihnen, ſo wie ſehr viele Renegaten aus der Provence und Sicilien auf den Algieriſchen Raubſchiffen Dienſte gethan haben.

Im Jahr 844 wimmelte das Meer von ihren Schiffen. Man ſah ſie faſt zugleich in England, Frankreich, und Spanien, landen. Die Regierung der Franzoſen und der Engländer muſſte nicht ſo gut ſein, als die Regierung der Muhammedaner, welche in Spanien herrſchten; denn weder die Franzoſen noch die Engländer hatten die geringſte Anſtalt gemacht, dieſe Einfälle zu verhindern; in Spanien aber beſezten die Araber ihre Küſten, und trieben endlich die Seeräuber zurük.

Im Jahr 845 plünderten die Normänner Hamburg, und drangen in Teutſchland vor. Damals war es nicht mehr ein ordnungsloſer Hauſe von Korſaren, ſondern eine Flotte von ſechshundert Fahrzeugen, welche eine furchtbare Armee am Bord hatten. Ein König von Dänne- mark, Namens Erich, war an ihrer Spize. Er gewann zwei Schlachten, ehe er ſich wieder einſchiſte. Nachdem dieſer Korſarenkönig mit der Teutſchen Beute heimgekommen war, ſchikte er einen von den Hauptleuten der Seeräuber, dem die Geſchichte den Namen Regner beilegt, nach Frankreich. Dieſer fährt mit hundert und zwanzig Segeln die Seine hinauf. Es iſt nicht glaublich, daß dieſe hundert und zwanzig Schiffe zehntauſend Mann am Bord gehabt haben. Mit einer vermutlich geringern Anzal alſo plündert er Rouen zum zweitenmale, und kommt bis vor Paris. Wenn bei ſolchen Einfällen die ſchwache Regierung keine Vorkehrungen getroffen hat, ſo macht der Schrekken des Volks die Gefahr gröſſer, und die gröſſre Anzal flieht vor der kleineren. Die Pariſer, welche ſich zu andern Zeiten ſo mu- tig wehrten, verlieſſen diesmal ihre Stadt, und die Normänner fanden nichts darin, als hölzer- ne Häuſer, welche ſie anzündeten. Der unglük-

liche König Karl der Kahle, der ſich mit wenig Truppen bei Saint-Denis verſchanzt hatte, erkaufte, anſtatt ſich dieſen Barbaren zu widerſezen, von ihnen vielmehr den Rükzug, zu welchem ſie ſich herablieſſen, mit vierzehntauſend Mark Silbers.

Es iſt glaublich, daß dieſe Marken nichts anders waren, als was lange Zeit den Namen *Marca* führte und ungefähr den Wehrt eines halben Thalers hatte. Man wird unwillig, wenn man in den Franzöſiſchen Schriftſtellern lieſt, daß viele dieſer Barbaren mit einem plözlichen Tode heimgeſucht wurden, weil ſie die Kirche zu Saint-Germain-des-Prés geplündert hatten. Weder das Volk, noch ſeine Heiligen, vertheidigten ſich; die Ueberwundnen greifen aber immer nach dem ſchimpflichen Troſt, Wunder zu erdichten, welche gegen ihre Ueberwinder ſind gewirkt worden.

Karl der Kahle that durch dieſe Erkaufung des Friedens weiter nichts, als daß er dieſen Seeräubern neue Mittel in die Hände gab, den Krieg zu führen, und ſich das einzige raubte, ihn auszuhalten. Die Normänner wandten dieſes Geld zur Belagrung der Stadt Bordeaux an, welche ſie plünderten. Um das Maas der

Niederträchtigkeit und Abſcheulichkeit voll zu machen, vereinigte ſich ein Abkömmling Karl's des Groſſen, der König Pipin von Aquitanien, mit dieſen Räubern, denen er nicht hatte widerſtehn können, und nun ward Frankreich um das Jahr 858 völlig verheert.

Die Normänner, die mit allem, was zu ihnen ſties, verſtärkt waren, verwüſteten lange Zeit Teutſchland, Flandern und England. Wir haben in unſern Tagen geſehn, daß Armeen von hunderttauſend Mann, nach den vollſtändigſten Siegen, kaum zwei Städte wegnemen konnten, ſo ſehr hat ſich die Kunſt, Städte zu befeſtigen und Hülfsmittel zu erfinden, vervollkommnet. Damals aber fanden Barbaren, die mit andern nicht zuſammenhaltenden Barbaren kämpften, nach den erſten Siegen faſt nichts, was ihre Fortſchritte aufhielt. Wenn ſie auch zuweilen geſchlagen wurden, ſo traten ſie mit neuen Verſtärkungen wieder auf.

Gottfried, Prinz von Dänemark, welchem Karl der Dikke endlich im Jahr 882 einen Theil von Holland abtrat, dringt aus Holland in Flandern ein. Seine Normänner gelangen, ohne Widerſtand, von der Somme bis an die Oiſe, nemen Pontoiſe weg, zünden

es an, und rükken zu Waſſer und Lande vor Paris.

Die Pariſer, welche damals den Einfall der Barbaren vermuteten, verlieſſen die Stadt nicht, wie vormals. Der Graf von Paris, 885.
Odon oder **Eudes**, den ſeine Tapferkeit zulezt auf den Thron von Frankreich erhob, machte in der Stadt Anordnungen, wodurch die Pariſer Mut bekamen, und die ihnen ſo nüzlich waren, als Thürme und Wälle.

Siegfried, Haupt der Normänner, trieb die Belagrung mit der hartnäkkigſten Wut, und mit vieler Kunſt. Die Normänner bedienten ſich, um die Mauern zu durchlöchern, des Widders, oder Mauerbrechers. Dieſe Erfindung iſt faſt ſo alt, als die Mauern ſelber; denn die Menſchen ſind eben ſo erfindſam zum Zerſtören, als zum Aufbauen — — Ich will hier nur einen Augenblik von meinem Gegenſtande abſchweifen, um zu bemerken, daß das Trojaniſche Pferd weiter nichts war, als eben ein ſolches Werkzeug, welches man mit einem metallnen Pferdekopf verſehn hatte, wie man hernach einen Widderkopf daran zu befeſtigen pflegte; dies berichtet uns Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Griechenland.

Und nun wieder zu den Normännern! Sie machten eine Breſche, und lieſen dreimal Sturm. Die Pariſer hielten das Stürmen mit unerſchütterter Tapferkeit aus. An ihrer Spize hatten ſie nicht allein den Grafen Eudes, ſondern auch ihren Biſchof Goslin, welcher alle Tage, nachdem er ſeinem Volke den Segen ertheilt hatte, ſich mit dem Helm auf dem Kopfe, mit dem Köcher auf dem Rükken, und mit der Streitaxt im Gürtel, auf die Breſche ſtellte, und nachdem er das Kreuz auf den Wall gepflanzt hatte, in deſſen Gegenwart kämpfte.

Dieſer Biſchof ſcheint in der Stadt wenigſtens eben ſo viel zu ſagen gehabt zu haben, als der Graf Eudes, weil er es war, an den ſich Siegfried gleich anfangs gewandt hatte, um mit ſeiner Erlaubnis in die Stadt zu kommen. Er ſtarb vor Ermüdung mitten in der Belagrung, und machte ſein Andenken ehrwürdig und beliebt. Denn, wenn er gleich Hände bewafnete, welche die Religion blos zum Dienſte des Altars beſtimmte, ſo wafnete er ſie doch nur für dieſen Altar ſelbſt, und für ſeine Mitbürger, in der gerechteſten Sache und zur notwendigſten Vertheidigung, welche das erſte

Naturgeſez iſt, und vor allen konventionellen Geſezen den Vorzug hat.

Seine Mitbrüder hatten nur in bürgerlichen Kriegen, und gegen Chriſten, die Waffen ergriffen. Wenn irgend einigen Menſchen die Vergötterung, oder Seligſprechung, zukommt, ſo wär' es vielleicht billiger geweſen, dieſen Prälaten, der für ſein Vaterland ſtritt und ſtarb, in den Himmel zu verſezen, als ſo viel unbekannte Männer, deren Tugend, wenn ſie ja einige hatten, der Welt wenigſtens unnüz geweſen iſt.

Die Normänner hielten die Stadt anderthalb Jahre lang belagert. Die Pariſer ſtanden alle die Bedrängniſſe aus, welche Hunger und Seuchen, die Folgen einer langen Belagrung, nach ſich ziehn, und blieben ſtandhaft. Endlich erſchien der Kaiſer, und König von Frankreich, Karl der Dikke, zu ihrem Beiſtande auf dem Marsberge, der heut zu Tage Montmartre heiſſt; aber er hatte nicht das Herz, die Normänner anzugreifen. Er kam blos, um einen ſchimpflichen Waffenſtillſtand zu erkaufen. Die Barbaren verlieſſen Paris, um Sens zu belagern, und die Provinz Bourgogne auszuplündern, unterdeſſen daß Karl in Maynz das

Parlament zuſammen berief, das ihn eines Throns beraubte, deſſen er ſo unwürdig war.

Die Normänner ſezten ihre Verheerungen fort; aber ob ſie gleich Feinde des chriſtlichen Namens waren, kam es ihnen doch niemals in den Sinn, irgend jemanden zur Abſchwörung des Chriſtenthums zu zwingen. Sie machten es ungefähr, wie die Franken, Gothen, Alanen, Hunnen, und Heruler, welche im fünften Jahrhunderte neue Länder ſuchten, und weit entfernt, den Römern eine Religion vorzuſchreiben, ſich ohne Schwierigkeit zu der ihrigen bequemten. So unterwarfen ſich die Türken der Muhammedaniſchen Religion, indem ſie das Reich der Kaliſen plünderten.

Endlich ging **Rollo** oder **Raould**, der berühmteſte dieſer Nordiſchen Räuber, nachdem er aus Dänemark war verjagt worden, und in Skandinavien alles zuſammengeraſt hatte, was mit ihm gehn wollte, auf neue Abenteuer aus und gründete die Hofnung ſeiner Gröſſe auf die Schwachheit von Europa. Er landete in England, wo ſeine Landsleute ſchon ſeshaft waren, aber nach zween fruchtloſen Siegen wendete er ſich nach Frankreich, welches andre Normänner

ner zwar zu verwüſten, aber nicht unter das Joch zu bringen vermochten.

Raoul war der einzige von dieſen Barbaren, der dieſe Benennung nicht mehr verdiente, weil er eine feſte Niederlaſſung ſuchte. Nachdem er Rouen ohne Mühe weggenommen hatte, lies er, anſtatt es zu zerſtören, die Mauern wieder aufbauen, und die Thürne herſtellen. Rouen ward ſein Waffenplaz, aus welchem er bald nach England, bald nach Frankreich flog, und den Krieg mit eben ſo vieler Staatsklugheit, als Heftigkeit führte. Frankreich lag in den lezten Zügen unter der Regierung Karl's des Einfältigen, der nur dem Namen nach König war, und deſſen Monarchie durch die ihm untergebnen Herzoge, Grafen und Barone, mehr zerſtükkelt ward, als durch die Normänner. Karl der Dikke hatte den Barbaren nur Gold gegeben; Karl der Einfältige bot dem Raoul Provinzen an, und — ſeine Tochter.

Raoul foderte gleich die Normandie, und 921. man glaubte, mit Abtretung derſelben gut wegzukommen. Er verlangte ſodann die Provinz Bretagne; man machte Schwierigkeiten, muſſte ſie aber doch abtreten. Es geſchahe zwar unter Bedingungen, die aber der Stärkere immer

zu ſeinem Vortheil zu erklären weis. So ward Bretagne, das noch vor kurzem ein Königreich war, ein Lehn von Neuſtrien, und Neuſtrien, welches man ſich bald gewöhnte, nach ſeinen unrechtmäſſigen Beſizern die Normandie zu nennen, ward ein abgeſonderter Staat, deſſen Herzoge der Krone Frankreich eine leere Lehnshuldigung leiſteten.

Der Erzbiſchof von Rouen wuſſte den Raoul zur Anname der Chriſtlichen Religion zu bereden. Dieſer Fürſt nam mit Vergnügen eine Religion an, welche ſeine Macht befeſtigte.

Die wahren Erobrer ſind diejenigen, welche Geſeze zu geben wiſſen. Ihre Macht iſt dauerhaft, die andern ſind Waldſtröme, die vorüber rauſchen. Raoul, ſo bald er Friede hate, ward der einzige Geſezgeber ſeiner Zeit auf dem Chriſtlichen feſten Lande. Man weis, mit welcher Unbiegſamkeit er Recht und Gerechtigkeit handhabte. Er ſchafte den Diebſtal bei ſeinen Dänen ab, welche bis dahin blos vom Raube gelebt hatten. Lange nach ihm galt noch das bloſſe Ausſprechen ſeines Namens den Gerichtsperſonen für einen Befel, herbeizueilen und Ungerechtigkeiten Einhalt zu thun, und daher ſtammt der in der Normandie ſo bekannte Gebrauch

des Haro-rufen. Aus dem vermiſchten Geblüt der Franken und Dänen entſprangen in der Folge in dieſem Lande jene Helden, welche, wie wir ſehn werden, England, Neapolis und Sicilien eroberten.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Von England um das neunte Jahrhundert.

Alfred der Groſſe.

Die Engländer, dieſes mächtig gewordne, durch Handel und Kriege berühmte, durch Liebe zu ſeinen eigenthümlichen Geſezen und durch die wahre Freiheit, welche darin beſteht, niemanden, als den Geſezen, zu gehorchen, regierte Volk, waren damals noch nichts von dem, was ſie heut zu Tage ſind.

Sie waren dem Joche der Römer blos entgangen, um unter das Joch der Sachſen zu geraten, welche, nachdem ſie England um das ſechste Jahrhundert erobert hatten, im achten Jahrhundert von Karl'n dem Groſſen in ihrem eignen Geburtslande unterjocht wurden. 828.
Dieſe Uſurpatoren theilten England in ſieben kleine elende Gaue ein, welche Königreiche ge-

nannt wurden. Dieſe ſieben Provinzen waren endlich unter dem König Egbert, Sächſiſchen Stammes, vereinigt worden, als die Normänner kamen, und England, ſo wie Frankreich, verheerten. Man behauptet, daß ſie im Jahre 852 mit dreihundert Segeln die Themſe hinauffuhren. Die Engländer wehrten ſich faſt eben ſo ſchlecht, als die Franken. Sie bezalten, ſo wie jene, ihre Ueberwinder.

Ein König, Namens Ethelbert, folgte dem unſeligen Beiſpiele Karl's des Kahlen. Er gab Geld; und der nemliche Fehler zog die nemliche Züchtigung nach ſich. Die Seeräuber bedienten ſich dieſes Geldes, um das Land deſto beſſer zu unterjochen. Sie eroberten die Hälfte von England. Die Engländer, welche von Natur tapfer, und durch ihre Lage geſchüzt waren, mußten durchaus weſentliche Fehler in ihrer Regierungsform haben, weil ſie immer von Völkern unterjocht wurden, welche nicht ungeſtraft bei ihnen hätten landen ſollen. Was man von den abſcheulichen Verheerungen erzält, welche dieſe Inſel verwüſteten, übertrift noch dasjenige, was wir bisher von Frankreich geſagt haben. Es giebt Zeiten, wo der ganze Erdboden

ein Schauplaz des Blutvergieſſens iſt, und dieſe Zeiten ſind nur gar zu häufig.

Der Leſer ſchöpft endlich wieder ein wenig Athem, wenn er mitten unter dieſen Abſcheulichkeiten irgend einen groſſen Mann aufſtehn ſieht, der ſein Vaterland aus der Knechtſchaft reiſſt, und es, wie ein guter König, beherrſcht.

Ich weis nicht, ob je auf Erden ein Mann gelebt hat, der der Ehrfurcht der Nachwelt würdiger wäre, als Alfred der Groſſe, wenn nemlich alles wahr iſt, was man von ihm erzält.

Er folgte ſeinem Bruder Ethelred dem I. welcher ihm nur ein ſehr angefochtnes Recht auf England hinterlies. Dieſes war mehr, als je, in kleine unabhängige Staaten zertheilt, wovon mehrere in den Händen der Dänen waren. Neue Seeräuber kamen noch alle Jahre, und machten den erſten unrechtmäſſigen Beſizern die wenige Beute ſtreitig, welche noch etwa übrig ſein konnte.

Alfred, der nichts hatte, als eine weſtliche Provinz, ward gleich anfänglich in einer förmlichen Schlacht von dieſen Barbaren geſchlagen, und von jederman verlaſſen. Er flüchtete nicht nach Rom in das Engliſche Kollegium, wie ſein Oheim Butred, der König über eine kleine

Provinz geworden, und von den Dänen verjagt war; ſondern, ſo allein und hülflos, wie er war, wollt' er ſterben, oder ſein Vaterland rächen. Er verbarg ſich ſechs Monate bei einem Schäfer in einer mit Moraſt umgebnen Hütte. Der einzige Graf von Devon, der noch ein ſchwaches Schlos vertheidigte, wuſſte um ſein Geheimnis.

Nachdem dieſer Graf Truppen zuſammengebracht, und einige Vortheile erfochten hatte, wagte es Alfred, ſich im Schäferkittel in das Lager der Dänen zu begeben, und daſelbſt die Harfe zu ſpielen. Da er auf dieſe Art mit ſeinen Augen die Lage und die Fehler des Lagers ſahe, und von einem Feſte Nachricht bekam, welches von den Barbaren gefeiert werden ſollte, eilt er zum Grafen von Devon der ſeine Truppen zur Hand hatte, kommt mit einem kleinen, aber entſchloſſnen Haufen gegen die Dänen zurük, überrumpelt ſie, und trägt einen vollſtändigen Sieg davon. Unter den Dänen herrſchte damals groſſe Uneinigkeit. Alfred war eben ſo geſchikt zum Unterhandeln, als zum Schlagen, und ſonderbar genug, die Engländer und die Dänen erkannten ihn einmütig für ihren König. Es war nichts weiter mehr zu bezwin-

gen, als die Stadt London. Er nam ſie ein, befeſtigte und verſchönerte ſie, rüſtete Flotten aus, hielt die Dänen in England im Zaum, verwehrte den übrigen das Landen, und machte ſich, während eines zwölfjährigen friedlichen Beſizes, ein eignes Geſchäſt daraus, ſein Vaterland zu verfeinern.

Seine Geſeze waren gelinde, wurden aber auf das ſtrengſte gehandhabt. Er ſtiftete die Gerichte der Geſchwornen, theilte England in Shiren, oder Grafſchaften, und munterte zuerſt ſeine Unterthanen zum Handel auf. Unternemenden und klugen Leuten borgte er Schiffe und Geld. Dieſe gingen nach Alexandrien, und von da über die Erdenge bei Suez zum Handel in das Perſiſche Meer. Er errichtete Milizen, ſezte verſchiedne Gerichtshöfe ein, und ſtiftete überall Ordnung, wovon der Friede eine Folge war.

Wer ſollte glauben, daß dieſer Alfred ſogar, in den Zeiten einer allgemeinen Unwiſſenheit, gewagt habe, ein Schif auszuſchikken, um im Norden von Europa und Aſien die Entdekkung einer Durchfahrt nach Indien zu verſuchen? Man hat eine Beſchreibung dieſer Reiſe in Angelſächſiſcher Sprache, welche zu Kopenhagen,

auf Bitte des Grafen von Plelo, Geſand-
ten Ludwig's des XV, in die Lateiniſche
Sprache überſezt worden. Alfred iſt der erſte
Urheber jener dreiſten Verſuche, welche die En-
gländer, Holländer und Ruſſen in unſern Ta-
gen gemacht haben. Man ſieht daraus, wie
ſehr dieſer Fürſt über ſein Zeltalter erhaben war.

Es giebt keinen wahrhaft groſſen Mann,
der nicht mit geſundem richtigen Verſtande be-
gabt wäre. Alfred legte den Grund zu der
hohen Schule zu Orford. Er lies Bücher
von Rom kommen. Das ganz barbariſche En-
gland hatte faſt gar keine. Er beklagte ſich,
daß damals faſt kein einziger Engliſcher Predi-
ger Lateiniſch verſtand. Ihm war es geläufig.
Er war ſogar, nach damaligen Zeiten, ein ziem-
lich guter Feldmeſſer. In der Geſchichte war
er erfahren, und man ſagt auch, daß er Angel-
ſächſiſche Verſe machte. Die Stunden, welche
er nicht auf Staatsgeſchäfte verwandte, widme-
te er dem Studieren. Weiſe Sparſamkeit ſez-
te ihn in den Stand, freigebig zu ſein. Man
findet, daß er verſchiedne Kirchen wieder baute,
aber kein einziges Kloſter. Er glaubte ohne
Zweifel, daß er in einem verwüſteten Staate,
der wieder bevölkert werden muſſte, ſeinem Va-

terlande einen ſchlechten Dienſt leiſten würde, wenn er jene zahlloſen Familien ohne Vater und ohne Kinder zu ſehr begünſtigte, welche ſich auf Koſten der Nation vervielfältigen. Dafür ward er auch nicht unter die Heiligen geſezt; aber die Geſchichte, welche ihm übrigens weder Fehler noch Schwachheiten vorwirft, ſezt ihn in die erſte Reihe der Helden, die dem menſchlichen Geſchlechte nüzlich waren, welches ohne dieſe auſſerordentliche Männer immer den wilden Thieren ähnlich geblieben wäre.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Von Spanien und den Mauriſchen Muſulmanen im achten und neunten Jahrhunderte.

Wir haben nun ſehr unglükliche und ſehr ſchlecht regierte Staaten betrachtet, aber Spanien, deſſen Schilderung wir nun entwerfen müſſen, war lange Zeit in einen noch bedauernswürdigern Zuſtand verſunken. Die Barbaren, von welchen Europa im Anfange des fünften Jahrhunderts überſchwemmt ward, verwüſteten Spanien, wie die andern Länder. Wie ging es zu, daß Spanien, welches ſich gegen

die Römer ſo gut gewehrt hatte, mit Einemmal den Barbaren unterlag? Weil es von Patrioten bewohnt war, als die Römer es angriffen; unter dem Römiſchen Joche aber nur Sklaven aufzuweiſen hatte, welche von weichlich gewordnen Herren übel behandelt wurden. Es ward alſo plözlich ein Raub der Sueven, der Alanen und der Vandalen. Auf die Vandalen folgten die Weſtgothen, welche anfingen, ſich in Aquitanien und Catalonien niederzulaſſen, unterdeſſen, daß die Oſtgothen den Siz des Römiſchen Reichs in Italien zerſtörten. Dieſe Oſt- und Weſtgothen waren bekanntermaaſſen Chriſten, nicht von der Römiſchen Kommunion, auch nicht von der Kommunion der damals regierenden Morgenländiſchen Kaiſer, ſondern von der lange Zeit von der Griechiſchen Kirche angenommnen Kummunion, welche an Chriſtus glaubte, ohne denſelben Gott gleich zu ſezen. Die Spanier hingegen waren dem Römiſchen Gottesdienſte zugethan. Die Sieger hatten alſo eine andre Religion, als die Beſiegten, und dies machte die Sklaverei noch härter.

Die Kirchſpiele waren unter Arianiſche und Athanaſianiſche Biſchöfe getheilt, wie in Italien, und dieſe Trennung vermehrte noch das alt-

gemeine Elend. Die Weſtgothiſchen Könige wollten in Spanien thun, was, wie wir geſehn haben, der Longobardiſche König Lothar in Italien that, und was Konſtantin, bei ſeiner Gelangung auf den Kaiſerlichen Thron, gethan hatte, die durch Lehrſäze getrennte Völker durch Gewiſſensfreiheit vereinigen.

Der Weſtgothiſche König Leuvigild wollte diejenigen, welche an die Conſubſtantialität glaubten, mit denen vereinigen, welche nicht daran glaubten. Sein Sohn Herminigild empörte ſich wider ihn. Es gab damals auch noch einen kleinen Sueviſchen König, der Galicien, und einige benachbarte Feſtungen beſas. Mit dieſem Sueven verband ſich der rebelliſche Sohn, und führte lange Zeit Krieg mit ſeinem Vater. Zulezt, da er ſich durchaus nicht unterwerfen wollte, ward er geſchlagen, in Cordova gefangen, und von einem königlichen Offizier getödtet. Die Römiſche Kirche hat ihn zum Heiligen gemacht, und dabei auf nichts, als auf die Römiſche Religion Rükſicht genommen, welche zum Vorwande ſeines Aufruhrs diente.

Dieſe merkwürdige Geſchichte begab ſich im Jahr 582, und ich erzähle ſie blos als einen

Beweis von dem traurigen Zuſtand, zu welchem Spanien heruntergebracht war.

Dieſes Weſtgothiſche Reich war nicht erblich. Die Biſchöfe, welche in Spanien anfänglich in eben dem Anſehn ſtanden, welches ſie ſich in Frankreich, zu den Zeiten der Karlovinger, zu verſchaffen wuſſten, machten, nebſt den vornemſten Herren, die Könige und ſezten ſie wieder ab. Dies war eine neue Quelle beſtändiger Unruhen. Sie wählten, zum Beiſpiel, den Baſtard Liuva ſeinen rechtmäſſigen Brüdern zum Troz; und als dieſer Liuva von einem Gothiſchen Hauptmann, Namens Witterich, gemeuchelmordet war, wählten ſie dieſen Witterich ohne Schwierigkeit.

Einer ihrer beſten Könige, Namens Vamba, von dem wir ſchon geſprochen haben, muſſte, als er krank geworden war, einen Sak anziehn, und ſich der öffentlichen Kirchenbuſſe unterwerfen, welche ihn angeblich heilen ſollte. Er ward wirklich wieder geſund; man erklärte ihm aber, daß er, als ein der Kirchenbuſſe Unterworfner nicht fähig wäre, die Regierungsgeſchäfte zu beſorgen, und ſperrte ihn ſieben Tage in ein Kloſter ein. Auf dieſes Beiſpiel berief man ſich in

Frankreich bei der Abſezung Ludwig's des Schwachen.

So lieſſen ſich die erſten Gothiſchen Erobrer, welche Spanien unterjochten, nicht behandeln. Sie ſtifteten ein Reich, welches ſich von der Provence und von Languedok bis nach Ceuta und Tanger in Afrika erſtrekte. Aber dies Reich ging bald zu Grunde, weil es übel regiert ward. Es gab ſo viel Empörungen in Spanien, daß der König Vitiza zulezt einen Theil ſeiner Unterthanen entwafnete, und die Mauern verſchiedner Städte niederreiſſen lies. Durch dieſes Betragen erzwang er freilich Gehorſam, beraubte ſich aber ſelber einer Unterſtüzung und der Zufluchtsörter. Um die Kleriſei auf ſeine Seite zu bringen, gab er in einer Verſammlung der Nation ein Edikt, wodurch den Biſchöfen und Prieſtern erlaubt ward, ſich zu verheuraten.

Roderich, deſſen Vater er gemeuchelmordet hatte, richtete ihn meuchlings hin, und war noch ſchlimmer, als er. Man braucht die Urſach von der Ueberlegenheit der Muſulmanen in Spanien nicht weiter zu ſuchen. Ich weis nicht, ob es ſo ganz richtig iſt, daß Roderich die unglüklicherweiſe berühmte Tochter des Gra-

ſen Julian's Florinde, genannt *la Cava*, oder die Boshafte, genotzüchtigt, und dieſer Graf, um ihre Ehre zu rächen, die Mauren hereingerufen habe. Vielleicht iſt dieſe Geſchichte der *la Cava* zum Theil eine Nachahmung der Geſchichte der Lukretia, und weder die eine noch die andre ſcheint auf recht glaubwürdigen Gründen zu beruhen. Um die Afrikaner herbeizurufen, bedurfte man, meines Erachtens, des Vorwandes einer Notzüchtigung nicht, die gemeiniglich eben ſo ſchwer zu beweiſen, als zu begehen iſt.

Schon unter dem Könige Vamba hatte der Graf Herwich, der nachher König ward, eine Mauriſche Armee kommen laſſen. Opas, der Erzbiſchof von Sevilla, welcher das vornemſte Werkzeug der groſſen Staatsveränderung war, hatte ein angelegners Intereſſe zu behaupten, als die Erſtlinge einer Jungfrau. Dieſer Biſchof war der Sohn des von dem Kronenräuber Roderich vom Thron geſtoſſnen und gemeuchelmordeten Kronenräubers Vitiza, und ſein Ehrgeiz machte, daß er die Mauren zum zweitenmale kommen lies. Der Graf Julian glaubte, als Eidam des Vitiza, in dieſer Verwandſchaft Gründe genug zu finden, ſich gegen den

Tyrannen aufzulehnen. Ein andrer Biſchof, Namens Torizo, tritt der Verſchwörung des Grafen und des Biſchofs Opas bei. Iſt es wohl glaublich, daß ſich zwei Biſchöfe ſo mit den Feinden des Chriſtlichen Namens würden verbunden haben, wenn blos von einem Mädchen die Rede geweſen wäre?

Dem ſei, wie ihm wolle, die Muhammedaner waren, wie ſie auch noch ſind, Herren jenes ganzen Theils von Afrika, welcher im Beſiz der Römer geweſen war. Sie hatten eben daſelbſt den erſten Grund zu der Stadt Marokko, unweit des Berges Atlas, gelegt. Der Kalife Valid Almanzor, Beſizer dieſes ſchönen Theils der Erde, reſidirte zu Damasko in Syrien. Sein Vicekönig Muzza, welcher in Afrika regierte, lies durch einen ſeiner Hauptleute ganz Spanien erobern. Er ſchikte ſeinen General Tarif dahin ab, welcher im Jahr 714 die berühmte Schlacht in den Ebnen bei Xeres gewann, in welcher Roderich das Leben verlor. Man behauptet, daß die Sarazenen dem Grafen Julian nicht Wort hielten, vermutlich, weil ſie ihm nicht trauten. Der Erzbiſchof Opas war beſſer mit ihnen zufrieden. Er leiſtete den Muhammedanern den Eid der Treue, und behielt unter dem

ſelben viel Gewalt über die Chriſtlichen Kirchen, welche von den Ueberwindern geduldet wurden.

Der König Roderich ward ſo wenig bedauert, daß ſeine Wittwe Egilone ſich öffentlich mit dem jungen Abdalis, dem Sohn des Erobrers Muzza, vermälte, deſſen Waffen ihrem Manne das Leben, ihrem Lande und ihrer Religion aber die Freiheit genommen hatten.

Die Ueberwinder machten von dem Glük ihrer Waffen keinen Misbrauch. Sie lieſſen den Ueberwundnen ihre Güter, ihre Geſeze, ihren Gottesdienſt, und begnügten ſich mit einem Tribut, und mit der Ehre der Oberherrſchaft. Nicht allein die Wittwe des Königs Roderich heuratete den jungen Abdalis, ſondern das Blut der Mauren und der Spanier vermiſchte ſich auch häufig. Die in der Folge an ihrer Religion ſo ängſtlich haftenden Spanier verlieſſen ſie damals in ziemlich groſſer Anzal, um ſich den Namen Moſaraber zu erwerben, welcher, wie man ſagt, ſo viel heiſſen ſollte, als Halb-Araber, anſtatt des Namens der Weſtgothen, den ſonſt ihr Königreich führte. Dieſer Name Moſaraber war nicht ſchimpflich, weil unter allen Erobrern der Erde die Araber die ſanfte-

ſten

ſten waren, und neue Wiſſenſchaften und Künſte nach Spanien brachten.

Spanien war in einer Zeit von vierzehn Monaten der Botmäſſigkeit der Kalifen unterworfen worden, bis auf die Hölen und Felſen von Aſturien. Der Gothe **Pelagius Teudomer**, ein Verwandter des lezten Königs **Roderich**, verſtekte ſich in dieſen Schlupfwinkeln, und behielt daſelbſt ſeine Freiheit. Ich weis nicht, wie man dieſem Prinzen hat den Namen eines Königs beilegen können, der deſſelben vielleicht würdig war, deſſen ganze Königswürde ſich aber darauf einſchränkte, kein Gefangner zu ſein.

Die Spaniſchen Geſchichtſchreiber, und ihre Nachbeter, laſſen ihn groſſe Siege erfechten, erdichten Wunder zu ſeinem Beſten, errichten ihm einem Hofſtaat, und geben ihm ſeinen Sohn **Favilla**, und ſeinen Eidam **Alphons** zu ruhigen Nachfolgern in dieſem angeblichen Königreiche. Aber würden wohl, ſelbſt in jenen Zeiten, die Muhammedaner, welche unter **Abderama** im Jahre 734 halb Frankreich unterjochten, dieſes Königreich von Aſturien hinter den Pyrenäiſchen Gebürgen haben fortdauern laſſen? Es war immer ſchon genug für die Chriſten,

in dieſe Berge flüchten zu können, daſelbſt von ihren Streifereien zu leben, und den Muhammedanern Tribut zu bezalen.

Nur erſt um das Jahr 759 fingen die Chriſten an, ihren Ueberwindern, welche durch die Siege **Karl Martell's**, und durch eigne Mishelligkeiten, geſchwächt waren, die Spize zu bieten. Da ſie aber noch uneiniger untereinander waren, als die Muhammedaner, ſo fielen ſie ſelbſt bald wieder unter das Joch zurük.

783. Mauregat, dem die Geſchichtſchreiber den Titel eines Königs beizulegen beliebt haben, hatte die Erlaubnis, gegen Leiſtung des Huldigungseides, und Erlegung eines Tributs, über Aſturien und etliche benachbarte Ländereien zu befelen. Er machte ſich beſonders anheiſchig, für Abderama's Serrail alle Jahre hundert ſchöne Mädchen zu liefern. Es war lange Zeit Gebrauch bei den Arabern, ſolche Tribute zu fordern, und noch heut zu Tage bringen die Karawanen, bei den Geſchenken, welche ſie den Arabern in den Wüſten machen, immer noch mannbare Mädchen dar.

Man giebt dieſem **Mauregat** einen Kapellan, Namens Veramon, zum Nachfolger. Dieſer war das Haupt unſrer Bergflüchtlinge,

der eben ſo huldigen, und eben die Anzal von Mädchen, und zwar oft genug, liefern muſſte. Heiſſt das ein Königreich, und ſind das Könige?

Nach dem Tode dieſes Abderama wollten die Emire der Spaniſchen Provinzen unabhängig ſein. Man hat in dem Kapitel von Karl'n dem Groſſen geſehn, daß einer derſelben, Namens Ibna, unbeſonnen genug war, dieſen Erobrer zu Hülfe zu rufen. Wäre damals ein wirkliches chriſtliches Königreich in Spanien vorhanden geweſen, würde Karl nicht dieſes Königreich lieber mit ſeinen Waffen beſchüzt, als ſich mit den Muhammedanern vereinigt haben? Er nam dieſen Emir in Schuz, und lies ſich von den Ländereien zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäiſchen Gebürgen huldigen, welche die Muſulmanen in Beſiz behielten. Man findet, daß der Maur Abutar im Jahr 794 Ludwig dem Gutmütigen huldigte, welcher, mit dem Titel eines Königs, Aquitanien unter ſeinem Vater beherrſchte.

Einige Zeit nachher vermehrten ſich die Uneinigkeiten unter den Spaniſchen Mauren. Dies benuzten die Räte Ludwig's des Gutmütigen. Seine Truppen belagerten Barcellona zwei Jahre lang, und im Jahr 796 zog Ludwig triumphirend in die Stadt ein. Dies war der

Anfang zum Verfall der Mauren. Dieſe Sieger wurden nun nicht mehr von den Afrikanern und von den Kalifen unterſtüzt, deren Joch ſie abgeſchüttelt hatten. Abderama's Nachfolger, die den Siz ihrer Regierung zu Cordova aufgeſchlagen hatten, konnten die Stathalter der übrigen Provinzen nicht recht im Gehorſam erhalten.

Bei dieſen günſtigen Umſtänden begann Alphons, vom Geſchlechte des Pelagius, die nach Aſturien geflüchteten Spaniſchen Chriſten in Anſehn zu bringen. Er verſagte den gewöhnlichen Tribut ſeinen Oberherren, weil er ſie bekriegen konnte, und ſahe ſich im Anfange des neunten Jahrhunderts, nach einigen Siegen, im ruhigen Beſiz von Aſturien und Leon.

Von ihm mus man anfangen, die neuen chriſtlichen Könige in Spanien zu zälen. Dieſer Alphons war liſtig und grauſam. Man nennt ihn den Keuſchen, weil er der erſte war, der ſich weigerte, den Mauren die hundert Mädchen zu geben. Man ſollte bedenken, daß er den Krieg nicht zur Vertheidigung der Keuſchheit dieſer Mädchen führte, ſondern daß er die Lieferung dieſer hundert Mädchen verweigerte, weil er ſich der Oberherr-

ſchaft der Mauren entziehn, und ihnen überhaupt keinen Tribut mehr geben wollte.

Die glüklichen Fortſchritte, welche Alphons, manches Queerſtrichs ungeachtet, machte, reizten die Chriſten in Navarra an, ſich einen König zu wählen. Die Arragonier ergriffen die Waffen unter einem Grafen. Alſo hatten, gegen das Ende **Ludwig's des Gutmütigen**, weder die Mauren, noch die Franzoſen, das geringſte mehr in dieſen unfruchtbaren Gegenden, ſondern der Ueberreſt von Spanien gehorchte Muhammedaniſchen Königen. Damals kamen die Normänner, und verheerten die Spaniſchen Küſten; als ſie aber zurükgeſchlagen wurden, kamen ſie zurük, um Frankreich und England zu plündern.

Man mus ſich nicht darüber wundern, daß die Spanier in Aſturien, Leon und Arragonien damals Barbaren waren. Der Krieg, welcher auf ihre Knechtſchaft gefolgt war, konnte ſie nicht verfeinert haben. Sie ſtekten in ſo tiefer Unwiſſenheit, daß ein König von Leon und Aſturien Alphons mit dem Zunamen der Groſſe die Erziehung ſeines Sohnes Muhammedaniſchen Lehrern anvertrauen muſſte.

Ich erſtaune ohn' Unterlaß, wenn ich ſehe, welche Titel die Geſchichtſchreiber an die Köni-

ge verſchwenden. Dieſer Alphons, den ſie den Groſſen nennen, lies ſeinen vier Brüdern die Augen ausſtechen. Sein Leben iſt ein Gewebe von Graüſamkeiten und Falſchheit. Das Ende war, daß ſeine Unterthanen ſich wider ihn empörten, und daß er ſein kleines Königreich im Jahre 910 an ſeinen Sohn Dom Garvias abtreten muſſte.

Dieſer Titel Dom war zuſammengezogen von *Dominus*; ein Titel, der dem Kaiſer Auguſt zu ehrgeizig vorkam, weil er einen Herrn bedeutete, und den man nachher den Benediktinern und den Spaniſchen Groſſen, und endlich auch den Königen des Landes beilegte. Die Lehnsherren fingen damals an, den Titel *richhommes*, *ricos hombres*, reiche Leute, anzunehmen; reich bedeutete einen Landbeſizer; denn damals gab es unter den Spaniſchen Chriſten keine andre Reichthümer. Grandezza oder Hoheit war noch unbekannt. Der Titel Grand war erſt dreihundert Jahre nachher im Gebrauch, unter Alphons dem Klugen, dem Zehnten dieſes Namens, welcher zu der Zeit, als Spanien anfing, blühend zu werden, König von Kaſtilien war.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Macht der Muſulmanen in Aſien und Europa im achten und neunten Jahrhundert. Italien wird von ihnen angegriffen. Grosmütiges Betragen des Pabſtes Leo des IV.

Als die Muhammedaner den an Frankreich gränzenden Theil von Spanien verloren hatten, breiteten ſie ſich überall in andern Gegenden aus. Wenn ich ihre Religion betrachte, ſo find' ich, daß dieſelbe durch ganz Indien, und auf den öſtlichen Küſten von Afrika, wo ſie Handel trieben, angenommen worden. Betracht' ich ferner ihre Erobrungen, ſo legt gleich Anfangs der Kalife Harun Alraſchid, oder der Kluge, der Kaiſerin Irene einen jährlichen Tribut von ſiebzigtauſend Goldthalern auf. Als ſich hernach der Kaiſer Nicephorus weigert, den Tribut zu erlegen, nimmt Harun die Inſel Cypern weg, und verheert Griechenland. Almamon, ſein Enkel, ein Prinz, der ſich übrigens durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und durch eigne Kenntniſſe vortheilhaft auszeichnet, bemächtigt ſich durch ſeine Hauptleute im Jahre 826 der Inſel Kreta. Die Muſulmanen er-

bauten daſelbſt Kandia, welches ſie in unſern Tagen wieder erobert haben.

Die nemlichen Afrikaner, welche Spanien unterjocht und Einfälle in Sicilien gethan hatten, kommen im Jahre 828 wieder, und verheeren dieſe fruchtbare Inſel, auf Anſtiften eines Sicilianers, Namens Euphemius, welcher, nach dem Beiſpiel ſeines Kaiſers Michael's, eine Nonne heuratete, und weil er von den Geſezen verfolgt ward, die der Kaiſer zu ſeinem Vortheil erklärt hatte, ungefähr eben das in Sicilien that, was der Graf Julian in Spanien gethan hatte.

Weder die Griechiſchen noch die Abendländiſchen Kaiſer, konnten damals die Muſulmanen aus Sicilien vertreiben, ſo ſchlecht war es mit der Regierung in Oſten und Weſten beſtellt. Dieſe Erobrer konnten ſich zu Herren von Italien machen, wenn ſie einig geweſen wären; aber ihre Fehler retteten Rom, wie es ehmals ſchon durch die Fehler der Karthager war gerettet worden. Sie laufen im Jahre 846 mit einer zalreichen Flotte von Sicilien aus, landen in der Mündung der Tiber, und rükken, weil ſie nichts, als ein beinahe wüſtes Land vorfinden, grade vor Rom, um es zu belagern.

Sie namen die Vorſtädte weg, und nachdem ſie die reiche Kirche des heiligen Petrus geplündert hatten, die damals auſſerhalb den Thoren lag, hoben ſie die Belagerung auf, um einer Armee Franzoſen, welche unter einem General des Kaiſers Lothar Rom zu Hülfe kam, eine Schlacht zu liefern. Die Franzöſiſche Armee ward geſchlagen, aber die Stadt, welche ſich nun mit friſchen Lebensmitteln verſorgt hatte, ward nicht eingenommen, und dieſe Expedition, welche eine Eroberung ſein ſollte, ward, durch ihre Uneinigkeit, eine bloſſe Streiferei von Barbaren.

Bald darauf kamen ſie mit einem furchtbaren Heere wieder, welches das Anſehn hatte, als würde es Italien aufreiben, und die Hauptſtadt der Chriſtenheit in einen Muhammedaniſchen Flekken verwandeln. Der Pabſt Leo der IV. ergrif in dieſer Gefahr die Oberherrſchaft, welche die Generale des Kaiſers Lothar zu vernächläſſigen ſchienen, und zeigte ſich, durch Rom's Vertheidigung, würdig, es unumſchränkt zu beherrſchen. Er hatte die Reichthümer der Kirche angewendet, die Mauern auszubeſſern, Thürme aufzuführen, und die Tiber mit Ketten zu verſperren. Er bewafnete die Miliz auf

ſeine Koſten, brachte die Einwohner von Neapel und Gaeta dahin, daß ſie die Küſten und den Hafen von Oſtia deckten, und brauchte die weiſe Vorſicht, ſich von ihnen Geiſſeln geben zu laſſen, weil er wohl wuſſte, daß es denjenigen, welche mächtig genug ſind, uns beizuſtehn, auch nie an Macht fehlt, uns zu ſchaden. Er beſichtigte ſelbſt alle Poſten und empfing die Sarazenen bei ihrer Landung nicht in kriegriſchem Aufzug, wie der Biſchof Goslin von Paris, bei einer noch dringendern Gelegenheit, gethan hatte, ſondern wie ein Prieſter, der ein chriſtliches Volk ermahnte, und wie ein König, der für die Sicherheit ſeiner Unterthanen wachte. Er war ein geborner Römer. Die Tapferkeit der älteſten Zeiten der Republik lebte in dieſen feigherzigen und verderbten Zeiten in ihm wieder auf, wie man zuweilen ein ſchönes Denkmal des alten Roms unter den Trümmern des neuen wieder findet.

Sein Mut und ſeine Sorgfalt fanden Unterſtüzung. Man empfing die Sarazenen bei ihrer Landung auf das tapferſte, und als der Sturm die Hälfte ihrer Schiffe zerſtreut hatte, ward ein Theil dieſer, dem Schifbruch entgangnen, Eroberer in Ketten geſchlagen. Der Pabſt

machte ſeinen Sieg dadurch nützlich, daß er zu den Befeſtigungen und Verſchönerungen Roms eben die Hände gebrauchte, welcher zur Zerſtörung derſelben beſtimmt geweſen waren. Die Muhamedaner blieben unterdeſſen im Beſitz des Landes zwiſchen Capua und Gaeta, jedoch mehr wie einer Kolonie unabhängiger Korſaren, als wie ausgebildete Eroberer.

Ich finde alſo im neunten Jahrhunderte die Muſulmanen gleich furchtbar für Rom und Konſtantinopel, und Herren von Perſien, Syrien und Arabien, auch aller Afrikaniſchen Küſten bis an den Berg Atlas, und dreier Viertheile von Spanien. Aber dieſe Eroberer bildeten keinen Nationalkörper, wie die Römer, welche ſich faſt eben ſo weit ausbreiteten, als ſie, aber doch nur ein einziges Volk ausmachten.

Unter dem berühmten Kalifen **Almamon**, um das Jahr 815, kurz nach **Karl's** des **Groſ**ſen Tode, war Aegypten unabhängig, und Gros-Cairo die Reſidenz eines andern Kalifen. Der Fürſt des Tangitaniſchen Mauritaniens war, unter dem Titel eines Miramolin, unumſchränkter Beherrſcher des Kaiſerthums Marokko. Nubien und Lybien ſtanden unter einem andern Kalifen. Die Abderamen,

welche das Königreich Cordova geſtiftet hatten; konnten andern Muhamedanern nicht verwehren, das Königreich Toledo zu ſtiften. Alle dieſe neue Herrſchaften verehrten in dem Kalifen den Nachfolger ihres Propheten.

So wie die Chriſten haufenweiſe nach Rom wallfahrteten, ſo wanderten die Muhamedaner aus allen Theilen der Welt, als Pilger, nach Mekka, welches von einem Sherif regiert ward, den der Kaliſe ernannte. Dieſe Wallfahrten waren es hauptſächlich, welche den Kaliſen, der über Mekka herrſchte, allen Fürſten ſeines Glaubens ehrwürdig machten. Aber dieſe Fürſten, die zwiſchen der Religion und ihrem perſönlichen Intereſſe einen Unterſchied machten, ſogen den Kaliſen aus, indem ſie ihm ihre Verehrung bezeigten.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Von dem Konſtantinopoliſchen Kaiſerthum im achten und neunten Jahrhunderte.

Unterdeſſen, daß das Kaiſerreich Karl's des Groſſen zerſtükt ward, und die Ueberſchwemmungen der Sarazenen und Normänner den

Occident verwüſteten, dauerte das Konſtantinopoliſche Kaiſerthum fort, wie ein groſſer Baum, der noch friſch, aber ſchon alt iſt, der ſchon einige Wurzeln eingebüſſt hat, und von allen Seiten umſtürmt wird. Dieſes Reich hatte keine Beſizungen mehr im Afrika; Syrien und ein Theil von Kleinaſien waren ihm entriſſen. Gegen Oſten des ſchwarzen Meeres vertheidigte es ſeine Gränzen gegen die Muſulmanen, und hätte ſich, da es bald beſiegt, bald Sieger, war, durch dieſe beſtändige kriegriſche Uebungen wenigſtens gegen dieſelben befeſtigen können. Aber von der Seite der Donau, und gegen die weſtliche Küſte des ſchwarzen Meeres, ward es von andern Feinden verheert. Eine Scythiſche Nation, die Abaren, oder Avaren, und die Bulgaren, gleichfalls Scythiſchen Urſprungs, von denen die Bulgarei den Namen hat, verwüſteten alle die ſchönen Gegenden von Romanien, wo Hadrian und Trajan ſo ſchöne Städte gebaut, und die herrlichen Landſtraſſen angelegt hatten, wovon nur noch einige Fahrdämme übrig ſind.

Die Abaren beſonders, welche in Ungarn und Oeſterreich zerſtreut waren, fielen bald das Orientaliſche Reich an, und bald das Reich

Karl's des Groſſen. Alſo war der Erdboden von den Gränzen Perſiens bis an die Gränzen von Frankreich faſt ununterbrochnen Streifereien ausgeſezt.

Wenn die Gränzen des Griechiſchen Kaiſerthums immer geſchmälert und immer verheert wurden, ſo war die Hauptſtadt der Schauplaz groſſer Staatsveränderungen und Miſſethaten. Eine Miſchung von der Argliſtigkeit der Griechen, und der Wildheit der Thracier machte den am Hofe herrſchenden Karakter aus; und was für Schauſpiele bietet uns Konſtantinopel dar? Mauriz und ſeine fünf Kinder ermordet; Phokas, zum Lohn für ſeine Mordthaten und Blutſchande, meuchelmörderiſch umgebracht; Konſtantin von der Kaiſerin Martine vergiftet, der man die Zunge aus dem Halſe reiſſt, unterdeſſen, daß ihrem Sohn Herakleonas die Naſe abgeſchnitten wird; Konſtans, der ſeinen Bruder würgen läſſt, und von ſeinen Bedienten im Bade ermordet wird; Konſtantin Pogonates, der ſeinen beiden Brüdern die Augen ausſtechen läſſt; Juſtinian der II., ſein Sohn, der im Begrif ſteht, in Konſtantinopel dasjenige zu thun, was Theodos zu Theſſalonich gethan hatte,

und von dem Leontius dabei ertappt, verſtümmelt und in Ketten geſchlagen wird, da er eben die vornemſten Bürger wollte niedermachen laſſen; Leontius bald nachher eben ſo behandelt, wie er Juſtinian den II. behandelt hatte; eben dieſer Juſtinian, der wieder auf den Thron gelangt, und auf öffentlichem Markplaz das Blut ſeiner Widerſacher vor ſeinen Augen vergieſſen läſſt, am Ende aber ſelbſt von Henkers Händen ſtirbt; Philipp Bardanes, vom Thron geſtoſſen, und verurtheilt, ſeine Augen zu verlieren; Leo der Iſaurier, und Konſtantin Copronimus, die zwar auf ihrem Bette ſterben, aber nach einer mördriſchen Regierung, die für den Fürſten eben ſo unglüklich iſt, als für ſeine Unterthanen; die Kaiſerin Irene, das erſte Weib, die den Thron der Cäſarn betritt, und ihren Sohn würgen läſſt, um zu regieren; Nicephorus, ihr Nachfolger, gehaſſt von ſeinen Unterthanen, gefangen von den Bulgaren, enthauptet und von den Raben gefreſſen, unterdeſſen, daß ſein Hirnſchädel ſeinem Sieger zur Trinkſchale dient; Michael Curopalatus endlich, der Zeitgenoſſe Karl's des Groſſen, in ein Kloſter eingeſperrt, wo er zwar minder grauſam, aber

ungleich ſchimpflicher, ſtirbt, als ſeine Vorgänger. So ſieht die Regierung dieſes Reichs durch drei Jahrhunderte aus. Welche Geſchichte verworfner Straſſenräuber, die auf öffentlichem Richtplaz den Lohn ihrer Miſſethaten empfangen, kann abſcheulicher und ekelhafter ſein?

Unterdeſſen müſſen wir doch noch weiter fortfahren, und ſehn, wie im neunten Jahrhunderte **Leo** der Armenier, ein tapfrer Kriegsmann, aber ein Widerſacher der Bilder, in der Meſſe gemeuchelmordet wird, indem er den Feſtgeſang anſtimmt; und wie ſeine Meuchelmörder, in der vollen Freude, e i n e n K e z e r e r ſ c h l a g e n z u h a b e n, einen Offizier aus dem Gefängnis ziehn, Namens **Michael der Stammler**, der vom Senat war zum Tode verurtheilt worden, und ſtatt deſſen in den Kaiſerlichen Purpurmantel gekleidet wird. Dies war der nemliche, der ſich in eine Nonne verliebte, und ſich vom Senat bitten lies, ſie zu heuraten, ohne daß ein einziger Biſchof ſich unterſtand, andrer Meinung zu ſein. Dieſes Faktum iſt um ſo merkwürdiger, da faſt zugleicher Zeit E u p h e m in Sicilien wegen einer ſolchen Heurat mit einem Kriminalprozes verfolgt, und kurze Zeit nachher zu Konſtantinopel

die

die ſehr rechtmäſſige Ehe des Kaiſers Leo's des Weltweiſen verworfen ward. Wo iſt denn das Land, in welchem zu damaliger Zeit Geſez' und Sitten galten? In unſerm Occidente gewis nicht!

Dieſer alte Bilderſtreit machte immer Unruhen im Reiche. Der Hof war der Bilderverehrung bald günſtig, bald zuwider, je nachdem er ſahe, wohin ſich die Meinung des groſſen Haufens lenkte. Michael der Stammler fing damit an, daß er die Bilder zur Verehrung einweihen, und endigte damit, daß er ſie abreiſſen lies.

Sein Nachfolger Theophil, welcher ungefähr zwölf Jahr, nemlich von 829 bis 842, regierte, erklärte ſich gegen den Bilderdienſt. Man hat von ihm geſchrieben, er glaubte keine Auferſtehung und keinen Teufel, und läugnete die Gottheit Jeſu Chriſti. Es iſt möglich, daß ein Kaiſer dieſe Meinungen hatte; mus man aber, ich will nicht einmal ſagen gegen Fürſten, ſondern nur gegen Privatperſonen, Feinden Glauben beimeſſen, welche Religion und Sitten der Menſchen verdächtig machen, die nicht ſo gedacht haben, wie ſie?

Dieſer Theophil, ein Sohn Michaels des Stammlers, war faſt der einzige Kaiſer, der ſeit zweihundert Jahren ſeinem Vater ohne Unruhen auf dem Throne nachgefolgt war. Unter ihm wurden die Bilderanbeter, mehr denn jemals, verfolgt. An dieſen langdauernden Verfolgungen erkennt man ohne Schwierigkeit, daß alle Bürger verſchieden dachten.

Es iſt merkwürdig, daß zwei Weiber den Bilderdienſt wieder hergeſtellt haben. Die eine iſt die Kaiſerin Irene, Wittwe Leo's des IV., und die andre die Kaiſerin Theodora, Wittwe des Kaiſers Theophil's.

Theodora, die, unter dem jungen Michael, ihrem Sohne, die Regierung des Orientaliſchen Kaiſerthums in Händen hatte, verfolgte nun ihrerſeits wieder die Bilderfeinde. Sie trieb ihren frommen Eifer, oder ihre Staatsklugheit, noch weiter. Es gab in Kleinaſien noch eine groſſe Anzahl Manichäer, welche in Ruh' und Frieden lebten, weil die Raſerei ihres Enthuſiasmus, der faſt immer nur bei angehenden Sekten ſtatt findet, ſchon vorüber war. Sie hatten ſich durch Handel bereichert. Es mochte nun auf ihre Meinungen, oder auf ihre Güter, gemünzt ſein, genug man gab ſtrenge

Edikte gegen ſie heraus, welche mit der gröſſten Grauſamkeit vollzogen wurden. Die Verfolgung gab dieſen Leuten ihren ganzen Fanatismus wieder. Tauſende derſelben wurden unter Martern hingerichtet. Der Ueberreſt gerieth in Verzweiflung, und empörte ſich. Mehr als vierzigtauſend gingen zu den Muſulmanen über; und dieſe 846.
Manichäer, die vorher ſo ruhig lebten, verwandelten ſich nun in unverſöhnliche Feinde, welche, mit den Sarazenen verbunden, Kleinaſien bis an die Thore der Kaiſerlichen Hauptſtadt verheerten. Die überdies von einer ſchreklichen Peſt im Jahr 842 entvölkerte Reſidenz war nun ein Gegenſtand des Mitleids geworden.

Die eigentliche Peſt iſt eine den Völkern von Afrika beſonders eigne Krankheit, wie die Kinderblattern. Aus dieſen Ländern wird ſie immer durch Kauffarteiſchiffe eingeſchleppt. Ohne die weiſen Gegenanſtalten in unſern Häfen würde ſie ſich über ganz Europa verbreiten, und wahrſcheinlicherweiſe geſchah es durch Nachläſſigkeit der Regierung, daß ſie ſich in die Kaiſerſtadt einſchlich.

Eben dieſe Nachläſſigkeit zog dem Reiche noch eine andre Plage zu. Die Ruſſen ſchiften ſich bei dem Hafen, der heut zu Tage Aſof heiſſt,

am ſchwarzen Meer hin und verheerten alle Küſten daſelbſt. Von der andern Seite drangen die Araber mit ihren Eroberungen, noch über Armenien hinaus, nach Kleinaſien. Endlich ward Michael der Jüngere, nach einer grauſamen und unglüklichen Regierung, vom Baſilius,
867. den er aus dem niedrigſten Stande hervorgezogen und den Thron mit ihm getheilt hatte, gemeuchelmordet.

Die Regierung des Baſilius war nicht viel glüklicher. In die Zeit ſeiner Regierung fällt die groſſe Spaltung, welche die Griechiſche Kirche von der Lateiniſchen trennte. Dieſer Meuchelmörder iſt es, den man für gerecht erklärte, als er den Patriarchen Photius abſezen lies.

Die Unglüksfälle des Reichs wurden nicht ſonderlich vergütigt unter dem Leo, dem man den Namen der Weltweiſe beilegte, nicht weil er ein Antonin, ein Mark-Aurel, ein Julian, ein Harun Alraſchid, oder ein Alfred, ſondern weil er gelehrt war. Er ſoll zuerſt den Türken, welche ſo lange nachher Konſtantinopel eroberten, einen Weg geöfnet haben.

Hatten die Türken, welche nachher die Sarazenen bekriegten, und, nach ihrer Vermiſchung mit denſelben, ihre Stüze und die Zerſtörer des Griechiſchen Kaiſerthums wurden, damals in dieſe der Donau benachbarte Gegenden ſchon Kolonieen geſchikt? Man hat keine recht zuverläſſige Geſchichte von dieſen Auswanderungen der Barbaren.

Es iſt nur gar zu glaublich, daß die Menſchen lange Zeit auf dieſe Weiſe gelebt haben. Kaum war ein Land ein wenig angebaut, ſo ward es von einer hungrigen Nation überfallen, die hernach wieder von einer andern verjagt ward. Waren die Gallier nicht in Italien eingefallen? Waren ſie nicht bis in Kleinaſien vorgedrungen? Haben ſich nicht zwanzig Völker der groſſen Tatarei neue Länder geſucht? Hatten die Schweizer nicht ihre Wohnörter angezündet, um ſich nach Languedoc zu verpflanzen, als Cäſar ſie zwang, zur Anbauung ihrer Felder zurükzukehren? Und was waren Pharamund und Chlodowich anders, als verpflanzte Barbaren, die auf keinen Cäſar geſtoſſen waren?

Ungeachtet ſo vieler Unglüksfälle, war Konſtantinopel noch lange Zeit die wohlhabendſte,

volkreichſte und in Künſten vorzüglichſte, Chriſtliche Stadt. Schon ihre Lage allein, vermöge welcher ſie über zwei Meere herrſcht, machte ſie notwendig zu einer Handelsſtadt. So entvölkernd auch die Peſt von 842 geweſen war, ſo war ſie doch nur eine vorübergehende Plage. Handelsſtädte und Reſidenzen bevölkern ſich immer wieder durch den Zufluß der Nachbarn. Die mechaniſchen und ſelbſt die ſchönen Künſte ſterben in einer Stadt nicht aus, wo reiche Leute wohnen.

Alle jene plözliche Revolutionen im Pallaſte, die Verbrechen ſo vieler Kaiſer, die ſich untereinander würgen, ſind Gewitterſtürme, welche die im Dunklen lebenden Leute nicht ſonderlich treffen, die ſich mit unbeneideten Gewerben beſchäftigen.

Die Reichthümer waren noch nicht erſchöpft. Man ſagt, daß Theodora, Michael's Mutter, als ſie wider Willen die Staatsverwaltung niederlegte, und von ihrem Sohn ungefähr ſo behandelt ward, wie in unſren Zeiten Maria von Medicis von Ludwig dem XIII, dem Kaiſer zeigte, daß hundertundneuntauſend Pfund Goldes und dreimalhunderttauſend Pfund Silbers im Schaze vorhanden waren.

Eine kluge Regierung konnte alſo die Macht des Reichs noch aufrecht erhalten. Es war geſchmälert, aber noch nicht gänzlich zerſtükt; es bekam oft andere Kaiſer, war aber immer unter demjenigen vereinigt, der den Thron beſas; war wohlhabender endlich, reicher an Hülfsquellen, und mächtiger, als das Teutſche Reich. Indeſſen iſt es nun nicht mehr vorhanden, und das Teutſche dauert noch immer fort.

Die entſezlichen Revolutionen, welche wir jezt beleuchtet haben, erwekken Abſcheu und Ekel. Indeſſen mus man geſtehn, daß ſeit Konſtantin, der den Beinamen der Groſſe führt, das Konſtantinopoliſche Reich faſt nie anders iſt regiert worden, und wenn man den Julian und zwei oder drei andre ausnimmt, welcher Kaiſer beſudelte nicht den Thron mit Abſcheulichkeiten und Verbrechen?

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Von Italien, den Päbſten, der Eheſcheidung des Königs Lothar von Lothringen, und den andern kirchlichen Angelegenheiten im achten und neunten Jahrhunderte.

Um nicht den Faden zu verlieren, der ſo viel Begebenheiten zuſammenknüpft, wollen wir uns

zurükerinnern, mit welcher Klugheit sich die Päbſte unter Pipin und Karl'n dem Groſſen betrugen, wie geſchikt ſie die Religionsſtreitigkeiten beilegten, und wie ein jeder von ihnen ganz in der Stille den Grund zur päbſtlichen Gröſſe legte.

Ihre Macht war ſchon ſehr gros, weil Gregor der IV. den Hafen von Oſtia wiederbaute, und Leo der IV. Rom auf ſeine Koſten befeſtigte. Aber alle Päbſte konnten nicht groſſe Männer ſein, ſo wenig, als die jedesmaligen Umſtände immer für ſie günſtig ſein konnten. Jede Erledigung des päbſtlichen Stuhls verurſachte die nemlichen Unruhen, wie die Königswahl in Pohlen. Der erwählte Pabſt muſſte zu gleicher Zeit den Römiſchen Senat, das Volk, und den Kaiſer, zu Freunden behalten. Der Römiſche Adel hatte groſſen Antheil an der Regierung, und wählte damals alle Jahre zwei Konſule. Er ſezte einen Stadtpräfekt, welches eine Art Tribun des Volks war. Es war ein Kollegium von zwölf Senatoren vorhanden, und dieſe Senatoren ernannten die vornemſten Staatsbedienten im Römiſchen Herzogthume. Dieſe Municipalregierung beſas bald mehr, bald weniger Gewalt. Die Päbſte hat-

ten in Rom mehr groſſen Einflus, als geſez-gebende Gewalt.

Wenn ſie nicht unumſchränkte Herren von Rom waren, ſo lieſſen ſie doch keine Gelegenheit vorbei, ſich als unumſchränkte Gebieter über die Abendländiſche Kirche zu betragen. Die Biſchöfe warfen ſich zu Richtern über die Könige, und die Päbſte zu Richtern über die Biſchöfe auf. Die vielen Streitigkeiten über höchſte Gewalt, dieſe Vermiſchung von Religion, Aberglauben, Schwachheit und Bosheit an allen Höfen, und die Unzulänglichkeit der Geſeze, alles das kann man nicht beſſer kennen lernen, als aus der Heuratsgeſchichte und Eheſcheidung des Königs Lothar von Lothringen, eines Enkels Karl's des Kahlen.

Karl der Groſſe hatte eine ſeiner Gemalinnen verſtoſſen, und eine andre geheuratet, und zwar nicht allein mit Genemigung, ſondern ſogar auf dringendes Bitten des Pabſtes Stephan. Die Fränkiſchen Könige Gontrand, Caribert, Sigebert, Chilperich und Dagobert hatten mehrere Weiber zugleich gehabt, ohne daß darüber wäre gemurrt worden, und wenn es auch ein Aergernis gab, ſo ging es doch ohne Unruhen ab.

Die Zeit verändert alles. Lothar will ſeine Gemalin Teutberga, Tochter eines Grafen von Burgund, wegen der Blutſchande, die ſie mit ihrem Bruder getrieben haben ſoll, verſtoſſen und ſeine Bühlerin Walrade heuraten. Der ganze Verfolg dieſer Begebenheit iſt neu und ſonderbar. Gleich Anfangs rechtfertigt ſich die Königin Teutberga durch die heiſſe Waſſerprobe. Ihr Advokat taucht die Hand in ein Gefäs voll siedenden Waſſers, und holt unbeſchädigt einen geweihten Ring aus demſelben heraus. Der König beklagt ſich, daß bei dieſer Probe Betrug untergelaufen ſei. Gewis iſt es, daß, wenn dieſe Probe wirklich gemacht wurde, der Advokat der Königin das Arkan wuſſte, ſeine Haut gegen die Wirkung des kochenden Waſſers zu verwahren. Dieſes Arkan ſoll darin beſtehn, daß man ſich lange Zeit mit Vitriolgeiſt, Alaun und Zwiebelſaft reibt. Keine einzige Akademie der Wiſſenſchaften hat in unſern Tagen verſucht, ſich über dieſe Proben die Kenntniſſe zu verſchaffen, welche die Marktſchreier und Quakſalber beſizen.

862. Der Erfolg dieſer Probe ward für ein Wunder, für ein unmittelbares Urtheil Gottes, gehalten, unterdeſſen thut Teutberga dieſe vom

Himmel gerechtfertigte Königin, im Beiſeyn ihres Beichtvaters, verſchiedner Biſchöfe das Geſtändnis, daß ſie ſchuldig ſei. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß ein König, der ſich, mit Beſchuldigung eines Ehebruchs, von ſeiner Gemalin ſcheiden wollte, den Einfall gehabt haben würde, ſie der Blutſchande mit ihrem Bruder zu beſchuldigen, wenn die That nicht öffentlich bekannt geweſen wäre. Ein ſo ausgeſuchtes, ſo ſeltnes, ſo ſchwer zu erweiſendes Verbrechen pflegt man niemanden anzudichten. Uebrigens mus man damals von der Ehre, wie wir ſie heut zu Tage verſtehn, gar keinen Begrif gehabt haben. Der König und die Königin beſchimpfen ſich beide auf's äuſſerſte, der eine durch ſeine Anklage, die andre durch ihr Geſtändnis. Zwei zuſammenberufne Nationalkirchenverſammlungen geben ihre Einwilligung zur Eheſcheidung.

Der Pabſt **Nikolaus der I.** erklärt beide Kirchenverſammlungen für ungültig. Er ſezt den Erzbiſchof **Gontier** von Kölln ab, der in der Eheſcheidungsſache am eifrigſten zu Werke gegangen war. Sogleich ſchreibt **Gontier** an alle ſeine Kirchen: Obgleich der Herr **Nikolaus**, den man Pabſt nennt, und der

ſich ſelbſt für Pabſt und Kaiſer hält, uns in den Bann gethan hat, ſo haben wir doch ſeiner Narrheit widerſtanden. Hernach wendet er ſich in dem Schreiben an den Pabſt ſelbſt, und ſagt; Wir nemen Euern verfluchten Richterſpruch nicht an, ſondern verachten ihn; ja wir ſtoſſen Euch ſelbſt aus unſerer Kommunion aus, und begnügen uns an der Gemeinſchaft der Biſchöfe, unſrer Brüder, welche Ihr verachtet, u. ſ. w.

Ein Bruder des Erzbiſchofs von Köln brachte ſelbſt dieſe Proteſtation nach Rom, und legte ſie, mit dem Degen in der Hand, auf dem Grabe nieder, wo, nach dem Vorgeben der Römer, die Gebeine des heiligen Petrus ruhen. Als ſich aber bald nachher die politiſche Lage der Sachen geändert hatte, änderte auch dieſer Erzbiſchof ſeine Geſinnung. Er kam nach Monte Caſſino, und fiel dem Pabſt Hadrian dem II., dem Nachfolger des Nikolaus, zu Fuſſe. Ich erkläre, ſagt er, vor Gott und ſeinen Heiligen, gegen Euch, mein Herr Hadrian, als unumſchränkten Hohenprieſter, gegen die Euch unter-

worfne Biſchöfe, und gegen die ganze Verſammlung, daß ich mich dem Abſezungsurtheil, welches der Pabſt Nikolaus, nach den kanoniſchen Geſezen, gegen mich ausgeſprochen hat, demüthiglich unterwerfe, u. ſ. w. Es fällt in die Sinne, wie ſehr ein Beiſpiel dieſer Art die Macht und Ueberlegenheit der Römiſchen Kirche befeſtigte, und die Zeitläufte veranlaßten ſolche Beiſpiele in Menge.

Eben dieſer Nikolaus der I. thut Lothar's zweite Gemalin in den Bann, und befielt dieſem Fürſten, die erſte wieder zu nemen. Ganz Europa nimmt Antheil an dieſen Begebenheiten. Der Kaiſer Ludwig der II., ein Bruder Karl's des Kahlen, und Oheim des Lothar, erklärt ſich anfänglich mit Heftigkeit für ſeinen Neffen wider den Pabſt. Dieſer Kaiſer, der damals in Italien reſidirte, droht Nikolaus dem I. Es wird Blut vergoſſen, und Italien iſt in Bewegung. Man unterhandelt, und ſchmiedet Kabalen von allen Seiten. Teutberga geht nach Rom, um ihren Prozes zu führen. Ihre Nebenbuhlerin Walrade tritt die Reiſe auch an, hat aber nicht das Herz, ſie zu vollenden. Der in den Bann

gethane Lothar begiebt ſich gleichfalls dahin, und bittet Hadrian, den Nachfolger des Nikolaus, um Vergebung, weil er ſich fürchtet, daß ſein Oheim, Karl der Kahle, der im Namen der Kirche die Waffen wider ihn ergriffen hat, ihm ſein Königreich Lothringen wegnemen möchte. Hadrian der II reicht ihm in Rom das Abendmahl, und läſſt ihn ſchwören, daß er Walrade'n nicht ehlich beigewohnt habe, ſeitdem der Pabſt Nikolaus ihm befolen, ſich derſelben zu enthalten. Lothar ſchwört, empfängt das Abendmahl und ſtirbt bald nachher. Alle Geſchichtſchreiber ermangeln nicht, zu behaupten, daß dieſer Tod eine Strafe ſeines Meineids war; und daß die Bedienten, welche mit ihm zugleich geſchworen haben, noch in demſelben Jahre geſtorben ſind.

Das Recht, welches Nikolaus der I. und Hadrian der II. bei dieſer Gelegenheit ausübten, gründete ſich auf die falſchen Dekretalen, welche ſchon das Anſehn eines allgemein gültigen Kodex gewonnen hatten. Der bürgerliche Kontrakt, der die Ehegatten bindet, war ein Sakrament geworden, und alſo dem Urtheile der Kirche unterworfen.

Dieſe Begebenheit iſt das erſte Aergernis die Ehe gekrönter Häupter im Occident betreffend. Man hat in der Folge geſehn, wie die Könige von Frankreich, Robert, Philipp der I. und Philipp Auguſt, wegen ähnlicher Urſachen, oder auch wohl gar wegen Verheuratung mit ſehr weitläufigen Verwandtinnen, von den Päbſten ſind in den Bann gethan worden. Die einheimiſchen Biſchöfe behaupteten lange Zeit, daß dieſe Angelegenheiten vor ihren Richterſtuhl gehörten; die Hohenprieſter von Rom aber zogen ſie immer vor den ihrigen.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob dieſe neue Rechtslehre nüzlich oder gefährlich iſt; wir ſchreiben weder als Rechtsgelehrter, noch als Kontroverſiſt; alle Chriſtliche Provinzen aber ſind durch dieſe Aergerniſſe beunruhigt worden. Die alten Römer und die Orientaliſchen Völker waren in dieſem Stük glüklicher. Die Rechte der Hausväter und die Geheimniſſe des Ehebettes wurden bei ihnen niemals der öffentlichen Neugier Preis gegeben. Man findet bei ihnen nie dergleichen Prozeſſe über Eheſtand und Eheſcheidung.

Jener Nachkomme Karl's des Groſſen war der erſte, der dreihundert Meilen weit von

ſeiner Heimat vor einem fremden Richter ſeine Rechtsſache führte, um zu erfahren, welche Frau er lieben ſollte. Die Völker ſtanden im Begrif, die Schlachtopfer dieſer Streitigkeit zu werden. Ludwig der Gutmütige war das erſte Beiſpiel von der Gewalt der Biſchöfe über die Kaiſer geweſen. Lothar von Lothringen bezeichnet den Zeitpunkt der Gewalt der Päbſte über die Biſchöfe. Es erhellet aus der ganzen Geſchichte damaliger Zeiten, daß bei den Abendländiſchen Nationen wenig ſichre Vorſchriften für die Geſellſchaft vorhanden waren, daß die Staaten wenig Geſeze hatten, und daß die Kirche ſie damit verſehen wollte.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Vom Photius, und von der Spaltung zwiſchen dem Oriente und dem Occidente.

Die gröſſte Angelegenheit, welche die Kirche damals hatte, und die noch heut zu Tage ſehr wichtig für ſie iſt, war der Urſprung der gänz-
858. lichen Trennung der Griechen und der Lateiner. Der Patriarchenſtuhl zu Konſtantinopel war, ſo wie der Thron, ein Gegenſtand des Ehrgeizes, und daher auch eben ſolchen unruhigen Ver-

Veränderungen unterworfen. Der Kaiſer Michael der III., der mit dem Patriarchen Ignaz nicht zufrieden war, zwang denſelben, ſeine Abſezung ſelbſt zu unterſchreiben, und ſezte an ſeine Stelle den Photius, einen Verſchnittnen des Pallaſtes, einen Mann von herrlichen Eigenſchaften, weit umfaſſendem Genie und ausgebreiteten Kenntniſſen. Er war Oberſtallmeiſter und Staatsminiſter. Die Biſchöfe lieſſen ihn in ſechs Tagen alle untre Grade durchgehn, um ihn zum Patriarchen einweihen zu können. Den erſten Tag machte man ihn zum Mönch, weil man damals glaubte, daß die Mönche einen Theil der Kirchenregierung ausmachten. Den zweiten Tag ward er Lektor, den dritten Unterdiakonus, hernach Diakonus, Prieſter und endlich am Weihnachtstage 858 Patriarch.

Der Pabſt Nikolaus trat auf Ignaz's Seite, und that den Photius in den Bann. Er legte ihm hauptſächlich zur Laſt, daß er mit ſolcher Schnelligkeit von dem Stande eines Laien zu dem Stande eines Biſchofs übergangen war. Aber Photius antwortete mit Recht, daß der heilige Ambros, als Gouverneur von Mailand, ſogleich als er eben zum Chriſtenthum übergegangen, noch

ſchneller die Biſchöfliche Würde neben ſeiner Gouverneurwürde angenommen hätte. Photius that daher von ſeiner Seite den Pabſt wieder in den Bann, und erklärte ihn für abgeſezt. Er nam den Titel eines ökumeniſchen Patriarchen an, und beſchuldigte die Abendländiſchen Biſchöfe von der Päbſtlichen Kommunion öffentlich der Kezerei. Der gröſſte Vorwurf, den er ihnen machte, betraf das Ausgehn vom Vater und Sohn. Menſchen, ſagt er in einem ſeiner Briefe, welche aus den Finſterniſſen des Occidents hervorgekommen ſind, haben durch ihre Unwiſſenheit alles verderbt. Die höchſte Gottloſigkeit iſt es, daß ſie neue Worte zu dem geheiligten, und von allen Kirchenverſammlungen gebilligten, Glaubensſymbol hinzuthun, indem ſie ſagen, daß der heilige Geiſt nicht vom Vater allein, ſondern auch vom Sohne, ausgeht, welches ſo viel heiſſt, als dem Chriſtenthum entſagen.

Aus dieſer und mehreren andern Stellen ſieht man, welche Ueberlegenheit ſich die Griechen in allen Stükken über die Lateiner herausnamen. Sie behaupteten, daß die Römiſche

Kirche der Griechiſchen alles zu danken hätte, ſogar die Benennung der Gebräuche, Ceremonien, Myſterien und geiſtlichen Würden. Liturgie, Diöceſe, Parochie, Biſchof, Prieſter, Diakonus, Mönch, Kirche bei den Teutſchen und das *batême* und *euchariſtie* meiner Landsleute, alles iſt Griechiſch. Sie betrachteten die Lateiner, wie unwiſſende Schüler, die ſich gegen ihre Lehrer empört hätten, deren Sprache ſie nicht einmal verſtänden. Sie beſchuldigten uns, wir wüſſten den Katechismus nicht, und kurz, wir wären keine Chriſten.

Die übrigen Urſachen des Bannfluchs waren, daß die Lateiner ſich damals gemeiniglich ungeſäuerten Brods zum Abendmahl bedienten, in den Faſten Eier und Käſe äſſen, und daß ihre Prieſter ſich den Bart nicht abſcheren lieſſen. Seltſame Gründe, den Occident mit dem Oriente zu entzweien!

Wer gerecht iſt, wird aber geſtehn, daß Photius nicht allein der gelehrteſte Mann der Kirche, ſondern auch ein groſſer Biſchof war. Er betrug ſich, wie der heilige Ambros, als Baſilius, der Meuchelmörder des Kaiſers Michael, ſich in der Sophienkirche ſehn lies:

Ihr ſeid nicht wert, ſagte er überlaut zu ihm, daß Ihr Euch den heiligen Geheimniſſen nähert, da Eure Hände noch mit dem Blute Eures Wohlthäters beflekt ſind. Photius fand im Baſilius keinen Theodos. Dieſer Tyrann handelte gerecht aus Rache. Er ſezte den Ignaz wieder auf den Patriarchenſtuhl und jagte den Photius weg. Rom benuzte dieſen Umſtand, und lies in Konſtantinopel die achte ökumeniſche Kirchenverſammlung zuſammenkommen, welche aus dreihundert Biſchöfen beſtand. Die Päbſtlichen Legaten hatten den Vorſiz, verſtanden aber kein Griechiſch und von den übrigen Biſchöfen verſtanden nur ſehr wenige Lateiniſch. Photius ward, als ein Menſch, der ſich eingedrängt hatte, einſtimmig verdammt, und verurtheilt, öffentlich Buſſe zu thun. Man unterſchrieb für die fünf Patriarchen eher, als für den Pabſt, welches etwas ſehr ausserordentliches iſt; denn weil die Legaten den Vorſiz hatten, ſo hätten ſie auch zuerſt unterſchreiben müſſen. Aber bei alle dem kam die Unterſuchung der Punkte, welche den Orient und Occident trennten, gar nicht zur Sprache; es war blos darauf angeſehn, den Photius abzuſezen.

Als einige Zeit nachher der wahre Patriarch Ignaz geſtorben war, nam ſich Photius ſo geſchikt, daß er vom Kaiſer Baſilius wieder eingeſezt wurde. Der Pabſt Johann der VIII. nahm ihn in ſeine Kommunion auf, erkannte ihn an, und ſchrieb an ihn; und troz der achten ökumeniſchen Kirchenverſammlung, welche dieſen Patriarchen verdammt hatte, ſchikte der Pabſt ſeine Legaten zu einer andern Kirchenverſammlung in Konſtantinopel, auf 879. welcher Photius durch vierhundert Biſchöfe, wovon dreihundert ihn vorher verdammt hatten, für unſchuldig anerkannt wurde. Die Legaten des nemlichen Römiſchen Stuhls, die den Bannſtrahl gegen ihn geſchleudert hatten, dienten nun ſelbſt dazu, die achte ökumeniſche Kirchenverſammlung für ungültig zu erklären.

Wie ſich doch alles ändert bei den Menſchen! Wie doch alles, was falſch war, nach Zeit und Umſtänden wahr wird! Die Legaten Johann's des VIII. rufen in voller Verſammlung aus: Wenn jemand den Photius nicht anerkennt, der mag mit Judas Iſchārioth einerlei Schikſal haben! und die Verſammlung ſchreit: Lange lebe

der Patriarch Photius und der Patriarch Johannes!

Endlich ſieht man am Ende der Akten der Kirchenverſammlung einen Brief des Pabſtes an dieſen gelehrten Patriarchen, worin er ihm ſagt: Wir ſind völlig Eurer Meinung, und halten diejenigen für Uebertreter des göttlichen Worts, und ſezen ſie mit Judas Iſcharioth in eine Klaſſe, welche zu dem Glaubensſymbol hinzugeſezt haben, daß der heilige Geiſt vom Vater und Sohn ausgeht; glauben aber, daß man mit denſelben gelinde verfahren, und ſie ermahnen müſſe, dieſer Gotteslăſterung zu entſagen.

Es iſt alſo bewieſen, daß die Römiſche und Griechiſche Kirche damals anders dachte, als man heut zu Tage denkt. Die Römiſche Kirche nam in der Folge das Ausgehn vom Vater und Sohn an; ja, als im Jahr 1274 der Griechiſche Kaiſer Michael Palăologus um einen neuen Kreuzzug gegen die Türken anhielt, ſchikte er ſeinen Patriarchen und ſeinen Kanzler auf die zweite Kirchenverſammlung zu Lyon, welche mit der Kirchenverſammlung in Lateiniſcher

Sprache ſangen: *Qui ex patre filioque procedit*, d. i. der vom Vater und Sohn ausgeht. Aber die Griechiſche Kirche kehrte zu ihrer vorigen Meinung zurük, die ſie jedoch in der flüchtigen Vereinigung mit Eugen dem IV. noch einmal wieder zu verlaſſen ſchien. Daher mögen die Menſchen lernen, ſich untereinander zu tragen und dulden! Wir ſehen hier Abweichungen und Streitigkeiten über einen Grundartikel, die weder Unruhen geſtiftet, noch Gefängniſſe angefüllt, noch Scheiterhaufen angezündet haben.

Man hat dem Pabſt Johann dem VIII. ſeine Nachgiebigkeit gegen den Patriarchen Photius verdacht; aber man hat nicht genug erwogen, daß dieſer Pabſt damals des Kaiſers Baſilius bedurfte. Ein König der Bulgarei, Namens Bogoris, war, auf geſchikte Ueberredung ſeiner Chriſtlichen Gemalin, zum Chriſtenthum übergegangen, nach dem Beiſpiel Chlodowich's und des Königs Egbert. Es war nun auszumachen, unter welchem Patriarchate dieſe neue Chriſtliche Provinz ſtehn ſollte. Konſtantinopel und Rom machten ſie einander ſtreitig. Die Entſcheidung hing vom Kaiſer Baſilius ab. Dies war zum Theil der Grund

der Gefälligkeit, welche der Römiſche Biſchof für den Konſtantinopoliſchen blikken lies.

Man mus nicht vergeſſen, daß auf dieſer Kirchenverſammlung, ſo wie auf der vorhergehenden, Kardinäle vorhanden waren. So nannte man die Prieſter und Diakonen, welche die Räte der Metropoliten, oder Biſchöfe, vorſtellten. Es gab deren zu Rom, wie bei andern Kirchen. Sie ſtanden ſchon in vorzüglichem Anſehn, unterſchrieben ſich aber nach den Biſchöfen und Aebten.

Der Pabſt gab in ſeinen Briefen ſowohl, als durch ſeine Legaten, dem Patriarchen Photius den Titel: Euer Heiligkeit. Die andern Patriarchen wurden auf dieſer Kirchenverſammlung auch Päbſte genannt. Dies iſt eine Griechiſche Benennung, die allen Prieſtern gemein iſt, und welche nach und nach eine unterſcheidende Benennung des Römiſchen Biſchofs geworden iſt.

Johann der VIII. ſcheint ſich mit vieler Klugheit betragen zu haben. Denn ſobald ſeine Nachfolger ſich mit dem Griechiſchen Kaiſerthum überworfen, und die achte ökumeniſche Kirchenverſammlung von 869 angenommen, dieienige aber, welche den Photius für unſchul-

dig erkannte, verworfen hatten, ſo ward der mit Johann dem VIII. geſchloſſne Friede gebrochen. Photius zog gegen die Römiſche Kirche los, und verkezerte ſie wegen des Ausgehns vom Sohn, wegen der Eier zur Faſtenzeit, wegen des ungeſäuerten Brods im Abendmahl, und wegen anderer Gebräuche. Der Haupttrennungspunkt aber war der Vorrang. Photius und ſeine Nachfolger wollten die vornemſten Biſchöfe der Chriſtenheit ſein, und konnten nicht leiden, daß der Biſchof von Rom, einer Stadt, die ſie damals für barbariſch hielten, die ſich durch Aufruhr vom Reiche losgeriſſen hatte, und einem jeden offen ſtand, der ſich ihrer bemächtigen wollte, den Vorſiz vor dem Biſchofe der Kaiſerſtadt haben ſollte.

Der Patriarch von Konſtantinopel hatte damals in ſeinem Sprengel alle Kirchen von Sicilien und Apulien, und der heilige Stuhl hatte, als er unter fremde Botmäſſigkeit geriet, in dieſen Provinzen zugleich ſeine Beſizthümer und ſeine Biſchöfliche Rechte verloren. Die Griechiſche Kirche verachtete die Römiſche. Die Wiſſenſchaften blühten zu Konſtantinopel, zu Rom lag aber alles danieder, bis auf die Lateiniſche Sprache, und ob man daſelbſt gleich mehr gelernt hatte,

als im ganzen übrigen Occident, ſo trugen doch dieſe wenige Kenntniſſe das Gepräge der damaligen elenden Zeiten.

Die Griechen rächten ſich hart wegen der Ueberlegenheit, die die Römer von den Zeiten des Lukrez und des Cicero, bis zu den Zeiten des Kornelius Tacitus, über ſie gehabt hatten. Sie ſprachen nicht anders, als ſpottend von den Römern. Der Biſchof Luitprand, der hernach von den Othonen als Geſandter nach Konſtantinopel geſchikt ward, berichtet, daß die Griechen den Heiligen Gregor den Groſſen nicht anders nannten, als Gregorius Dialogus, weil ſeine Dialogen wirklich einen ſehr einfältigen Mann verraten. Die Zeit hat alles verändert. Die Päbſte ſind groſſe regierende Herren, Rom der Mittelpunkt der Feinheit und der Künſte, und die Lateiniſche Kirche gelehrt, geworden; und der Patriarch von Konſtantinopel iſt nichts mehr, als ein Sklav, und Biſchof eines Volks von Sklaven.

Photius, der in ſeinem Leben mehr Unglük als Ruhm hatte, ward durch Hofintriken abgeſezt, und ſtarb im Elend; aber ſeine Nachfolger hielten feſt an ſeine Anmaaſſungen, und unterſtüzten ſie mit Nachdruk.

Der Pabſt Johann der VIII. ſtarb noch 880.
elender. Die Jahrbücher von Fulda verſichern, daß er mit Hammerſchlägen ſei ermordet worden. In den folgenden Zeiten werden wir den päbſtlichen Stul noch oft mit Blut beſprüzt ſehn, und Rom wird uns immer als ein groſſer Gegenſtand für die Nationen, aber immer bedauernswürdig, erſcheinen.

Religionsſäze erzeugten noch keine Unruhen in der Abendländiſchen Kirche. Kaum hat man das Andenken eines kleinen Streits aufbewahrt, den im Jahr 814 ein Benediktinermönch, Namens Johann Godſchalk, über die Vorherbeſtimmung und über die Gnade erregte. Der Ausgang bewies, wie gefärlich es iſt, dergleichen Materien zu behandeln, beſonders aber gegen einen mächtigen Widerſacher zu ſtreiten. Dieſer Mönch nam verſchiedne Ausdrükke des heiligen Paulus, und des heiligen Auguſtin, nach dem Buchſtaben, und lehrte, daß die Vorherbeſtimmung des kleinen Haufens der Auserwählten, und des groſſen Haufens der Verworfnen, unbedingt und ewig wäre. Der Erzbiſchof Hinkmar von Rheims, ein heftiger Mann in kirchlichen ſowohl, als bürgerlichen, Angelegenheiten, ſagte ihm: Er wäre vorher-

beſtimmt, verurtheilt und gepeitſcht zu werden. Er ward auch wirklich im Jahr 850 von einer kleinen Kirchenverſammlung verdammt. Man ſtellte ihn ganz nakt vor den Kaiſer Karl'n den Kahlen, und er ward von Mönchen vom Scheitel bis zur Fusſohle durchgepeitſcht.

Dieſer ungereimte Streit, worin beide Parteien gleiches Unrecht haben, iſt nur gar zu ſehr wieder aufgewärmt worden. Wir werden bei den Holländern eine Kirchenverſammlung zu Dordrecht ſehn, die aus Anhängern der Meinung des Godſchalk beſteht, und Hinkmar's Anhänger noch ſchlimmer behandelt, als mit der Peitſche. Dagegen werden wir ſehen, wie in Frankreich die Jeſuiten von Hinkmar's Partei aus allen Kräften die Janſeniſten verfolgen, welche der Lehre Godſchalk's zugethan ſind. Und dieſe Streitigkeiten, dieſe Schandflekke polizierter Nationen, werden nicht eher aufhören, als bis es mehr Philoſophen, als Theologen, geben wird.

Ich will hier einer anſtekkenden Narrheit gar nicht erwähnen, welche das Volk von Dijon im Jahr 844 ergrif, und zwar aus Anlas eines heiligen Benignus, von dem man ſagte, daß diejenigen, die auf ſeinem Grabe be-

teten, Konvulſionen bekämen. Ich würde, ſag' ich, von dieſem Volksaberglauben gar nicht ſprechen, wenn derſelbe nicht zu unſern Tagen, unter ganz gleichen Umſtänden, mit währer Wut wäre erneuert worden. Dieſelben Narrheiten ſchienen beſtimmt zu ſein, von Zeit zu Zeit wieder auf dem Schauplaze der Welt zu erſcheinen; aber die geſunde Vernunft iſt auch zu allen Zeiten dieſelbe, und man hat über die neuern Wunder auf dem Grabe eines Diakonus zu Paris nie etwas klügers geſagt, als was im Jahr 844 ein Biſchof von Lyon über die Wunder zu Dijon ſagte: Das iſt ein ſonderbarer Heiliger, der diejenigen lahm macht, die ihre Zuflucht zu ihm nemen. Ich dächte, die Wunder müßten dazu dienen, Krankheiten zu heilen, und nicht, ſie zu verurſachen.

Dieſe Kleinigkeiten ſtörten den Frieden im Occidente nicht, und die theologiſchen Zänkereien wurden damals für nichts geachtet, weil man lediglich darauf dachte, ſich zu vergrößern. Im Oriente machten ſie mehr Eindruk, weil die Prälaten dort niemals weltliche Gewalt hatten, und ſich alſo durch Federkriege ein Anſehn zu geben gedachten. Es iſt noch ein andrer Grund des

theologiſchen Friedens im Occidente vorhanden, nemlich die Unwiſſenheit, welche unter den unzäligen Uebeln, die ſie erzeugte, doch wenigſtens dieſes einzige Gute hervorbrachte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Zuſtand des Abendländiſchen Kaiſerthums am Ende des neunten Jahrhunderts.

Das Abendländiſche Kaiſerthum war nur noch dem Namen nach vorhanden. Arnold, oder Arnolph, Karlmann's unechter Sohn, mach-
888. te ſich zum Herrn von Deutſchland. Italien aber war unter zwei Herren getheilt, welche beide, von mütterlicher Seite, vom Geblüt Karl's des Groſſen waren. Der eine war ein Herzog von Spoleto, Namens Gui; der andre ein Herzog von Friaul, Namens Berengar. Beide waren mit dieſen Herzogthümern von Karl'n dem Kahlen belehnt, und Beide machten Anſpruch auf das Kaiſerthum ſowohl, als auf den Thron von Frankreich. Arnolph, als Kaiſer, ſah Frankreich auch als ein Reich an, das ihm rechtmäſſigerweiſe gehörte; unterdeſſen daß Frankreich, vom Kaiſerthum getrennt, unter Karl'n dem Einfältigen,

der es verlor, und unter den König Eudes, einen Grosoheim von Hugo Capet, der es unrechtmäſſigerweiſe an ſich ris, getheilt war.

Auch ein König von Arles, Namens Bozo, ſtritt um das Kaiſerthum. Der Pabſt Formoſus, dieſer wenig bedeutende Biſchof des unglüklichen Roms, konnte weiter nichts thun, als dem Stärkern die Salbung reichen. Er krönte alſo den Guido von Spoleto. Im 894. folgenden Jahr krönte er den Sieger Berengar, und endlich ward er gezwungen, auch den Arnolph zu krönen, der Rom belagerte, und mit Sturm eroberte. Der auf Schrauben geſezte Eid, den die Römer dem Arnolph leiſteten, beweiſt, daß die Päbſte ſchon auf die Oberherrſchaft von Rom Anſpruch machten. So lautete der Eid: Ich ſchwöre bei den heiligen Geheimniſſen, daß ich, unbeſchadet meiner Ehre, meinem Geſez, und meiner Treue gegen meinen Herrn Pabſt Formoſus, dem Kaiſer Arnolph treu ſein will.

Die Päbſte glichen damals gewiſſermaaſſen den Kalifen von Bagdad, welche in allen Muhammedaniſchen Staaten, als die Häupter der Religion verehrt wurden, aber faſt gar kein

anders Recht hatten, als diejenigen mit den Königreichen zu belehnen, welche dieſelben mit gewaſneter Hand forderten. Nur war zwiſchen jenen Kaliſen und den Päbſten dieſer Unterſchied, daß die Kaliſen von den gröſſten Thron der Welt herabgeſunken waren, die Päbſte aber unvermerkt ſich zu erheben ſtrebten.

In der That war kein Kaiſerthum mehr vorhanden, weder den Rechten, noch der Wirklichkeit nach. Die Römer, welche ſich mit jauchzendem Zuruf unter die Herrſchaft Karl's des Groſſen begeben hatten, wollten Baſtarde und Fremde nicht mehr anerkennen, welche kaum über ein Theil von Teutſchland zu befehlen hatten.

Das Römiſche Volk, mitten in ſeiner Erniedrigung, in ſeiner Vermiſchung mit ſo vielen und mancherlei Fremden, behielt immer, wie noch heut zu Tage, jenen heimlichen Stolz bei, der von vormaliger Gröſſe herrührt. Es war ihm unerträglich, daß Brukterer, Katten und Markomannen, ſich Nachfolger der Cäſare nennen, und die Ufer des Mayn's und der Harzwald der Mittelpunkt des Kaiſerthums eines Titus und Trajan's ſein ſollten.

Man knirſchte in Rom aus Unwillen, und lachte zugleich aus Mitleid, als man erfuhr, daß nach Arnolph's Tode ſein Sohn Halodowich, oder Ludwig, in einem Alter von drei oder vier Jahren, in einem barbariſchen Dorfe Pforchheim, durch einige Teutſche Lehnsträger 900. und Biſchöfe zum Römiſchen Kaiſer ſei beſtimmt worden. Dieſes Kind iſt nie zu den Kaiſern gerechnet worden, aber man betrachtete es doch in Teutſchland als denjenigen, welcher dereinſt Karl'n dem Groſſen, und den Cäſarn ſuccediren ſollte. Ein ſonderbares Römiſches Kaiſerthum blieb dieſe Regierung immer, die damals weder die Länder zwiſchen dem Rhein und der Maas, weder Frankreich, noch Burgund, noch Spanien, auch nicht das Geringſte endlich in Italien, ja ſelbſt nicht einmal ein Haus in Rom beſas, von welchem man hätte ſagen können, daß es dem Kaiſer gehörte.

Von der Zeit dieſes Ludwig's an, des lezten Teutſchen Prinzen von dem Geblüt Karl's des Groſſen, wiewohl von unechter Seite, der im Jahr 912 ſtarb, ward Teutſchland das, was Frankreich war, ein durch bürgerliche und fremde Krieger verheertes Land unter einem ſtürmiſch gewählten Fürſten, dem ſchlecht gehorcht ward.

Lauter Revolutionen in den Regierungen! Eine der auffallendſten iſt, daß man ſieht, wie ein Theil jener wilden Sachſen, die von Karl'n dem Groſſen, wie die Iloten von den Lacedämoniern, waren behandelt worden, nach hundertundzwölf Jahren eben dieſe Kaiſerwürde geben und nemen, die nicht mehr auf dem Hauſe ihres Ueberwinders haftet. Otto, Herzog von Sachſen, ſezt, wie man ſagt, nach Ludwig's Tode, durch ſein Anſehn, die Teutſche Krone auf
912. das Haupt des Fränkiſchen Herzogs Konrad, und nach Konrad's Tode wird der Sohn dieſes Herzogs Otto von Sachſen, Heinrich der Vogler, gewählt. Alle diejenigen, welche ſich in Teutſchland zu erblichen Landesfürſten gemacht hatten, verrichteten, mit Hülfe der Biſchöfe dieſe Wahlen, und zogen damals die vornemſten Bürger aus den Städten und Flekken mit dazu.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den Lehnsgütern und dem Teutſchen Reich.

Die Gewalt, welche alle Einrichtungen auf unſrer Erde gemacht hat, hatte Italien und Gallien den Römern gegeben. Die Barbaren riſ-

ſen ihre Eroberungen an ſich. Der Vater Karl's des Groſſen entris Gallien den Fränkiſchen Königen. Die Statthalter unter der Familie Karl's des Groſſen, riſſen an ſich, was ſie konnten. Die Longobardiſchen Könige hatten ſchon Lehne in Italien geſtiftet. Dies war das Muſter, nach welchem ſich die Herzoge und die Grafen, von den Zeiten Karl's des Kahlen an, richteten. Nach und nach wurden ihre Statthalterſchaften ihr Eigenthum. Die Biſchöfe in verſchiednen groſſen Biſthümern, die ſchon durch ihre Würde mächtig waren, hatten nur noch Einen Schritt zu thun, um Fürſten zu werden; und dieſer Schritt war bald gethan. Daher rührt die weltliche Macht der Biſchöfe von Maynz, Köln, Trier, Wirzburg und ſo viel andrer in Teutſchland und Frankreich. Die Erzbiſchöfe von Rheims, Lyon, Beauvals, Langres und Laon, maaſſten ſich Königliche oder Landesherrliche Rechte an. Dieſe Macht der Geiſtlichen war in Frankreich nicht von Dauer; in Teutſchland aber ſteht ſie auf lange Zeit feſt. Endlich wurden auch die Mönche ſelbſt Fürſten. Die Aebte von Fulda, Sankt Gallen, Kempten, Korvey, u. ſ. w. waren kleine Könige in Ländern, wo ſie, acht-

zig Jahre vorher, mit ihren eignen Händen, einige Aekker urbar machten, welche ihnen von mitleidigen Gutsbeſizern waren geſchenkt worden.

Alle dieſe Herren, Herzoge, Grafen, Markgrafen, Biſchöfe, und Aebte, huldigten dem oberſten Landesherrn. Man hat lange Zeit dem Urſprunge dieſer Lehnsverfaſſung nachgeſpürt. Es iſt glaublich, daß ſie keinen andern Urſprung hat, als die alte Gewohnheit aller Nationen, von dem Schwächern Huldigung und Tribut zu fordern. Es iſt bekannt, daß die Römischen Kaiſer in der Folge Ländereien, unter gewiſſen Bedingungen, auf ewige Zeiten zu vergeben pflegten. Beiſpiele davon findet man in dem Leben des Alexander Severus und des Probus. Die Longobarden waren die erſten, welche Herzogthümer errichteten, die von ihrem Königreiche zu Lehn gingen. Spoleto und Benevent waren erbliche Herzogthümer unter den Longobardiſchen Königen.

Vor Karl'n dem Groſſ'n beſas Taſſilo das Herzogthum Baiern, mit der Bedingung, daß er huldigen muſſte, und dieſes Herzogthum wäre ſeinen Nachkommen zugefallen, wenn Karl der Groſſe, der dieſen Fürſten überwand, nicht den Vater und die Kinder beraubt hätte.

Bald gab es keine freie Städte mehr in Teutſchland, folglich auch keinen Handel, und keine groſſe Reichthümer. Die Städte jenſeits dem Rhein hatten nicht einmal Mauern. Dieſer Staat, der ſo mächtig ſein konnte, war durch die Menge und die Uneinigkeit ſeiner Herren ſo ſchwach geworden, daß der Kaiſer Konrad ſich genötigt ſah, den Ungarn, Hunnen oder Pannoniern, die Karl der Groſſe ſo treflich im Zaum gehalten hatte, und die hernach von den Kaiſern des Oeſtreichiſchen Hauſes waren unterwürfig gemacht worden, einen jährlichen Tribut zu verſprechen. Aber damals ſchienen ſie das zu ſein, was ſie unter dem Attila geweſen waren. Sie verwüſteten Teutſchland und die Franzöſiſchen Gränzen. Sie fielen, nachdem ſie Baiern geplündert hatten, durch Tyrol in Italien ein, und kamen hernach mit der Beute aller dieſer Nationen in ihre Heimat zurük.

Nur erſt unter der Regierung Heinrich's des Voglers kam einige Ordnung in dieſes Chaos von Teutſchland. Seine damaligen Gränzen waren der Oderflus, Böhmen, Mähren, Ungarn, die Ufer des Rheins, der Schel-

de, der Moſel und der Maas, und gegen Mitternacht Pommern und Holſtein.

Heinrich der Vogler mus einer der würdigſten Könige geweſen ſein. Unter ihm vereinigen ſich die ſo ſehr uneinigen Herren von Teutſchland. Die erſte Frucht dieſer Wiedervereinigung iſt die Befreiung von dem Tribut, den man den Ungarn bezalte, und ein über dieſe furchtbare Nation erfochtner wichtiger Sieg. Er lies die mehreſten Städte Teutſchlands mit Mauern umgeben. Er errichtete Milizen. Man ſchrieb ihm ſogar die Erfindung einiger kriegriſchen Spiele zu, welche einige Begriffe vom Turnier gaben. Kurz, Teutſchland erholte ſich, aber es ſcheint nicht, daß es Anſpruch darauf machte, das Römiſche Reich zu ſein. Der Erzbiſchof von Mainz hatte Heinrich den Vogler geſalbt. Kein Päbſtlicher Legat, kein Abgeordneter der Römer, war dabei gegenwärtig geweſen. Teutſchland ſchien, während dieſer ganzen Regierung, Italien zu vergeſſen.

Ganz anders war es unter Otto dem Groſſen, den die Teutſchen Fürſten, die Biſchöfe und die Aebte, nach dem Tode ſeines Vaters Heinrich

einmütiglich wählten. Der anerkannte Erbe eines mächtigen Fürſten, der einen Staat geſtiftet oder wiederhergeſtellt hat, wird immer viel mächtiger, als ſein Vater, wenn es ihm nicht an Mut fehlt; denn er tritt in eine ſchon eröfnete Laufbahn, fängt da an, wo ſein Vorgänger aufgehört hat. So hatte es Alexander weiter gebracht, als ſein Vater **Philipp**, Karl der Groſſe weiter, als **Pipin**, und **Otto** der Groſſe kam **Heinrichen dem Vogler** weit vor.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Otto dem Groſſen im zehnten Jahrhundert.

Otto, der einen Theil des Reichs Karl's des Groſſen wieder herſtellte, breitete, wie er, die Chriſtliche Religion in Teutſchland durch Siege aus. Er zwang mit gewafneter Hand die Dänen, Tribut zu bezalen, und die Taufe zu empfangen, die ihnen hundert Jahre vorher war gepredigt worden, aber faſt gänzlich abgeſchaft war.

Dieſe Dänen, oder Normänner, welche Neuſtrien und England erobert, und Frankreich und Teutſchland verheert hatten, muſſten ſich

von Otto'n Geſeze vorſchreiben laſſen. Er ſezte Biſchöfe i i Dänemark ein, die damals unter dem Erzbiſchofe von Hamburg, als Oberhirten der barbariſchen Kirchen, ſtanden, welche kurz vorher in Holſtein, Schweden und Dänemark waren geſtiftet worden. Dieſes ganze Chriſtenthum beſtand darin, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Böhmen unterwarf er ſich nach einem hartnäkkigen Kriege. Von ſeiner Zeit an wurden Böhmen, und ſelbſt Dänemark, als Provinzen des Teutſchen Reichs betrachtet; aber die Dänen ſchüttelten das Joch bald wieder ab.

Otto hatte ſich alſo zum angeſehenſten und wichtigſten Mann im Occident, und zum Schiedsrichter der Fürſten gemacht. Sein Anſehn war ſo gros, und Frankreichs Zuſtand damals ſo elend, daß Ludwig Transmarinus genannt, ein Sohn Karl's des Einfältigen, und Abkömmling Karl's des Groſſen, im Jahr 948 auf einer Kirchenverſammlung von Biſchöfen erſchien, welche Otto bei Maynz hielt. Daſelbſt ſagte dieſer König folgende Worte, welche in den Akten niedergeſchrieben wurden: Ich bin, durch die Stimmen aller Herren, und des ganzen Adels, in Frankreich, zum König anerkannt und geſalbt wor-

den. Dem ungeachtet hat Hugo mich verjagt, mich betrüglich gefangen genommen, ein ganzes Jahr im Gefängnis behalten, und ich habe nicht anders meine Freiheit wiederbekommen können, als daß ich ihm die Stadt Laon überlaſſen muſſte, die der Königin Gerberge nur noch ganz allein übrig war, um daſelbſt mit meinen Dienern ihr Hoflager zu halten. Wenn jemand behauptet, daß ich irgend ein Verbrechen begangen habe, welches eine ſolche Behandlung verdient, ſo bin ich bereit, mich darüber, durch den Urtheilsſpruch einer Kirchenverſammlung, und nach den Befelen des Königs Otto, oder durch einen Zweikampf, zu rechtfertigen.

Dieſe wichtige Rede beweiſt Vieles zugleich; nemlich, die Anmaaſſungen der Kaiſer, über die Könige zu richten, die Macht des Otto, die Schwäche Frankreichs, den Gebrauch der Zweikämpfe, und endlich auch die Gewohnheit, die Kronen nicht nach dem Erbrecht, ſondern nach den Stimmen der Vornemen, zu ertheilen,

welche Gewohnheit aber bald nachher in Frank-
reich abgeſchaft wurde.

So mächtig war Otto der Groſſe, als er
von den Italienern ſelbſt eingeladen ward, über
die Alpen zu kommen; welche immer vom Fak-
tionsgeiſt getrieben und dabei ſchwach waren,
und weder ihren Landsleuten gehorchen, noch
frei ſein, noch ſich zugleich gegen die Saraze-
nen und Ungarn vertheidigen konnten, die noch
immer ihr Land durch Streifereien beunruhigten.

Italien, welches in ſeinen Ruinen noch im-
mer das reichſte und blühendſte Land im Occi-
dente war, ward ohn' Unterlas von Tyrannen
zerriſſen. Rom aber ſezte bei dieſen Trennun-
gen noch die andern Städte Italiens in Be-
wegung. Man denke nach, was Paris zu den
Zeiten der Fronde, und noch mehr zu den
Zeiten Karl's des Unbeſonnenen, und Lon-
don unter dem unglüklichen Karl dem I. oder
in den bürgerlichen Kriegen zwiſchen York und
Lankaſter, war, ſo kann man ſich von
Rom's Zuſtande im zehnten Jahrhundert einen
Begrif machen. Der Päbſtliche Stuhl war
unterdrükt, entehrt und mit Blut beflekt, und
die Wahl der Päbſte geſchah auf eine Art, wo-

von man, weder vorher noch nachher, Beiſpiele hat.

Dreiſſigſtes Kapitel.

Von der Päbſtlichen Würde im zehnten Jahrhunderte, ehe Otto der Groſſe ſich zum Herrn von Rom machte.

Von den Aergerniſſen und innerlichen Unruhen, welche Rom und die Römiſche Kirche im zehnten Jahrhunderte ängſtigten, und noch lange Zeit nachher anhielten, hatte man weder unter den Griechiſchen und Lateiniſchen Kaiſern, noch unter den Gothiſchen und Longobardiſchen Königen, noch unter Karl'n dem Groſſen, Beiſpiele gehabt. Sichtbarlich waren ſie die Folge der Anarchie, und dieſe Anarchie entſtand grade aus demjenigen, was die Päbſte gethan hatten, derſelben vorzubeugen, aus der Politik nemlich, die Franken nach Italien zu rufen. Hätten ſie alle die Länder wirklich beſeſſen, von denen man vorgiebt, daß Karl der Groſſe ſie ihnen geſchenkt habe, ſo wären ſie gröſſre Potentaten geweſen, als ſie es jezt ſind. In den Wahlen ſowohl als in der Regierung würde die Regelmäſſigkeit und Ordnung geherrſcht haben

die man jezt darin erblikt. Aber man machte ihnen alles ſtreitig, was ſie haben wollten. Italien war immer der Gegenſtand fremden Ehrgeizes, Rom's Schikſal immer ſchwankend. Man mus nie vergeſſen, daß der groſſe Endzwek der Römer war, die alte Republik wieder herzuſtellen, daß in Italien und in Rom Tyrannen aufſtanden, daß die Biſchofswahlen faſt niemals frei waren, und daß alles durch Faktionen betrieben wurde.

Der Pabſt Formoſus, ein Sohn des Prieſters Leo, hatte, als Biſchof von Porto, an der Spize einer Faktion gegen **Johann** den VIII. geſtanden, und war von dieſem Pabſt zweimal in den Bann gethan worden. Dieſe Bannſtrahlen aber, welche bald nachher den gekrönten Häuptern ſo fürchterlich waren, kümmerten den **Formoſus** ſo wenig, daß er ſich im Jahr 890 zum Pabſt wählen lies.

Stephan der VI. oder VII., auch eines Prieſters Sohn, und Nachfolger des **Formoſus**, ein Mann, der den Geiſt der Schwärmerei mit dem Faktionsgeiſte verband, und dem Formoſus immer Feind geweſen war, lies den einbalſamirten Körper deſſelben wieder ausgraben, ihm die Päbſtliche Kleidung anlegen,

und ihn ſo vor einer zuſammenberufnen Kirchenverſammlung erſcheinen, welche ihm den Prozes machen ſollte. Man gab dem Todten einen Advokaten, und machte ihm den Prozes in aller Form. Der Leichnam ward für ſchuldig erkannt, ſein Bisthum vertauſcht, das von Porto verlaſſen, und dafür das Römiſche angenommen zu haben. Zum Erſaz für dieſes 897.
Verbrechen, muſſte der Henker ihm den Kopf abhaüen, drei Finger abſchneiden, und ihn in die Tiber werfen.

Durch dieſes eben ſo abſcheuliche als thörichte Poſſenſpiel machte ſich der Pabſt Stephan der VI. ſo verhaſſt, daß die Freunde des Formoſus die Bürger aufwiegelten, ihn in Ketten legten, und im Gefängnis erdroſſelten.

Die Faktion der Widerſacher dieſes Stephan's lies den Körper des Formoſus wieder auffiſchen, und zum zweitenmal mit Päbſtlichem Pomp begraben.

Dieſe Streitigkeit erhizte die Gemüter. Sergius der III., welcher mit ſeinen Intriken, um Pabſt zu werden, ganz Rom in Bewegung ſezte, ward von Johann dem IX., ſeinem Nebenbuhler und Formoſus Freunde, in's Elend verwieſen; als er aber, nach Jo-

hann's des IX. Tode als Pabſt anerkannt wurde, verdammte er den Formoſus von neuem.
907. Während dieſen Unruhen hatte Theodora, die Mutter der Maroſia, welche ſie nachher an den Marcheſe di Toſcanelli verheuratete, und noch einer Tochter, die auch Theodora hies, und eben ſo, wie ihre Mutter und Schweſter, durch ihre Galanterien berühmt war, in Rom die höchſte Gewalt. Sergius hatte ſeine Wahl lediglich den Intriken der Mutter Theodora zu danken. Er zeugte, als Pabſt, einen Sohn mit der Maroſia, den er öffentlich in ſeinem Pallaſte erzog. Die Römer ſcheinen ihn nicht gehaſſt zu haben, und folgten lieber, aus natürlichem Hang zur Wolluſt, ſeinem Beiſpiel, als daß ſie es tadeln ſollten.

Nach ſeinem Tode verſchaften die beiden Schweſtern Maroſia und Theodora den Päbſtlichen Stuhl einem ihrer Günſtlinge, Namens Landon, als dieſer aber ſtarb, lies die junge Theodora ihren Buhler Johann den X., welcher erſt Biſchof von Bologna, dann von
912. Ravenna, und endlich vom Rom geweſen war, zum Pabſt erwählen. Ihm ward der Vorwurf nicht gemacht, der den Formoſus traf, daß er ſein Bisthum vertauſcht habe. Dieſe von der

Nachwelt als gottloſe Biſchöfe getadelten Päbſte waren keineswegs unwürdige Regenten. Johann der X, den die Liebe auf den Päbſtlichen Stuhl ſezte, war ein Mann von Genie und Herzhaftigkeit. Er that, was alle Päbſte, ſeine Vorgänger, nicht hatten bewerkſtelligen können; er jagte die Sarazenen aus dem Theil von Italien, welcher Abruzzooltra heiſſt.

Um dies zu bewerkſtelligen, hatte er die Geſchiklichkeit, ſich von dem Kaiſer zu Konſtantinopel Truppen zu verſchaffen, obgleich dieſer Kaiſer ſich eben ſo ſehr über die rebelliſchen Römer, als über die Sarazenen, zu beklagen hatte. Er brachte den Grafen von Capua in die Waffen; erhielt Miliz aus Toskana, und ſezte ſich in Perſon an die Spize dieſer Armee, wohin er auch einen jungen Sohn der Maroſia und des Marcheſe Adelbert mitnam. Nachdem er die Muhammedaner aus der Nachbarſchaft von Rom verjagt hatte, wollt' er auch Italien von den Teutſchen und andern Fremden befreien.

Italien ward faſt zu gleicher Zeit von den Berengaren, einem Könige von Burgund, und einem Könige von Arles, angefallen. Er verhinderte ſie aber alle, in Rom zu herrſchen. Als aber Guido, ein Halbbruder des Königs

Hugo von Arles, Tyrann von Italien, einige Jahre nachher die Maroſia geheuratet hatte, die in Rom allmächtig war, ſo machte dieſe Maroſia ſelbſt eine Verſchwörung wider den Pabſt, der ſo lange der Liebhaber ihrer Schweſter geweſen war. Er ward überfallen, gefeſſelt, und zwiſchen zwei Matrazen erſtikt.

Maroſia, als Gebieterin von Rom, lies
929. einen gewiſſen Leo zum Pabſt wählen, den ſie aber, nach einigen Monaten, im Gefängniſſe umbringen lies. Nachdem ſie hierauf den Stuhl
931. Petri einem ganz unbekannten Menſchen gegeben hatte, der nur zwei Jahre lebte, ſo ſezte ſie endlich ihren eignen Sohn, Johann den XI., den ſie mit dem Pabſt Sergius dem III. im Ehebruch gezeugt hatte, auf den Päbſtlichen Thron.

Johann der XI. war erſt vierundzwanzig Jahr alt, als ſeine Mutter ihn zum Pabſt machte. Sie ertheilte ihm dieſe Würde unter der Bedingung, daß er ſich um nichts, als um ſeine Biſchöfliche Verrichtungen bekümmern, und lediglich der Kapellan ſeiner Mutter ſein ſollte.

Man behauptet, daß Maroſia damals ihren Gemal Guido, Marcheſe di Toscanelli, vergiftet habe. Gewis iſt es, daß ſie ihres Man=

Mannes Bruder, den Longobardiſchen König Hugo heuratete, und ihn in den Beſiz der Stadt Rom ſezte, weil ſie ſich ſchmeichelte, mit ihm den Kaiſerthron zu beſteigen. Allein ein Sohn aus Maroſien's erſter Ehe ſezte ſich an die Spize der Römer gegen ſeine Mutter, jagte den Hugo aus Rom, und ſperrte die Maroſia, und ihren Sohn den Pabſt, in dem Molo des Hadrian's ein, welcher heut zu Tage die Engelsburg heiſſt. Man ſagt, Johann der XI. ſei daſelbſt durch Gift geſtorben.

Ein Stephan der VIII, ein Teutſcher von Geburt, der im Jahr 939 erwählt ward, war, blos dieſer ſeiner Geburt wegen, den Römern ſo verhaſſt, daß das Volk, bei einem Aufſtande ihm das Geſicht dermaaſſen zerfezte, daß er ſich nachher niemals mehr öffentlich konnte ſehen laſſen.

Einige Zeit nachher ward ein Enkel der Maroſia, Namens Ottaviano Sporco, in einem Alter von achtzehn Jahren, durch den Einflus ſeiner Familie, zum Pabſt erwählt. Zum Andenken ſeines Oheims Johannes des XI. nam er den Namen Johann der XII. an, und iſt der erſte Pabſt, der bei ſeiner Gelangung auf den Päbſtlichen Stuhl ſeinen Namen verändert 956.

hat. Er hatte die Prieſterweihen nicht, als ſeine Familie ihn zum Pabſt machte. Dieſer Ottaviano Sporco war ein Römiſcher Patricier, und da er alſo in eben demſelben Range ſtand, in welchem Karl der Groſſe geſtanden hatte, ſo vereinigte er durch die Päbſtliche Würde die Gerechtſame beider Mächte, und die rechtmäſſigſte Gewalt. Aber er war jung, den Ausſchweifungen ergeben, und übrigens eben kein mächtiger Fürſt.

Man wundert ſich, daß, unter ſo vielen anſtöſſigen und nicht ſonderlich mächtigen, Päbſten, die Römiſche Kirche weder ihre Vorrechte, noch ihre Anforderungen, verloren hat; allein, damals wurden faſt alle andre Kirchen eben ſo regiert. Die Italieniſche Kleriſei mochte dergleichen Päbſte wohl verachten, ehrte aber die Päbſtliche Würde um ſo mehr, als ſie ſelbſt danach trachtete. Kurz, in der Meinung der Menſchen war das Amt heilig, wenn gleich die Perſon verhaſſt war.

Unterdeſſen, daß Rom und die Kirche ſolchergeſtalt zerriſſen wurden, ſo machte Berengar, den man den Jüngern zu nennen pflegt, dem Hugo von Arles Italien ſtreitig. Die Italiener, wie der Zeitgenoſſe Luitprand ſagt, woll-

ten immer zwei Herren haben, um eigentlich ganz herrenlos zu ſein. Eine falſche und unglükſelige Politik, die ihnen zu nichts half, als daß ſie ihre Tyrannen und ihr Elend wechſelten. So war der bejammernswerte Zuſtand dieſes ſchönen Landes beſchaffen, als Otto der Groſſe durch die Klagen faſt aller Städte, und ſelbſt durch den jungen Pabſt Johann den XII. eingeladen ward, als welcher ſich genötigt ſahe, die Teutſchen kommen zu laſſen, die er übrigens nicht ausſtehn konnte.

Einunddreiſſigſtes Kapitel.

Verfolg von Otto's Regierung und von dem Zuſtande Italien's.

Otto kam nach Italien und betrug ſich da 961.
ſelbſt, wie Karl der Groſſe. Er überwand 962.
den Berengar, der ſich die Oberherrſchaft über dieſes Land anmaaſſte. Er lies ſich von dem Pabſt mit eigner Hand ſalben, und zum Römiſchen Kaiſer krönen, nam die Namen Cäſar und Auguſtus an, und nötigte den Pabſt, ihm auf dem Grabmal, in welchem angeblich der Leichnam des heiligen Petrus ruht, den Eid der Treue zu ſchwören. Ueber dieſe Hand-

lung ward ein glaubwürdiges Protokoll aufge≈ nommen. Die Römiſche Kleriſei und der Adel machen ſich darinn anheiſchig, nie anders, als in Gegenwart Kaiſerlicher Kommiſſaren, einen Pabſt zu wählen. Dagegen beſtätigt Otto darin die Schenkungen Pipin's, Karl's des Groſſen, und Ludwig's des Gutmütigen, ohne dieſe ſo ſehr beſtrittne Schenkungen ge≈ nauer zu verzeichnen. Unſrer Gewalt, ſagt er, und der Gewalt unſers Sohnes, und unſrer Nachkommen, in alle Wege unbeſchadet. Dieſes mit goldnen Buchſta≈ ben geſchriebne, und von ſieben Teutſchen Bi≈ ſchöfen, fünf Italieniſchen Grafen, zwei Aeb≈ ten und mehrern Prälaten unterzeichnete, In≈ ſtrument wird noch in der Engelsburg aufbe≈ wahrt, wie Baronius verſichert. Das Da≈ tum iſt vom 13ten Februar 962.

Aber wie konnte der Kaiſer Otto durch die≈ ſe Akte, welche die Akte Karl's des Groſſen beſtätigt, die Stadt Rom ſelbſt ſchenken, die Karl der Groſſe nie geſchenkt hat? Wie konn≈ te er das Herzogthum Benevento verſchenken, das er nicht beſas, und das noch ſeinen eignen Herzogen gehörte? Wie konnte er Korſika und Sicilien weggeben, welche die Sarazenen inne

hatten? Otto ward entweder betrogen, oder dieſe Akte iſt untergeſchoben; das iſt nicht zu läugnen.

Man ſagt, und Mezerai ſagt es den andern nach, daß der König Lothar von Frankreich, und der nachmalige König Hugo Kapet, dieſer Krönung beiwohnten. Die Könige von Frankreich waren damals wirklich ſo ſchwach, daß ſie bei der Salbung eines Kaiſers zum Zierrat gebraucht werden konnten; aber die Namen Lothar's und Hugo Kapet's finden ſich nicht unter den wahren oder falſchen Unterſchriften dieſer Akte.

Dem ſei wie ihm wolle, die Unbedachtſamkeit Johann's des XII., die Teutſchen nach Rom zu rufen, war die Quelle aller Trübſale, womit Rom und Italien, ſo viele Jahrhunderte hindurch, heimgeſucht wurden.

Der Pabſt, der ſich auf dieſe Weiſe einen Herrn gegeben hatte, da er doch nur einen Beſchüzer verlangte, ward ihm bald ungetreu. Er verband ſich wider den Kaiſer mit dem Berengar ſelbſt, welcher ſeine Zuflucht zu den Muhammedanern genommen, die ſich eben auf der Küſte der Provence niedergelaſſen hatten. Er lies Berengar's Sohn nach Rom kommen, unter-

deſſen Otto in Pavia war. Er ſchikte zu den Ungarn, um ſie zu einem neuen Einfall in Teutſchland aufzuhezen; aber er war nicht mächtig genug, dieſem kühnen Unternemen Nachdruk zu geben, und Otto war es genug, ihn zu beſtrafen.

Otto ging alſo von Pavia nach Rom, und hielt, nachdem er ſich der Stadt verſichert hatte, eine Kirchenverſammlung, auf welcher er dem Pabſt einen rechtsförmlichen Prozes machen lies. Man verſammelte die Teutſchen und Römiſchen Herren, vierzig Biſchöfe, und ſiebzehn Kardinäle in der Sankt Peter's Kirche, und klagte daſelbſt in Gegenwart des ganzen Volks, den heiligen Vater an, daß er mit verſchiednen Frauenzimmern verbothen Umgang gepflogen habe, beſonders mit einer Beiſchläferinn ſeines Vaters, Namens Stefanetta, welche im Kindbette geſtorben war.

Die andern Klagpunkte waren, daß er ein zehnjähriges Kind zum Biſchof von Todi gemacht, daß er die Prieſterweihen und Pfründen verkauft, daß er ſeinem Taufpaten die Augen ausſtechen laſſen, daß er einen Kardinal erſt kaſtrirt hat und dann hat umbringen laſſen, und endlich, daß er nicht an Jeſum Chriſtum

glaube, und den Teufel angerufen habe; zwei Dinge die ſich zu widerſprechen ſcheinen!

Man miſchte alſo, wie es faſt immer zu geſchehen pflegt, falſche Anklagen unter die wahren; erwähnte aber mit keinem Worte der einzigen Urſach, um welcher willen die Kirchenverſammlung eigentlich zuſammenberufen war. Der Kaiſer fürchtete ſich vermutlich, den Aufruhr und die Verſchwörung wieder aufzuregen, wobei ſelbſt die Ankläger des Pabſtes geſchäftig geweſen waren. Dieſer junge Pabſt, der damals ſiebenundzwanzig Jahr alt war, ſchien, ſeiner Blutſchande und vielfach gegebnen Aergerniſſes wegen, abgeſezt zu werden, ward aber in der That nur geſtraft, weil er, wie alle Römer, der Teutſchen Herrſchaft in Rom ein Ende machen wollte.

Otto konnte ſich ſeiner Perſon nicht verſichern, oder wenn er es konnte, ſo beging er einen Fehler, daß er ihm die Freiheit lies. Kaum hatte er Leo den VIII. zum Pabſt erwählen laſſen, welcher, wenn man dem Biſchof Arnold von Orleans glauben darf, weder ein Geiſtlicher noch auch ein Chriſt war, kaum war er von demſelben gehuldigt worden, und hatte Rom verlaſſen, von wo er ſich wohl nicht hätte wegbegeben ſollen, ſo hatte Johann der

XII. den Mut, die Römer aufzuwiegeln. Man ſtellte eine Kirchenverſammlung der andern entgegen, ſezte Leo den VIII. ab, und verordnete, daß niemals ein Geringrer einem Höhern ſeine Würde ſollte nemen können.

Der Pabſt wollte durch dieſen Ausſpruch nicht allein feſtſezen, daß niemals die Biſchöfe und die Kardinäle den Pabſt abſezen könnten, ſondern man zielte auch auf den Kaiſer, den die Biſchöfe von Rom immer als einen Weltlichen betrachteten, welcher der Kirche die Huldigung und die Eide ſchuldig wäre, die er von ihr verlangte. Dem Kardinal Johann, welcher die Anklagen gegen den Pabſt aufgeſezt und abgeleſen hatte, ward die rechte Hand abgehauen. Demjenigen, der bei der Abſezungsverſammlung die Dienſte eines Schreibers verrichtet hatte, lies man die Zunge ausreiſſen, und die Naſe, nebſt zwei Fingern, abſchneiden.

Uebrigens berief man ſich, bei allen dieſen Kirchenverſammlungen, bei welchen Faktionsgeiſt und Rache den Vorſiz hatten, immer auf das Evangelium und die Kirchenväter, bat um Erleuchtung des heiligen Geiſtes, ſprach in dem Namen deſſelben und machte auch wohl nüzliche Verordnungen, ſo daß, wer die Akten läſe,

ohne die Hiſtorie zu kennen, glauben müſſte, er läſe eine Heiligengeſchichte. Wenn Jeſus Chriſtus damals auf die Welt zurükgekommen wäre, was würd' er bei Erblikkung ſo vieler Heuchelei und ſo vieler Abſcheulichkeiten in ſeiner Kirche geſagt haben?

Alles dieſes geſchahe faſt unter den Augen des Kaiſers, und wer weis, wie weit der Mut und die Rachſucht des jungen Pabſtes, die Empörung der Römer zu ſeinem Beſten, und der Has der übrigen Italieniſchen Städte gegen die Teutſchen, dieſen Aufruhr hätte treiben können? Allein der Pabſt Johann der XII ward drei Monate nachher, in den Armen einer verheuratheten Frau, von ihrem Manne ermordet, der ſeinen Schimpf rächte. Er ſtarb nach acht Tagen an den empfangnen Wunden. Man hat erzält, daß, da er nicht an die Religion glaubte, deren Oberprieſter er war, er auch im Sterben ſich geweigert habe, die Sakramente zu empfangen.

Dieſer Pabſt, oder vielmehr dieſer Patricier, hatte die Römer ſo angefeuert, daß ſie, ſogar nach ſeinem Tode, das Herz hatten, eine Belagerung auszuhalten, und ſich nicht eher ergaben, als bis ſie auf's äuſſerſte gebracht waren.

Otto, nachdem er Rom zweimal besiegt, war nun endlich Herr von Italien, wie von Teutſchland.

Der Pabſt Leo, ſein Geſchöpf, der Senat, die Vornemſten des Volks, und die Römiſche Kleriſei, die feierlich in der Kirche Sankt Johann von Lateran verſammelt waren, beſtätigten dem Kaiſer das Recht, ſich einen Nachfolger im Königreiche Italien zu wählen, den Pabſt einzuſezen, und den Biſchöfen die Inveſtitur zu geben. Nach ſo vielen von der Furcht erzeugten Traktaten und Eidſchwüren, waren Kaiſer nötig, welche in Rom reſidirten, um über die Feſthaltung derſelben zu wachen.

Kaum war der Kaiſer Otto nach Teutſchland zurükgekehrt, ſo wollten die Römer frei ſein. Sie warfen ihren neuen Pabſt, des Kaiſers Geſchöpf, in's Gefängnis. Der Stadtpräfekt, die Tribunen und der Senat, wollten die alten Geſeze wieder emporbringen. Aber was zu einer Zeit eine Unternemung von Helden iſt, wird zu andern Zeiten Empörung von
966. Rebellen. Otto eilt nach Italien zurük; läſſt einen Theil des Senats aufhängen; und der Präfekt von Rom, der ein Brutus hatte ſein wollen, wird auf öffentlichem Markte aus-

gepeitſcht, nakt auf einem Eſel umhergeführt, und in ein Gefängnis geworfen, wo er verhungert.

Zweiunddreiſſigſtes Kapitel.

Von den Kaiſern Otto dem II. und dem III. und von Rom.

So war ungefähr Rom's Zuſtand unter Otto dem Groſſen, Otto dem II. und Otto dem III. beſchaffen. Die Teutſchen hielten die Römer unter dem Joche, und die Römer zerbrachen ihre Ketten, ſo oft ſie konnten.

Ein auf Verlangen des Kaiſers gewählter, oder von ihm ernannter, Pabſt war den Römern ein Gräuel. Der Gedanke, die Republik wieder herzuſtellen, war in ihren Herzen immer lebendig, aber dieſer edle Ehrgeiz brachte nichts, als erniedrigendes und abſcheuliches Elend hervor.

Otto der II. geht nach Rom, wie ſein Vater. Welch eine Regierung! Welch ein Kaiſerthum! Welch ein Pabſtthum! Ein Konſul, Namens Creſcentius, ein Sohn des Pabſtes Johann's des X. und der berüchtigten Maroſia, der mit dem Titel eines Konſuls den Has ge-

gen die Königswürde übernommen hatte, empörte Rom gegen Otto den II. Er lies Benedikt den VI., ein Geſchöpf des Kaiſers, im Gefängniſſe umbringen. Als Otto's Anſehn, ob er gleich entfernt war, vor ſeiner Ankunft, mitten in dieſen Unruhen, den Reichskanzler in Italien auf den Stuhl Petri ſezte, der unter dem Namen Johann der XIV. Pabſt ward, ſo war dieſer Unglükliche ein neues Opfer, das die Römiſche Partei ſchlachtete.

Der Pabſt Bonifaz der VII., ein Geſchöpf des Konſuls Creſcentius, der ſchon vom Blute Benedikt's des VI. beflekt war, lies auch dieſen Johann den XIV. umbringen. Die Zeiten des Nero, des Kaligula, und des Vitellius, brachten weder beweinenswertere Unglüksfälle, noch gröſſere Grauſamkeiten hervor; aber die Miſſethaten und die Unglüksfälle dieſer Päbſte ſtehn im Dunkeln, wie ſie ſelber. Dieſe blutigen Trauerſpiele wurden auf der Bühne Rom's aufgeführt, die war jezt klein und zertrümmert; die Trauerſpiele der Cäſare aber hatten die ganze bekannte Welt zum Schauplaz.

Inzwiſchen kommt Otto der II. im Jahr 981 zu Rom an. Die Päbſte hatten ehmals

die Franken nach Italien gerufen, und ſich der Oberherrſchaft der Orientaliſchen Kaiſer entzogen. Was thun ſie jezt? Sie verſuchen, zu ihren alten Herrn zum Schein zurükzukehren, und nachdem ſie unüberlegterweiſe die Sächſiſchen Kaiſer herbeigerufen, wollen ſie nun dieſelben wieder verjagen. Eben dieſer Bonifaz der VII. war nach Konſtantinopel gegangen, und lag den Kaiſern Baſilius und Konſtantin an, daß ſie kommen und den Thron der Cäſare wieder aufrichten möchten. Rom wuſſte nicht, was es war, noch wem es angehörte. Der Konſul Crescentius und der Senat wollten die Republik wieder herſtellen. Der Pabſt wollte eigentlich weder Republik, noch Oberherren, haben. Otto der II. wollte herrſchen.

Er kommt alſo in die Stadt; läſſt daſelbſt die vornemſten Ratsglieder und die Anhänger des Konſuls zum Eſſen bitten, und, wenn man dem Goffredo von Viterbo glauben darf, läſſt ſie alle, mitten beim Gaſtmal ermorden. Nun iſt alſo der Pabſt, durch ſeinen Feind ſelbſt, von den republikaniſchen Ratsgliedern befreit. Aber nun mus er ſich auch noch den Tyrannen vom Halſe ſchaffen. Es

iſt noch nicht genug, daß die Truppen des Orientaliſchen Kaiſers in Apulien einfallen; der Pabſt fügt noch die Sarazenen hinzu. Wenn die Niedermezelung der Senatoren bei dieſem blutigen Gaſtmal, nach Goffredo's Berichten, wahr iſt, ſo war es freilich beſſer, die Muhammedaner zu Beſchüzern, als dieſen blutdürſtigen Sachſen zum Herrn, zu haben. Er wird von den Griechen geſchlagen, und auch von den Muſulmanen, denen er als Gefangner in die Hände fällt. Er entwiſcht ihnen aber, benuzt die Uneinigkeit ſeiner Feinde, und zieht wieder in Rom ein, wo er im Jahre 983 ſtirbt.

Nach ſeinem Tode unterhielt der Konſul Crescentius eine Zeitlang den Schatten der Römiſchen Republik. Er verjagte Gregor den V., den Neffen des Kaiſers Otto's des II., vom Päbſtlichen Stuhl. Endlich aber ward Rom noch einmal belagert und eingenommen. Crescentius, der durch die Hofnung eines Vergleichs, und im Vertrauen auf die Eidſchwüre des Kaiſers, aus der Engelsburg herausgelokt war, verlor den Kopf. Sein Körper ward an den Füſſen aufgehängt, und dem neuen Pabſt, den die Römer unter dem Namen Johann der XV, gewählt hatten, die Augen aus-

geſtochen, und die Naſe abgeſchnitten. In dieſem Zuſtande warf man ihn von oben aus der Engelsburg herab auf den Plaz.

Die Römer erneuerten nunmehr Otto dem III. den Eid, den ſie Otto dem I. und Karl'n dem Groſſen geleiſtet hatten; und er wies den Päbſten die Ländereien der Ankonitaniſchen Mark an, um ihrer Würde gemäs leben zu können.

Nach den drei Ottonen blieb dieſer Streit zwiſchen Teutſcher Herrſchaft und Italieniſcher Freiheit lange Zeit in einerlei Beſchaffenheit. Unter den Kaiſern Heinrich dem II. von Baiern, und Konrad dem II. dem Salier, ſobald ein Kaiſer in Teutſchland zu thun hatte, ſtand in Italien eine Partei gegen ihn auf. Heinrich der II. kam dahin, wie die Ottone, zerſtreute die Faktionen, beſtätigte den Päbſten die Schenkungen der Kaiſer, und empfing eben dieſelben Huldigungen. Indeſſen ſtand der Päbſtliche Stuhl, ſo wie faſt alle andre Biſthümer, dem Meiſtbietenden offen.

Benedikt der VIII. und Johann der XIX. kauften ihn öffentlich einer nach dem andern. Sie waren Brüder aus dem Hauſe der Marcheſen di Toscanelli, welches, ſeit den Zei-

ren der Maroſien und der Theodoren, zu Rom noch immer mächtig war.

1034. Nach ihrem Tode kaufte man wieder die Stimmen für ein Kind von zwölf Jahren, um die Päbſtliche Würde in ihrem Hauſe zu verewigen. Benedikt der IX. war es, der das Römiſche Biſchofthum auf eben die Weiſe bekam, wie man noch heut zu Tage ſo viele Familien, wiewohl ganz heimlich, Pfründen für Kinder kaufen ſieht.

Die Unordnung war ohne Grenzen. Man ſah unter dem Pabſtthum dieſes Benedikt's des IX. noch zwei andre Päbſte, die für baares Geld gewählt waren, und alſo drei Päbſte in Rom ſich einander wechſelſeitig in den Bann thun. Aber durch eine glükliche Unterhandlung, wodurch einem bürgerlichen Kriege vorgebeugt ward, verglichen ſich dieſe drei Päbſte, die Einkünfte der Kirche unter ſich zu theilen, und übrigens, ein jeder bei ſeiner Buhlerin, in Frieden zu leben.

Dieſes friedfertige und ſonderbare Triumvirat dauerte nur ſo lange, als ſie Geld hatten; und als ſie endlich keins mehr hatten, verkaufte ein jeder ſeinen Antheil an dem Päbſtlichen Stuhle an den Diakonus Gratian, einen vornemen und ſehr reichen Mann. Weil aber der

junge

junge Benedikt der IX. lange vor den beiden andern erwählt geweſen war, ſo lies man ihm, durch einen feierlichen Vertrag, den Genus des Tributs, welchen England damals an Rom bezalte, den man den heiligen Petersdenar nannte, und zu welchem ſich ein Däniſcher König von England, Namens Ethelwolf im Jahr 852 verſtanden hatte.

Dieſer Gratian, der den Namen Gregor der VI. annam, genos die Päbſtliche Würde in Frieden, als der Kaiſer Heinrich der III., ein Sohn Konrad's des II. des Salier's, nach Rom kam.

Nie hat ein Kaiſer dort mehr Anſehn und Gewalt geäuſſert. Er verjagte Gregor den VI. und ernannte ſeinen Kanzler Suidger, Biſchof von Bamberg, zum Pabſt, ohne daß man ſich unterſtand, darüber zu murren.

Nach dem Tode dieſes Teutſchen, der unter 1048. den Päbſten Klemens der II. heiſſt, machte der Kaiſer in Teutſchland, wo er ſich eben aufhielt, einen Baier, Namens Popo, zum Pabſt. Das iſt Damaz der II. der mit dem Patente des Kaiſers nach Rom ging, um ſich daſelbſt

anerkennen zu laſſen. Er ward wider den Willen Benedikt's des IX. eingeführt, der den Päbſtlichen Stuhl noch einmal beſteigen wollte, ob er ihn gleich verkauft hatte.

Nachdem dieſer Baier, dreiundzwanzig Tage nach ſeiner Einführung, geſtorben war, gab der Kaiſer die Päbſtliche Würde ſeinem Vetter Bruno aus dem Hauſe Lothringen, den er aus dem Bisthum von Toul, kraft ſeiner unumſchränkten Gewalt in das Bisthum von Rom einſezte. Hätte dieſe Gewalt der Kaiſer fortgedauert, ſo wären die Päbſte blos die Kapellane derſelben, und Italien ein Sklavenland, geweſen.

Dieſer Pabſt gab ſich den Namen Leo der IX., und ward unter die Heiligen verſezt. Wir werden ihn an der Spize einer Armee ſehn, wie er es mit den Fürſten der Normänner aufnimmt, die das Königreich Neapel ſtifteten, und wie er ihnen gefangen in die Hände fällt.

Hätten die Kaiſer in Rom wohnen können, ſo ſieht man wohl aus der Schwäche der Römer, aus Italien's Uneinigkeiten, und aus Teutſchland's Macht, daß ſie immer würden die

Oberherren der Päbſte geblieben ſein, und daß alsdann wirklich ein Römiſches Kaiſerthum vorhanden geweſen wäre. Aber dieſe Wahlkönige von Teutſchland konnten ſich nicht in Rom feſtſezen, und ſich ſo weit von den Teutſchen Fürſten entfernen, die ihren Herren zu furchtbar waren. Die Nachbaren waren immer in Bereitſchaft, die Grenzen anzugreifen. Man muſſte ſich bald mit den Dänen, bald mit den Pohlen und Ungarn herumſchlagen. Dieſes Gegengewicht rettete auf eine Zeitlang Italien von einem Joch, wogegen es ſich vergeblich geſträubt haben würde.

Niemals ſtanden Rom und die Lateiniſche Kirche zu Konſtantinopel in gröſſrer Verachtung, als zu dieſen unglükſeligen Zeiten. Luitprand, der Geſandte Otto's des I. bei dem Kaiſer Nicephorus Phokas, erzält uns, daß in der Kaiſerſtadt die Einwohner von Rom nicht Römer, ſondern Longobarden, genannt wurden. Die Römiſchen Biſchöfe betrachtete man daſelbſt als ſchismatiſche Straſſenräuber. Den Aufenthalt des heiligen Petrus zu Rom ſahe man für eine abgeſchmakte Fabel an, die ſich einzig und allein darauf gründete,

daß der heilige Petrus in einem ſeiner Briefe geſagt hatte, er wäre zu Babylon, und daß man ſich in den Kopf geſezt hatte, Babylon bedeute Rom. Mit den Sächſiſchen Kaiſern machte man es zu Konſtantinopel nicht viel beſſer; man gab ſie für Barbaren aus.

Inzwiſchen war der Konſtantinopoliſche Hof um nichts beſſer, als der Teutſche Kaiſerhof. Aber in dem Griechiſchen Kaiſerthum war mehr Handel, mehr Betriebſamkeit, mehr Reichthum, als in dem Lateiniſchen. Seit den glänzenden Zeiten Karl's des Groſſen war in dem Abendländiſchen Europa alles in Verfall geraten. Wildheit und Schwelgerei, Anarchie und Armut, hatten ſich über alle Staaten ausgebreitet. Nie hatte Unwiſſenheit ſo allgemein geherrſcht. Unterdeſſen geſchahen doch nicht mehrere Wunder, als zu andern Zeiten. Jedes Jahrhundert hat Wunder aufzuweiſen gehabt. Faſt nur ſeit der Stiftung der Akademien der Wiſſenſchaften in Europa ſieht man bei den aufgeklärten Nationen keine Wunder mehr; und wenn ja welche zum Vorſchein kommen, ſo würdigt ſie gleich die geſunde Naturlehre nach ihrem wahren Werth.

Dreiunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Frankreich um die Zeiten Hugo Kapet's.

Unterdeſſen daß Teutſchland ſolchergeſtalt eine neue Regierungsform anzunemen begann, Rom und Italien aber gar keine hatten, verwandelte ſich Frankreich, wie Teutſchland, in eine völlige Lehnsregierung.

Dieſes Königreich erſtrekte ſich von den Gegenden der Schelde und der Maas bis an das Britanniſche Meer, und von den Pyrenäiſchen Gebirgen bis an die Rhone. Das waren damals ſeine Grenzen; denn obgleich ſo viele Schriftſteller behaupten, daß dieſes groſſe Lehn von Frankreich, über die Pyrenäen hinaus, bis an den Ebro reichte, ſo ſcheint es doch gar nicht, daß die Spanier in dieſen Provinzen zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäiſchen Gebirgen, indem ſie gegen die Muhammedaner fochten, der ſchwachen Franzöſiſchen Regierung unterworfen geweſen ſind.

Frankreich, ob es gleich weder die Provence, noch das Delphinat in ſich faſſte, war ein ziemlich groſſes Königreich; aber der König von Frankreich war darum noch bei weitem kein

groſſer Monarch. Ludwig, der lezte von den Nachkömmlingen Karl's des Groſſen, hatte weiter keine Domänen, als die Städte Laon und Soiſſons, und einige Landgüter, die man ihm ſtreitig machte.

Die Huldigung, welche die Normandie geleiſtet hatte, diente zu weiter nichts, als dem Könige einen Vaſallen zu verſchaffen, welcher ſeinen Herrn hätte beſolden können. Jede Provinz hatte ihre erbliche Grafen oder erbliche Herzoge. Wer nur zwei oder drei Flekken hatte an ſich reiſſen können, leiſtete den unrechtmäſſigen Beſizern einer Provinz die Lehnshuldigung, und wer nur ein Schlos beſas, trug es von demjenigen zu Lehn, der eine Stadt an ſich geriſſen hatte. Aus allem dieſem war jener misgeſchaffne Haufe von Gliedern entſtanden, welche zuſammen keinen Körper ausmachten.

Dieſe Zeitläufte und die Notwendigkeit ſezten feſt, daß die Beſizer groſſer Lehne dem Könige mit Truppen zu Hülfe kommen ſollten. Mancher Herr war ſchuldig, vierzig Tage zu dienen, ein andrer fünfundzwanzig. Die Untervaſallen muſſten auf Befel ihrer unmittelbaren Lehnsherren in's Feld ziehn. Wenn aber alle dieſe Oberherren im Kleinen dem Staate auf

einige Tage dienten, ſo bekriegten ſie ſich untereinander faſt das ganze Jahr hindurch.

Umſonſt hatten die Kirchenverſammlungen, welche in dieſen verbrecheriſchen Zeiten oft gerechte Verordnungen machten, feſtgeſezt, daß man vom Donnerſtag bis zum anbrechenden Tage des Mondtags, zur Oſterzeit, und in andern feierlichen Zeiten ſich nicht herumſchlagen ſollte; dieſe Vorſchriften blieben ohne Wirkung, weil ſie durch keine Zwangsmittel unterſtüzt waren. Jedes Schlos war die Hauptſtadt eines kleinen Räuberſtaats. Jedes Kloſter war unter den Waffen. Ihre Advokaten, oder Schirmvögte, welche in den erſten Zeiten angeſezt wurden, um ihre Bittſchriften dem Prinzen zu überreichen, und ihre Angelegenheiten zu beſorgen, waren die Generale ihrer Truppen. Die Aernten wurden entweder verbrannt, oder vor der Zeit abgemäht, oder mit gewafneter Hand vertheidigt; die Städte faſt in Einöden verwandelt, und das platte Land durch lange Hungersnot entvölkert.

Es ſcheint, daß dieſes Königreich, ohne Oberhaupt, ohne Polizei, ohne Ordnung, ein Raub der Ausländer hätte werden müſſen; aber eine faſt ähnliche Anarchie in allen Königreichen,

machte ſeine Sicherheit aus, und als Teutſchland unter den Ottonen furchtbarer ward, beſchäftigten es zugleich innerliche Kriege.

Aus diesen barbariſchen Zeiten ſchreibt ſich der Gebrauch her, eines Hauſes, oder eines Dorfes, wegen, dem Herrn eines andern Dorfs zu huldigen. Ein Handwerksmann, oder ein Kaufmann, der ein altes Lehn beſizt, erhält die Huldigung von einem andern Bürger, oder auch von einem Pair des Reichs, der ein Afterlehn in ſeinem Lehnsſprengel erwirbt. Die Lehnsgeſeze ſind nicht mehr vorhanden; aber die alten Gewohnheiten von Lehnsdienſtbarkeit, Huldigung und Lehnszins ſind noch im Gange. Bei den mehreſten Gerichtshöfen gilt die Regel: Kein Land ohne Eigenthumsherren; als wenn es nicht genug wäre, dem Vaterlande anzugehören.

Nachdem Frankreich, Italien und Teutſchland, ſolchergeſtalt unter eine unzälbare Menge kleiner Tyrannen vertheilt war, ſo beſtanden die Armeen, deren Hauptmacht unter Karl'n dem Groſſen, ſo wie unter den Römern, in der Infanterie beſtanden hatten, nur noch blos aus Kavallerie. Man kannte nichts anders, als Geharniſchte; die Fusvölker bekamen

dieſe Benennung nicht, weil ſie, in Vergleich mit der Retterei, nicht bewafnet waren.

Die geringſten Schlosbeſizer zogen nicht anders zu Felde, als mit der gröſſten Anzahl von Pferden, die ſie nur aufzubringen vermochten; und der gröſſte Pomp beſtand damals darin, Schildknappen mit ſich zu führen, welche *Vaslet*, gleichſam *Vaſſalet*, kleiner Vaſall, genannt wurden. Da nun alſo eine Ehre darin geſezt ward, nicht anders, als zu Pferde, zu kämpfen, ſo gewöhnte man ſich daran, eine vollſtändige Bewafnung von Eiſen zu tragen, welche einen Fusgänger durch ihre Schwere niedergedrükt haben würde. Armharniſche und Beinharniſche waren ein Theil der Kleidung. Man behauptet, daß Karl der Groſſe dergleichen getragen habe; gegen das Jahr 1000 ward der Gebrauch derſelben aber erſt allgemein.

Wer reich war, ward im Kriege beinahe unverwundbar. Daher bediente man ſich damals mehr, als jemals, der Keulen, oder Streitkolben, um die Ritter niederzuſchlagen, die gegen Spiz' und Schneide undurchdringlich waren. Der gröſſte Handel ward damals mit Küraſſen, Schildern und Sturmhauben mit Federbüſchen getrieben.

Die Bauern, die man in den Krieg ſchleppte, waren allein den Wunden ausgeſezt und verachtet, und dienten mehr zu Schanzgräbern, als zu Soldaten. Die Pferde, die in gröſſerm Anſehn ſtanden, als ſie, wurden mit Waffendekken geſchüzt und ihr Kopf mit Stirnharniſchen bedekt.

Man kannte damals wenig andre Geſeze, als welche die Mächtigſten wegen des Lehndienſtes machten. Alle andre Gegenſtände der austheilenden Gerechtigkeit wurden der launiſchen Willkühr der Haushofmeiſter, Vögte und Amtleute überlaſſen, welche von den Gutsbeſizern eingeſezt worden.

Die Senate in den Städten, welche unter Karl'n dem Groſſen und unter den Römern die ſtädtiſche Regierung ausgeübt, oder die Municipalgerichte gehalten hatten, wurden faſt aller Orten abgeſchaft. Der Titel Herr, (*Senior, Seigneur,*) der lange Zeit den vornemſten Mitgliedern des Senats war beigelegt worden, ward nun nur den Beſizern der Lehnsgüter gegeben.

Die Benennung Pair fing damals an, ſich in die Galliſch-Teutſche Sprache einzuſchleichen, die man in Frankreich redete. Sie kommt bekanntermaaſſen von dem Lateiniſchen Worte

per her, welches gleich bedeutet. Unter dem erſten und zweiten Geſchlecht der Könige von Frankreich hatte man ſich derſelben lediglich in dieſem Sinne bedient. Die Kinder Ludwig's des Gutmütigen nannten ſich, in einer ihrer Zuſammenkünfte im Jahre 851, *pares*, und lange vorher legt Dagobert den Namen Pairs den Mönchen bei. Godegrand, der zu Karl's des Groſſen Zeiten Biſchof von Mez war, nennt die Biſchöfe und Aebte Pairs, wie der gelehrte du Cange anmerkt. Die Vaſallen eines und eben deſſelben Herren pflegten ſich alſo auch Pairs zu nennen.

Alfred der Groſſe hatte in England die Geſchwornen eingeführt; das waren Pairs in jeglichem Handwerk. Ein Mann, der in einen Kriminalprozes verwikkelt war, wählte zwölf Männer von ſeinem Handwerk zu ſeinen Richtern. Einige Franzöſiſche Vaſallen machten es auch ſo; aber darum war die Anzahl der Pairs nicht grade auf zwölfe feſtgeſezt. In jedem Lehn waren ſo viel Pairs, als Barone, die einem und eben demſelben Herrn lehnspflichtig, und unter ſich Pairs, aber nicht Pairs mit ihrem Lehnsherren, waren.

Die Fürſten, welche unmittelbar der Krone die Lehnshuldigung leiſteten, als die Herzoge von Guyenne, der Normandie, von Bourgogne, und die Grafen von Flandern und von Toulouſe, waren alſo wirkliche Pairs von Frankreich.

Hugo Capet war nicht der minder mächtigſte. Er beſas ſeit langer Zeit das Herzogthum Frankreich, welches ſich bis in das Gebiet Touraine erſtrekte. Auch war er Graf von Paris. Weitläufige Beſizungen in der Picardie und in Champagne gaben ihm auch in dieſen Provinzen ein groſſes Anſehn. Sein Bruder beſas das, was heut zu Tage das Herzogthum Bourgogne ausmacht. Sein Grosvater Robert, und ſein Grosoheim Eudes oder Odon, hatten, zu den Zeiten Karl's des Einfältigen, beide die Krone getragen. Sein Vater Hugo, mit dem Beinamen der Abt, weil er die Abteien Saint-Denis, Saint-Martin de Tours, und Saint-Germain-des Prés, nebſt noch mehrern andern, beſas, hatte Frankreich erſchüttert und regiert. Man kann alſo ſagen, daß ſeit dem Jahre 910, in welchem der König Eudes ſeine Regierung antrat, ſeine Fa-

milie faſt ununterbrochen das Staatsruder geführt hat; und daß, wenn man Hugo den Abt ausnimmt, welcher die Königskrone nicht annemen wollte, dieſe Familie eine Folge von Beherrſchern von mehr als achthundertundfunfzig Jahren ausmacht; eine Familienreihe, 987.
die unter den Königen die einzige iſt.

Es iſt bekannt, wie Hugo Capet, als Herzog von Frankreich und Graf von Paris, den Herzog Karl, den Oheim des lezten Königs Ludwig's des V., der Krone beraubte. Wären die Wahlſtimmen frei geweſen, ſo würde, aus Achtung für das Geblüt Karl's des Groſſen, und für das damals eben ſo, wie jezt, heilig gehaltne Erbfolgerecht, Karl den Thron Frankreichs beſtiegen haben. Es war kein Nationalparlament, wie ſo viele Geſchichtſchreiber vorgegeben haben, was ihn des Rechts ſeiner Voraltern beraubte, ſondern das, was immer Könige ein= und abſezt, die mit Klugheit vereinigte Macht.

In der Zeit, da Ludwig, dieſer lezte König des Karloingiſchen Stammes, im Begrif war, in einem Alter von dreiundzwanzig

Jahren, die Laufbahn ſeines unberühmten Lebens durch eine abzehrende Krankheit zu endigen, zog Hugo Capet ſchon ſeine Macht zuſammen, und weit entfernt, ſich hinter das Anſehn eines Parlaments zu ſtekken, verjagte er lieber mit ſeinen Truppen ein Parlament, welches ſich zu Compiegne verſammelte, um Karl'n die Erbfolge zu ſichern. Der vom Duchesne aufgefundne Brief des Gerbert, der hernach Erzbiſchof von Rheims, und unter dem Namen Sylveſter der II. Pabſt ward, iſt ein glaubwürdiger Beweis davon.

Karl, Herzog von Braband und Hennegau, woraus Niederlothringen beſtand, unterlag einem Nebenbuhler, der mächtiger und glüklicher war, als er. Durch Verräterei des Biſchofs von Laon ward er überfallen, und dem Hugo Capet ausgeliefert, und ſtarb als Gefangner im Thurn von Orleans. Zwei Söhne, die ihn nicht rächen konnten, deren einer aber Niederlothringen erhielt, waren die lezten Prinzen von der männlichen Nachkommenſchaft Karl's des Groſſen. Hugo Capet, der nun König aller dieſer Pairs geworden war, hatte darum kein gröſſres Landeigenthum.

Vierunddreiſſigſtes Kapitel.

Frankreich's Zuſtand im zehnten und elften Jahrhundert. Exkommunikation des Königs Robert's.

Von den Zeiten Karl's des Dikken an, bis auf Philipp den I., einen Urenkel Hugo Capet's, ſchmachtete das zerſtükkelte Frankreich beinahe zweihundertundfunfzig Jahre lang unter Unglüksfällen, die nicht ſonderlich bekannt ſind. Wir wollen ſehn, ob die Kreuzzüge, welche Philipp's des I Regierung, am Ende des elften Jahrhunderts, auszeichneten, Frankreich in gröſſern Flor brachten. In dem Zeitraum aber, wovon ich rede, war alles lauter Verwirrung, Tyrannei, Barbarei und Armut. Jeder Gutsbeſizer von einiger Bedeutung lies Geld münzen, alle aber wetteiferten, wer es am ſchlechteſten machen wollte. Gute Manufakturen waren nur in Griechenland und Italien zu ſuchen. Die Franzoſen konnten keine anlegen, denn ihren Städten fehlte es an Privilegien, und ihrem Lande an Einigkeit.

Von allen Begebenheiten damaliger Zeit, verdient die Exkommunikation des Königs Robert die Aufmerkſamkeit eines Weltbürgers am

meiſten. Er hatte ſich mit der Prinzeſſin Ber-tha verheuratet, die ihm im vierten Grade verwandt war. Dieſe Ehe war an ſich ſelbſt rechtmäſſig, und überdies noch für die Wohlfahrt des Staates nüzlich. Wir haben in unſern Tagen geſehn, daß Privatperſonen ihre Nichten geheuratet, und die Erlaubnis dazu in Rom für den markgängigen Preis gekauft haben, als wenn Rom über Ehen, die in Paris geſchloſſen werden, Rechte hätte. Der König von Frankreich fand ſo viel Nachſicht nicht. Die Römiſche Kirche, der ärgerlichen und herabgewürdigten Geſtalt ungeachtet, worin ſie ſich befand, unterſtand ſich, dem Könige eine ſiebenjährige Buſſe aufzulegen, befal ihm, ſeine Gemalin zu verlaſſen, und that ihn, im Nichtbefolgungsfall, in den Kirchenbann. Der Pabſt ſuſpendirte alle Biſchöfe, die bei dieſer Verheuratung zugegen geweſen waren, und beſchied ſie nach Rom, um dort Abbitte zu thun.

So viel Verwägenheit ſcheint unglaublich zu ſein. Aber der dumme Aberglaube jener Zeiten kann ſie geduldet, und Staatsklugheit kann ſie zu Wege gebracht haben. Gregor der V., der dieſen Bannſtrahl ſchleuderte, war ein Teutſcher, und lies ſich von Gerbert, dem ehmaligen

ligen Erzbiſchofe von Rheims, einem Feinde des Franzöſiſchen Hauſes, regieren. Der Kaiſer Otto der III, der eben kein Freund von Robert war, wohnte ſelbſt der Kirchenverſammlung bei, auf welcher der Bannfluch ausgeſprochen ward. Alles dieſes läſſt glauben, daß Staatsurſachen an dieſer unrechtmäſſigen Gewaltthätigkeit eben ſo viel Antheil hatten, als Schwärmerei.

Die Geſchichtſchreiber erzälen, daß dieſe Exkommunikation in Frankreich ſo viel Wirkung that, daß alle Hofleute und Bediente des Königs ihn verlieſſen, und daß nur zwei Aufwärter bei ihm blieben, welche den Ueberreſt ſeines Eſſens in's Feuer warfen, weil ſie das, was ein Kirchenverbannter angerührt hatte, verabſcheuten. So tief auch damals die menſchliche Vernunft herabgeſunken war, ſo iſt es doch nicht glaublich, daß die Sinnloſigkeit ſo weit gegangen ſein könne. Der erſte Schriftſteller, welcher dieſer unmenſchlichen Stupidität des Franzöſiſchen Hofes Erwähnung thut, iſt der Kardinal Peter Damien, der erſt fünfundſechzig Jahre nachher ſchrieb. Er erzält, daß die Königin zur Strafe dieſer angeblichen Blutſchande, ein Ungeheuer zur Welt brachte. Bei

der ganzen Sache war aber nichts ungeheures, als die Verwegenheit des Pabſtes, und die Schwachheit des Königs, der ſich von ſeiner Gemalin trennte.

Die Bannſtrahlen und Interdikte ſind Blize, welche nur dann einen Staat in Flammen ſezen, wenn ſie feuerfangende Materien finden. Dergleichen waren zwar damals nicht vorhanden; vielleicht fürchtete aber Robert, daß ſolche entſtehen möchten.

Die Nachgiebigkeit des Königs Robert machte die Päbſte ſo übermütig, daß ſein Enkel Philipp der I. gleich ihm in den Bann gethan ward. Der berüchtigte Gregor der VII. drohte ihn anfänglich, ihn im Jahr 1075 abzuſezen, wenn er ſich nicht, wegen der ihm angeſchuldigten Simonie, vor ſeinen Nunzien rechtfertigte. Ein andrer Pabſt aber vollzog die Drohung, und that ihn wirklich in den Bann. Philipp war ſeiner Gemalin überdräſſig geworden, und hatte ſich in die Gemalin des Grafen von Anjou, Namens Bertrade, verliebt. Er lies die Geſeze zu ſeinem Beſten reden, um die Ehe, unter dem Vorwande der Verwandſchaft, aufzuheben; und Bertrade, ſeine Ge-

liebte, lies ihre Ehe mit dem Grafen von Anjou, unter dem nemlichen Vorwande, trennen.

Der König ward hierauf von den Händen eines Biſchofs von Bayeux feierlich vermählt. Beide Neuvermählten waren allerdings zu tadeln, aber ſie hatten wenigſtens ſo viel Achtung für die Geſeze bewieſen, daß ſie ſich hinter dieſelben ſtekten, um ihre Fehler zu bemänteln. Denn ſei, wie ihm wolle, genug, ein Pabſt hatte Roberten in den Bann gethan, weil er ſeine Verwandte geheuratet, und ein andrer Pabſt that Philippen in den Bann, weil er ſeine Verwandte verſtoſſen hatte. Das ſonderbarſte dabei iſt, daß Urban der II. dieſes Urtheil in den eignen Staaten des Königs ſprach, nemlich zu Clermont in Auvergne, wo er hingeflüchtet war, und in der Kirchenverſammlung ſelbſt, wo er, wie wir hernach ſehn werden, den Kreuzzug predigte.

Inzwiſchen ſcheint der mit dem Bannfluch beladne Philipp ſeinen Unterthanen keinen Abſcheu erwekt zu haben. Dies iſt ein neuer Grund, an der allgemeinen Verfaſſung zu zweifeln, in welcher der König Robert gelebt haben ſoll.

Ziemlich merkwürdig iſt auch die Verheuratung des Königs Heinrich's, des Vaters unſers Philipp's, mit einer Ruſſiſchen Prinzeſſin, der Tochter eines Herzogs, Namens Jaroslaw. Man weis nicht, ob ſie aus Schwarz-Weis- oder Rotreuſſen war. War dieſe Prinzeſſin eine Heidin, oder eine Chriſtin, oder eine Griechin? Veränderte ſie ihre Religion, um einen König von Frankreich zu heuraten? Wie kam ein König von Frankreich, zu einer Zeit, da die Gemeinſchaft unter den Europäiſchen Staaten ſo ſelten war, zu der Bekanntſchaft mit einer Prinzeſſin aus dem Lande der alten Scythen? Wer ſchlug dieſe ſeltſame Heurat vor? Die Geſchichte dieſer finſtern Zeiten beantwortet keine einzige dieſer Fragen.

Es iſt zu glauben, daß der König von Frankreich Heinrich der I. ſich um dieſe Verbindung bewarb, um ſich den geiſtlichen Nekkereien nicht auszuſezen. Es gab damals mancherlei Aberglaube, worunter einer der ſchädlichſten dieſer war, daß man keine Verwandte im ſiebenten Grade heuraten durfte. Faſt alle Europäiſche Regenten waren mit Heinrichen verwandt. Dem ſei wie ihm wolle, genug Anna, die Tochter Jaroslaw's, eines unbekannten Her-

zogs einer unbekannten Ruſſiſchen Provinz, ward Königin von Frankreich, und merkwürdig iſt es, daß ſie, nach dem Tode ihres Mannes, die Regierungsverwaltung nicht führte, und auch keinen Anſpruch darauf machte. Die Geſeze verändern ſich mit der Zeit. Der Graf von Flandern, ein Vaſall des Königreichs, bekam die Verwaltung der Regierung. Die verwittwete Königin verheuratete ſich wieder mit einem Grafen de Crepi. Alles dieſes würde heut zu Tage ſonderbar ſein, und war es damals nicht.

Ueberhaupt ſcheinen jene Jahrhunderte, wenn man ſie mit dem unſrigen vergleicht, die Kindheit des menſchlichen Geſchlechts zu ſein, in allem, was Regierung, Religion, Handel, Künſte, und bürgerliche Rechte, betrift.

Hauptſächlich finden wir ein ſeltſames Schauſpiel an Rom's Herabwürdigung und ſeinen öffentlichen Aergerniſſen; an der Macht des Wahns der, dieſer Erniedrigung ungeachtet, in den Gemütern herrſchte; an der Menge der von den Kaiſern ernannten Päbſte; an der Sklaverei dieſer Päbſte; an ihrer unumſchränkten Gewalt, ſobald ſie ihre Obermacht fühlen, und an dem grenzenloſen Misbrauch dieſer Gewalt. Sylveſter der II., Gerbert, dieſer

Gelehrte des zehnten Jahrhunderts, der für einen Zauberer gehalten ward, weil ein Araber ihm die Rechenkunſt, und einige Anfangsgründe der Geometrie beigebracht hatte, dieſer Lehrer Otto's des III., der zu den Zeiten des Kö- nigs Robert von ſeinem Erzbisthum Rheims vertrieben ward, und den der Kaiſer Otto der III. zum Pabſt ernannte, behauptet noch jezt den Ruhm eines aufgeklärten Mannes und eines klugen Pabſtes. Doch ſteht folgende Er- zälung Adbemar's Chabanois in der Chronik dieſes ſeines Zeitgenoſſen und Bewun- derers.

Ein Franzöſiſcher Herr, Namens Guy, Vi- komte von Limoges, macht dem Biſchofe Gri- moald von Angouleme einige Gerechtſame der Abtei Brantome ſtreitig. Der Biſchof thut ihn in den Bann, und der Vikomte läſſt den Biſchof in's Gefängnis werfen. Dieſe wechſelſeitige Gewaltthätigkeiten waren im ganzen Europa ſehr gewöhnlich, wo immer Gewalt die Stelle des Rechts vertrat.

Die Ehrfurcht für Rom war damals bei die- ſer allgemeinen Anarchie ſo gros, daß der Bi- ſchof, als er auf freien Füſſen war, und der Vikomte von Limoges beide von Frankreich nach

Rom gingen, um ihren Prozes vor dem Pabſt Sylveſter dem II. im verſammelten Konſiſtorium zu führen. Wird man's glauben? Der Vikomte ward verurtheilt von Pferden zerriſſen zu werden, und das Urtheil wäre vollzogen worden, wenn er ſich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Das Vergehen dieſes Herrn, einen Biſchof feſtnemen zu laſſen, der nicht ſein Unterthan war; ſeine Reue, ſeine Unterwürfigkeit gegen Rom, die eben ſo grauſame als abgeſchmakte Sentenz des Konſiſtoriums, ſchildern die Denkungsart dieſer ungeſchliffenen Zeiten vollkommen.

Uebrigens machten ſich weder der König von Frankreich Heinrich der I. Robert's Sohn, noch Philipp der I Heinrich's Sohn, durch irgend eine merkwürdige Begebenheit bekannt; aber ihre Vaſallen, und ihre Untervaſallen, eroberten zu ihren Zeiten Königreiche.

Wir werden ſehn, wie einige Abenteurer aus der Normandie, ohne Beſizthümer, ohne Vermögen, und beinahe ohne Soldaten, die Monarchie beider Sicilien ſtifteten, welche in der Folge ein ſo groſſer Gegenſtand von Streitigkeiten zwiſchen den Schwäbiſchen Kaiſern

und dem Pabſt, zwiſchen den Häuſern Anjou und Arragonien, und zwiſchen Oeſtreich und Frankreich, war.

Fünfunddreiſſigſtes Kapitel.

Eroberung von Neapel und Sicilien durch Normanniſche Edelleute.

Als Karl der Groſſe den Kaiſertitel annam, ſo gab ihm dieſer Titel nichts, als weſſen er ſich durch ſeine Waffen verſichern konnte. Er maaſte ſich die unumſchränkte Oberherrſchaft über das Herzogthum Benevento an, welches damals einen groſſen Theil der Staaten ausmachte, die heut zu Tage unter dem Namen des Königreichs Neapel bekannt ſind. Die Herzoge von Benevento, welche mehr Glük hatten, als die Longobardiſchen Könige, widerſezten ſich ihm und ſeinen Nachfolgern. Apulien, Kalabrien, Sicilien ſtanden den Streiſereien der Araber offen. Umſonſt machten ſich die Griechiſchen und Lateiniſchen Kaiſer die Oberherrſchaft über dieſe Länder ſtreitig. Verſchiedne Privateigenthümer theilten die Beute mit den Sarazenen. Die Völker wuſſten nicht, wem ſie zugehörten,

noch ob ſie von der Römiſchen, oder Griechiſchen Kommunion, oder Muhammedaner wären.

Der Kaiſer Otto der I. übte ſeine Gewalt in dieſen Ländern aus, weil er der Stärkere war. Er machte Kapua zum Fürſtenthum. Otto der II war minder glüklich, und ward von den gegen ihn verbundenen Griechen und Arabern geſchlagen. Die Morgenländiſchen Kaiſer blieben damals im Beſiz Apuliens und Kalabriens; deren Regierung ſie durch einen Katapan beſorgten. Einige Herren hatten Salerno an ſich geriſſen. Diejenigen, welche Benevento und Kapua beſaſſen, ſuchten von dem Gebiete des Katapans an ſich zu bringen, was ſie nur vermochten, und der Katapan entris ihnen wieder, was er konnte. Neapel und Gaeta waren kleine Freiſtaaten, wie Siena und Lukka. Der Geiſt des alten Griechenland's ſchien ſich in dieſe beide kleine Gebiete geflüchtet zu haben. Es ſchien etwas groſſes darinn zu liegen, frei ſein zu wollen, unterdeſſen alle Völker umher Sklaven waren, welche ihre Herren veränderten.

Katapan hies damals ein Gouverneur, heut zu Tage wird der Polizeimeiſter zu Neapel ſo genannt.

D. Ueb.

Die Muhammedaner, welche verſchiedne Schlöſſer beſezt hatten, plünderten ohne Unterſchied die Griechen und die Lateiner. Die Kirchen in den Provinzen des Katapan's ſtanden unter dem Metropolitan von Konſtantinopel, die übrigen unter dem von Rom. Den Sitten konnte man die Vermiſchung ſo vieler Völker, ſo mancherlei Regierungen, und ſo verſchiedner Religion, anmerken. Von dem natürlichen Verſtande der Einwohner war kein Funke zu ſpüren. Man kannte das Land nicht wieder, welches einen Horaz und Cicero hervorgebracht hatte, und einſt das Vaterland eines Taſſo werden ſollte. In ſolcher Lage war dieſe fruchtbare Gegend im zehnten und elften Jahrhunderte von Gaeta bis nach Otranto.

Damals herrſchte der Geſchmak an Pilgerſchaften und an den Abenteuern der Ritterſchaft. Anarchiſche Zeiten erzeugen übertriebnen Heldenmut, deſſen Schwung durch regelmäſſige Regierungen mehr zurükgehalten wird. Funfzig oder ſechzig Franzoſen gehn im Jahr 983 von den Küſten der Normandie nach Jeruſalem, kehren über das Meer bei Neapel zurük, und kommen nach Salerno grade, da dieſe von den Muhammedanern belagerte Stadt ſich von der

Belagrung loskauft. Sie finden die Einwohner mit Zuſammenbringung ihrer Ranzion beſchäftigt, unterdeſſen daß die Sieger in ihrem Lager sich einer unmäſſigen Freude und Schwelgerei überlaſſen.

Dieſe Handvoll Fremden wirft den Belagerten ihre feigherzige Unterwerfung vor, ſezt ſich mitten in der Nacht mit einigen Salernern, welche das Herz haben, ihr zu folgen mutig in Marſch, bricht in das Lager der Sarazenen ein, ſchrekt ſie, ſchlägt ſie in die Flucht, jagt ſie in voller Unordnung in ihre Schiffe, und rettet nicht allein die Schäze von Salerno, ſondern vermehrt ſie noch mit der Beute von ihren Feinden.

Der Fürſt von Salerno erſtaunt, und will ſie mit Geſchenken überhäufen; erſtaunt aber noch mehr, als ſie dieſelben ausſchlagen. Man begegnet ihnen lange zu Salerno, wie es Helden und Befreiern gebührt. Sie müſſen verſprechen, wiederzukommen. Die mit einer ſo erſtaunlichen Begebenheit verbundne Ehre lokt bald mehrere Normänner nach Salerno und Benevento. Die Normänner nemen wieder die Sitte ihrer Väter an, über's Meer in den Krieg zu gehn. Sie dienen bald dem Griechi-

ſchen Kaiſer, bald den Fürſten des Landes, und bald den Päbſten. Es iſt ihnen gleichviel, für wen ſie ſich hervorthun, wenn ſie nur die Frucht ihrer Arbeit genieſſen. Zu Neapel war ein Herzog aufgeſtanden, der die aufkeimende Republik unterjocht hatte. Dieſer Neapolitaniſche Herzog iſt glücklich genug, mit dieſer kleinen Anzal von Normännern eine Allianz zu ſchlieſſen. Sie ſtehn ihm gegen einen Herzog von Benevento bei. Um das Jahr 1030 legen ſie zwiſchen den beiden Ländern die Stadt Averſa an, und dies iſt die erſte Souverainetät, die ſie ſich durch ihre Tapferkeit erwerben.

Bald nachher kommen drei Söhne Tancred's von Hauteville, Guillaume genannt Fier-à-Bras, Drogon und Humfroi, aus dem Ländchen Coutance an. Nichts kann mehr den alten fabelhaften Zeiten gleichen. Dieſe drei Brüder, nebſt den Normännern aus Averſa, begleiten den Katapan nach Sicilien. Guillaume, genannt Fier-a-Bras, erlegt den General der Araber und erficht den Griechen den Sieg. Sicilien wäre den Griechen wieder zugefallen, wären dieſe nicht undankbar geweſen. Aber der Katapan fürchtete ſich vor den Franzoſen, die ihn be-

ſchüzten. Er betrug ſich ungerecht gegen ſie, und zog ſich ihre Rache zu. Sie kehren nun ihre Waffen gegen ihn ſelbſt. Drei = bis vier= 1041.
hundert Normänner bemächtigen ſich beinahe des ganzen Apuliens. Die That ſcheint unglaublich; aber die Abenteurer des Landes ſtoſſen zu ihnen, werden unter ihrer Anführung tüchtige Soldaten, und die Kalabrier, die durch Mut ihr Glük machen wollen, werden eben ſo viele Normänner. Guillaume Fier=a=Bras macht ſich ſelbſt zum Grafen von Apulien, und frägt weder Kaiſer, noch Pabſt, noch benachbarte Güterbeſizer um Rat, ſondern blos ſeine Soldaten, wie es immer die erſten Könige jedes Landes gemacht haben. Jeder Normänniſche Hauptmann bekam eine Stadt, oder ein Dorf, zu ſeinem Antheil.

Nach Guillaum's Tode ward ſein Bruder 1046.
Drogon zum Beherrſcher von Apulien erwählt. Darauf gehn auch Robert Guiscard und ſeine beide jüngern Brüder von Coutance ab, um an ſo groſſem Glük Theil zu nemen. Der alte Tancred erſtaunt darüber, daß er Vater eines Geſchlechts von Eroberern iſt. Bei dem bloſſen Namen der Normänner zittern alle Nachbaren von Apulien, und ſelbſt die Päbſte.

Robert Guiscard und ſeine Brüder, denen ein Hauſe ihrer Landsleute folgt, ziehn in kleinen Truppen, als Pilger, nach Rom. Sie gehn, mit ihrem Pilgerſtabe in der Hand, weiter, und kommen endlich nach Apulien.

Der Kaiſer Heinrich der IV. war ſtark genug, in Rom zu regieren, nicht aber, ſich dieſen Eroberern ſogleich zu widerſezen. Er belehnte ſie freilich mit dem, was ſie an ſich geriſſen hatten. Sie beſaſſen damals ganz Apulien, die Grafſchaft Averſa, und die Hälfte von Benevento.

So ward denn dieſe Familie bald nachher eine königliche Familie, Stifterin der Königreiche Neapel und Sicilien, und Lehnsträgerin des Reichs. Wie war es möglich, daß dieſer Theil des Reichs ſo ſchnell von demſelben abgeriſſen, und ein Lehn des Römiſchen Bisthums werden konnte, zu einer Zeit, da die Päbſte faſt gar kein Land beſaſſen, in Rom nicht die Oberherrſchaft hatten, und ſelbſt in der Ankonitaniſchen Mark nicht anerkannt wurden, welche Otto der Groſſe ihnen, wie man ſagt, geſchenkt hatte?

Dieſe Begebenheit ſezt faſt eben ſo ſehr in Erſtaunen, als die Eroberungen der Normänner.

ſchen Edelleute. Hier iſt die Aufloͤſung dieſes Raͤtſels: Der Pabſt Leo der IX. wollte die Stadt Benevento haben, welche den von Karl'n dem Groſſen aus ihrem Beſiz vertriebnen Fuͤrſten aus dem Hauſe der Longobardiſchen Koͤnige gehoͤrte. Der Kaiſer Heinrich der III. gab ihm wirklich dieſe Stadt gegen Abtretung des Bambergiſchen Lehns in Teutſchland. Durch dieſe Schenkung ſind die Paͤbſte heut zu Tage Herren von Benevento. Die neuen Normanniſchen Fuͤrſten waren gefaͤhrliche Nachbarn. Eroberungen fuͤhren immer ſehr groſſe Ungerechtigkeiten mit ſich. Sie begingen dergleichen auch, und der Kaiſer haͤtte gewuͤnſcht, Vaſallen zu haben, die nicht ſo furchtbar waͤren. Leo der IX. that ſie in den Bann, und ſezte ſich in den Kopf, ſie mit einer Teutſchen Armee zu bekriegen, womit Heinrich der III. ihn verſorgte. Die Geſchichte ſagt nicht, wie die Ausbeute dieſes Kriegeszuges vertheilt werden ſollte. Wir erfahren blos, daß die Armee zahlreich war; daß der Pabſt noch Italieniſche Truppen dazu ſtoſſen lies, welche, wie zu einem heiligen Kriege, angeworben wurden, und daß unter den Hauptleuten viele Biſchoͤfe befindlich waren.

1053.

Die Normänner, welche immer in kleiner Anzal geſiegt hatten, waren viermal ſchwächer, als der Pabſt, aber ſie waren des Kriegs gewohnt. Robert Guiscard, ſein Bruder Humfried, und der Graf von Averſa Richard, jeder an der Spize eines auserleſnen Haufens, hieben die Teutſche Armee in Stükken, und verjagten die Italieniſche. Der Pabſt flüchtete nach Civitade im Kapitanat, nicht weit vom Schlachtfelde. Die Normänner gehn ihm nach, nemen ihn gefangen, und führen ihn ſo in die Stadt Benevento, die der erſte Gegenſtand dieſer Unternemung war.

Man hat dieſen Pabſt Leo den IX. unter die Heiligen geſezt. Vermutlich that er Buſſe dafür, daß er unnüzerweiſe ſo viel Blut vergoſſen und ſo viele Geiſtliche in den Krieg gezogen hatte. So viel iſt gewis, daß es ihn reute, vornemlich als er ſahe, wie ehrfurchtsvoll ſeine Ueberwinder mit ihm umgingen, und mit welcher Unbiegſamkeit ſie ihn ein ganzes Jahr in der Gefangenſchaft feſt hielten. Benevento gaben ſie den Longobardiſchen Fürſten wieder, und nur erſt nach dem Ausſterben dieſes Hauſes bekamen die Päbſte endlich dieſe Stadt.

Es

Es läſſt ſich leicht begreifen, daß die Normänniſchen Fürſten unzufriedner mit dem Kaiſer waren, der eine furchtbare Armee hergegeben, als mit dem Pabſt, der dieſelbe kommandirt hatte. Sie muſſten ſich auf immer von den Anſprüchen oder Gerechtſamen zweier Kaiſerthümer befreien, zwiſchen welchen ſie mitten inne lagen. Sie ſezen ihre Eroberungen fort, und nemen Kalabrien und Kapua zu einer Zeit weg, da **Heinrich der IV.** noch minderjährig, und die Griechiſche Regierung noch ſchwächer war, als eine minderjährige.

Die Söhne **Tancred's von Hauteville** eroberten ſonach Kalabrien; die Nachkommen der erſten Befreier eroberten Kapua. Zwiſchen dieſen beiden ſiegreichen Dynaſtien fielen nie ſolche Streitigkeiten vor, welche die Sieger ſo oft veruneinigen und ſchwächen. Zum Beſten der Geſchichte mus ich mich hier einen Augenblik verweilen, und bemerken, daß **Richard von Averſa**, welcher Kapua bezwang, ſich mit Beobachtung eben ſolcher Ceremonien von Einſegnung und heiligem Oele krönen lies, als man bei dem Uſurpator **Pipin**, dem Vater **Karl's des Groſſen**, beobachtet hatte. Die Herzoge von Benevento hatten ſich immer ſo ſalben laſſen.

Richard's Nachfolger machten es eben ſo. Nichts beweiſt deutlicher, daß jeder ſolche Ceremonien nach ſeiner Willkühr einführt.

Robert Guiscard, Herzog von Apulien und Kalabrien, und Richard, Graf von Averſa und Kapua, die dieſe Beſizungen ihren Degen zu danken hatten, und Beide vom Kaiſer unabhängig ſein wollten, brauchten in Anſehung ihrer Länder eine Vorſicht, welcher ſich verſchiedne Privatperſonen, in dieſen unruhigen und räubriſchen Zeiten, in Anſehung ihrer Erbgüter bedienten. Man gab ſie nemlich der Kirche, unter dem Namen eines Opfers, Oblata, und hatte den Genus derſelben gegen eine kleine unbedeutende Abgabe. Dies war ein Hülfsmittel der Schwachen unter den ſtürmiſchen Italieniſchen Regierungen. Die Normänner, ob ſie gleich mächtig waren, gebrauchten es wie eine Schuzwehr gegen Kaiſer, welche mächtiger werden konnten. Robert Guiscard und Richard von Kapua waren von dem Pabſt Leo dem IX. in den Bann gethan worden, und hatten ihn gefangen geſezt. Eben dieſe Ueberwinder wurden von Nikolas dem II. in den Bann gethan, und huldigten ihm.

Robert Guiskard und der Graf von Kapua unterwarfen alſo dem Schuze der Kirche, in die Hände Nikolas des II, nicht allein alles, was ſie bis jezt weggenommen hatten, ſondern auch alles, was ſie noch in der Folge wegnemen könnten. Der Herzog Robert huldigte ſogar wegen Sicilien, das er noch nicht hatte. Er erklärte ſich zum Lehnsträger des heiligen Stuhls in Anſehung aller ſeiner Staaten, und verſprach eine Abgabe von zwölf Deniers für jeden Pflug, welches nichts Geringes war. Dieſe Huldigung war ein Werk ſtaatskluger Frömmigkeit, und konnte angeſehn werden wie der heilige Peterspfennig, den England dem heiligen Stuhl entrichtete, und wie die zwei Pfund Goldes, welche die erſten Könige von Portugall gaben, kurz wie die freiwillige Unterwerfung ſo vieler Königreiche unter die Kirche. 1059.

Nach allen in Europa eingeführten Geſezen des Lehnrechts aber konnten dieſe Fürſten, da ſie Vaſallen des Reichs waren, ſich keinen andern Lehnsherren wählen. Sie machten ſich dadurch der Felonie gegen den Kaiſer ſchuldig, der nun befugt war, ihre Staaten einzuziehn. Die Streitigkeiten zwiſchen der Kirche und dem Reich, welche dazwiſchen kamen, und mehr noch

die eigne Macht der Normänniſchen Fürſten, ſezten die Kaiſer auſſer Stand, ihre Rechte auszuüben. Indem ſich dieſe Erobrer zu Vaſallen der Päbſte machten, wurden ſie die Beſchüzer, und oft auch die Gebieter, ihrer neuen Lehnsherren. Der Herzog Robert erhielt eine Fahne vom Pabſt, und da er nun aus einem Feinde der Kirche ihr Hauptmann geworden war, ging er mit ſeinem Bruder Roger nach Sicilien. Sie nemen dieſe Inſel den Griechen und Arabern ab, welche dieſelbe damals gemeinſchaftlich
1066. beſaſſen. Die Muhammedaner und Griechen unterwarfen ſich unter der Bedingung, daß ſie bei ihren Religionen und Gebräuchen gelaſſen würden.

Man muſſte nun die Eroberung alles deſſen vollenden, was heut zu Tage zum Königreich Neapel gehört. Es waren noch die Fürſten von Salerno übrig, welche von denenjenigen abſtammten, die zuerſt die Normänner in dieſes Land gerufen hatten. Endlich wurden auch dieſe von den Normännern verjagt. Der Herzog Robert nam Salerno weg. Sie flüchteten nach Campagna di Roma unter den Schuz Gregor's des VII., des nemlichen Pabſtes, vor welchem die Kaiſer zitterten. Robert, der

ſer Vaſall und Beſchüzer der Kirche, verfolgt ſie dahin. Gregor der VII. ermangelt nicht, ihn in den Bann zu thun. Die Folge dieſes Bannes iſt die Eroberung des ganzen Landes von Benevento, welches Robert, nach dem Tode des lezten Beneventiniſchen Herzogs vom Longobardiſchen Stamme, ſich unterwirft.

Gregor der VII., der uns gegen Kaiſer und Könige ſo ſtolz und ſchreklich erſcheinen wird, iſt lauter Herablaſſung gegen den exkommunicirten Robert. Er giebt ihm die Abſolution, und be- 1077.
kommt dafür die Stadt Benevento, welche ſeit dieſer Zeit immer in den Händen des heiligen Stuhls geblieben iſt.

Bald nachher brechen die groſſen Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer Heinrich dem IV. und eben dieſem Gregor dem VII. aus. Heinrich hatte ſich der Stadt Rom bemächtigt, und 1084.
belagerte den Pabſt in dem Schloſſe, das hernach die Engelsburg genannt ward. Robert eilt aus Dalmatien herbei, wo er mit neuen Erobrungen beſchäftigt war, befreit den Pabſt, troz den Teutſchen und Römern, die ſich wider ihn vereinigt hatten, verſichert ſich ſeiner Perſon und führt ihn nach Salerno, wo dieſer Pabſt, der ſo viel Könige abſezte, im Schuz und

in der Gefangenſchaft eines Normänniſchen Edelmanns ſtarb.

Wir müſſen uns nicht wundern, in ſo vielen Romanen irrende Ritter vorgeſtellt zu finden, welche durch ihre Thaten groſſe Herren, und in kaiſerliche Familien aufgenommen werden. Dies trug ſich grade mit dieſem Robert Guiskard zu, und wir werden es bei den Kreuzzügen noch öfterer ſehen. Robert verheuratete ſeine Tochter an Konſtantin, dem Sohn des Kaiſers Michael Ducas zu Konſtantinopel. Dieſe Ehe war nicht glüklich. Er war bald gezwungen, ſeine Tochter und ſeinen Eidam zu rächen, und beſchlos, den Orientaliſchen Kaiſer abzuſezen, nachdem er den Occidentaliſchen gedemütigt hatte.

Am Konſtantinopoliſchen Hofe ſah es beſtändig ſtürmiſch aus. Michael Ducas ward vom Nicephorus Botoniates vom Thron geſtoſſen, Robert's Eidam Konſtantin ward kaſtrirt, und Alexis Comnenes, dem die Kreuzfahrer ſo übel mitſpielten, beſtieg endlich den Thron. Während dieſer Unruhen rükte
1084. Robert ſchon durch Dalmatien und Macedonien vor, und verbreitete Schrekken bis nach Konſtantinopel. Bohemond, ſein Sohn er-

ſter Ehe, der in den Kreuzzügen ſo berühmt ward, begleitete ihn zu dieſer Erobrung eines Kaiſerthums. Wir ſehen daraus, wie ſehr Alexis Komnenes Urſach hatte, die Kreuzfahrer zu fürchten, weil Bohemond damit begann, ihn vom Throne ſtoſſen zu wollen.

Robert's Tod auf der Inſel Korfu machte 1085. ſeinen Unternemungen ein Ende. Die Prinzeſſin Anna Komnena, Tochter des Kaiſers Alexis, welche einen Theil dieſer Geſchichte ſchrieb, brtrachtet den Robert lediglich als einen Räuber, und entrüſtet ſich, daß er die Verwägenheit gehabt, ſeine Tochter an den Sohn eines Kaiſers zu verheuraten. Sie hätte bedenken ſollen, daß ſelbſt die Geſchichte des Kaiſerthums ihr Beiſpiele von noch gröſſern Glüksfällen vor Augen ſtellte, und daß alles in der Welt der Macht und Gewalt nachgiebt.

Sechsunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Sicilien insbeſondre, und von dem Recht, Legaten auf dieſe Inſel zu ſchikken.

Der Gedanke das Konſtantinopoliſche Kaiſerthum zu erobern, verſchwand mit Robert's Tode; aber die Beſizungen ſeiner Familie in Ita-

lien befeſtigten ſich immer mehr und mehr. Der Graf Roger, ſein Bruder, blieb Herr in Sicilien. Der Herzog Roger, ſein Sohn, blieb im Beſiz faſt aller der Länder, welche unter dem Namen des Königreichs Neapel begriffen werden. Bohemond, ſein andrer Sohn eroberte hernach Antiochien, nachdem er vergeblich verſucht hatte, mit ſeinem Bruder, dem Herzog Roger, die Staaten zu theilen.

Warum namen, denn weder der Graf Roger, als Beherrſcher von Sicilien, noch ſein Neffe Roger, als Herzog von Apulien, gleich damals den Königstitel an? Alles will Zeit haben. Roger Guiskard, der erſte Erobrer, war als Herzog von dem Pabſt Nikolas dem II. belehnt, und ſein Brüder Roger hatte von Robert Guiskard die Belehnung als Graf von Sicilien empfangen. Alle dieſe Ceremonien gaben blos Titel, und vermehrten die Gewalt im mindeſten nicht. Aber dieſer Graf von Sicilien erwarb ſich ein Recht, das immer beigeblieben iſt, und das kein König in Europa hatte, er ward nemlich der zweite Pabſt auf ſeiner Inſel.

Die Päbſte hatten ſich in den Beſiz des Rechts geſezt, durch die ganze Chriſtenheit ſo

genannte Geſandten *a latere* zu ſchikken, welche über alle Kirchen Gerichtsbarkeit ausübten, Zehnten von denſelben forderten, Pfründen austheilten, und die Päbſtliche Macht ſo weit ausdehnten, als es die Umſtände und das Intereſſe der Regenten nur immer erlauben wollten. Das Weltliche, das faſt immer mit dem Geiſtlichen vermengt ward, war ihnen unterworfen, und ſie zogen auch Civilprozeſſe vor ihren Richterſtuhl. Sobald nur auf irgend eine Weiſe das Geiſtliche mit dem Weltlichen zuſammen kam, bei Ehen, Teſtamenten, eidlichen Verſprechungen und dergleichen, ſo gehörte alles vor ihr Gericht. Es waren alſo Prokonſule, welche der geiſtliche Kaiſer der Chriſten in den ganzen Occident ausſandte. Dadurch fuhr Rom, das ſchwache Rom, das immer in Anarchie lebte, zuweilen auch Teutſche Sklavenketten trug, und allen Geiſſeln der Natur Preis gegeben war, fort, die Gebieterin der Nationen zu ſein. Daher kommt es, daß die Geſchichte jedes Volks immer auch die Geſchichte Rom's iſt.

Urban der II. ſchikte einen Legaten nach Sicilien, ſobald der Graf Roger dieſe Inſel den Muhammedanern und Griechen weggenommen hatte, und die Lateiniſche Kirche daſelbſt einge-

richtet war. In der That ſchien dieſes Land vor allen übrigen Ländern eines Legaten am meiſten zu bedürfen, um bei einem Volke, deſſen eine Hälfte aus Muhammedanern beſtand, und die andern von der Griechiſchen Kommunion war, die Hierarchie in Ordnung zu bringen. Und gleichwohl war dies das einzige Land, aus welchem die Legation auf immer verbannt ward. Der Graf Roger, als Wohlthäter der Lateiniſchen Kirche, zu welcher er Sicilien zurükgebracht hatte, konnte nicht leiden, daß man einen König, unter dem Namen eines Legaten, in ſein erobertes Land ſchikte.

Der Pabſt Urban, der einzig und allein mit den Kreuzzügen beſchäftigt war, und eine Familie von Helden nicht beleidigen wollte, die zu dieſer groſſen Unternemung ſo notwendig war, bewilligte im Jahr 1098., als dem lezten ſeines Lebens, dem Grafen Roger eine Bulle, wodurch er ſeinen Legaten zurükberief, und ernannte Roger'n, und ſeine Nachfolger, zu gebornen Legaten des heiligen Stuhls in Sicilien, legte ihnen auch alle Rechte und Gewalt dieſer zugleich geiſtlichen und weltlichen Würde bei.

Dies iſt das berühmte Recht, das man die Monarchie von Sicilien zu nennen pflegt,

oder das mit dieſer Monarchie verbundne Recht, welches die Päbſte in der Folge abſchaffen wollten, die Könige von Sicilien aber behauptet haben. Iſt dieſes Recht mit dem Chriſtlichen Kirchenregiment unverträglich, ſo iſt klar, daß Urban es nicht vergeben konnte. Iſt es ein Gegenſtand der Kirchenzucht, der nicht gegen die Religion anſtößſt, ſo iſt nicht minder klar, daß jede Regierung befugt iſt, ſich daſſelbe anzumaaſſen. Dieſes Privilegium iſt im Grunde nichts anders, als das Recht Konſtantin's und aller Kaiſer, die ganze Polizei ihrer Staaten zu verwalten. Indeſſen hat ſich im ganzen Katholiſchen Europa keiner, als ein Normänniſcher Edelmann, dieſes Recht, und noch dazu an der Schwelle Rom's, zu verſchaffen gewuſſt.

Der Sohn dieſes Grafen Roger bekam die 1130. ganze Erbſchaft dieſer Normänniſchen Familie. Er lies ſich zum Könige von Sicilien und Apulien krönen und ſalben. Neapel war damals ein kleines Städtchen, gehörte ihm noch nicht, und konnte dem Königreiche nicht den Namen geben. Es hatte ſich immer als ein Freiſtaat unter einem Herzoge erhalten, der von den Konſtantinopoliſchen Kaiſern abhing; und dieſer

Herzog war bisher noch immer durch Geſchenke dem Ehrgeiz der Erobrerfamilie entgangen.

Dieſer erſte König Roger huldigte dem heiligen Stuhl. Es waren damals zwei Päbſte. Der eine war der Sohn eines Juden, Namens Leo, und hies Anaklet; der heilige Bernhard nennt ihn die Jüdiſche Brut, judaicam ſobolem. Der andre hies Innocenz der II. Der König Roger erkannte den Anaklet, weil der Kaiſer Lothar der II. den Innocenz anerkannte. Und dieſem Anaklet leiſtete er ſeine unbedeutende Huldigung.

Die Kaiſer konnten die Normänniſchen Erobrer für nichts anders, als für Kronenräuber, anſehn. Auch ſchrieb der heilige Bernhard, welcher ſich in alle Angelenheiten der Päbſte und der Könige miſchte, eben ſo wohl gegen den Roger, als gegen den Judenſohn, der ſich für ſein baares Geld hatte zum Pabſt machen laſſen. Der eine, ſagt er, hat den Stuhl des heiligen Petrus, und der andre Sicilien, räubriſch an ſich geriſſen; dem Kaiſer kömmt es zu, Beide zu züchtigen. Es war alſo damals ausgemacht,

daß die Oberlehnsherrſchaft des Pabſtes über dieſe beide Provinzeu nur uſurpirt war.

Der König Roger unterſtüzte den Anaklet, der in Rom immer anerkannt ward. Lothar ergreift dieſe Gelegenheit den Normännern ihre Erobrungen wegzunemen. Er marſchirt mit dem Pabſt Innocenz dem II. gegen Apulien. Die Normänner ſcheinen Recht gehabt zu zu haben, von den Kaiſern nicht abhängen zu wollen, ſondern zwiſchen das Reich und Neapel eine Vormauer zu ſezen. Roger, der kaum König geworden war, ſtand im Begrif, alles zu verlieren.

Er belagerte Neapel, als der Kaiſer ihm auf den Hals kam. Er wird geſchlagen, und verliert faſt alle ſeine Provinzen auf dem feſten Lande. Innocenz der II. thut ihn in den Bann und verfolgt ihn. Der heilige Bernhard begleitete den Kaiſer und den Pabſt, und bemühte ſich vergeblich, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der überwundne Roger 1137.
flüchtet nach Sicilien. Der Kaiſer ſtirbt. Alles ändert ſich. Der König Roger und ſein Sohn erobern ihre Provinzen wieder. Der Pabſt Innocenz der II., der endlich in Rom anerkannt wird, und mit denen Fürſten in Verbin-

dung ſteht, denen Lothar dieſen Provinzen gegeben hatte, überdies auch ein unverſöhnlicher Feind des Königs war, ſezt ſich, wie Leo der IX. an die Spize einer Armee. Er wird, wie jener, geſchlagen und gefangen genommen.
1139. Was konnt' er nun thun? Er macht's, wie ſeine Vorgänger; giebt Abſolutionen und Belehnungen, und macht ſich Beſchüzer gegen das Römiſche Reich aus eben derſelben Normänniſchen Familie, gegen welche er das Römiſche Reich zu Hülfe gerufen hatte.

Bald nachher unterwirft ſich der König Neapel und das wenige was ihm noch fehlte, um ſeinem Reich von Gaeta bis Brindiſi eine ununterbrochne Lage zu verſchaffen. Die Monarchie bekömmt die Geſtalt, die ſie noch heut zu Tage hat. Neapel wird die ruhige Hauptſtadt des Königreichs, und die Künſte fangen an, in dieſen ſchönen Provinzen wieder etwas aufzublühen.

Nachdem wir geſehn haben, wie Edelleute aus Coutance das Königreich Neapel und Sicilien geſtiftet haben, müſſen wir nun auch ſehen, wie ein Herzog von der Normandie, und Pair von Frankreich, England eroberte. Ueberaus auffallend ſind alle dieſe Streifereien,

Einfälle und Auswanderungen, welche am Ende des vierten Jahrhunderts ihren Anfang namen, und bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts dauerten, zulezt aber ſich mit den Kreuzzügen endigten. Alle Nationen von Europa haben Vermiſchungen erfahren, und es iſt faſt keine einzige, die nicht ihre Uſurpatoren gehabt hätte.

Siebenunddreiſſigſtes Kapitel.

Englands Eroberung durch Wilhelm Herzog der Normandie.

Unterdeſſen daß die Söhne **Tankred's von Hauteville** in ſolcher Entfernung Königreiche ſtifteten, eroberten die Herzoge ihrer Nation eins, welches beträchtlicher geworden iſt, als beide Sicilien. Die Britanniſche Nation war, troz ihrem Stolze, dazu beſtimmt, ſich immer von Ausländern beherrſcht zu ſehn. Nach **Alfre'ds** Tode, der im Jahr 900. erfolgte, ſank England in Verwirrung und Barbarei zurük. Seine erſten Ueberwinder, die alten Angelſachſen, und ſeine neuen Uſurpatoren, die Dänen, machten ſich immer den Beſiz deſſelben ſtreitig, und neue Däniſche Seeräuber kamen oft dazu,

und theilten ſich in die Beute. Dieſe Seeräuber waren noch immer ſo furchtbar, und die Engländer ſo ſchwach, daß man ſie um das Jahr 1000. nicht anders, als durch Erlegung von acht und vierzig tauſend Pfund Sterling, los werden konnte. Um dieſe Summe aufzubringen, legte man eine Taxe auf, die lange Zeit in England fortdauerte, wie die mehrſten andern Taxen, die man immer zu erheben fortfährt, wenn gleich das Bedürfnis aufhört. Dieſer erniedrigende Tribut ward Dänengeld, (Danngelt), genannt.

Canut, König von Dännemark, den man den Groſſen nennt, und der nichts als groſſe Grauſamkeiten ausgeübt hat, brachte im Jahr 1017. Dännemark und England unter ſeine Botmäſſigkeit. Die eingebornen Engländer wurden damals wie Sklaven behandelt. Die gleichzeitigen Schriftſteller geſtehn, daß, wenn ein Engländer einem Dänen begegnete, er ſo lange ſtill ſtehn muſſte, bis der Däne vorübergegangen war.

Als Canut's Geſchlecht im Jahr 1041. ausgeſtorben war, traten die Stände des Königreichs wieder in ihre Freiheitsrechte, und übertrugen die Krone einem Nachkommen der alten

Angelſachſen, Eduard, mit dem Zunamen der Heilige, oder der Bekenner. Einer von den groſſen Fehlern, oder vielmehr von den groſſen Unglükſfällen dieſes Königs war, daß er mit ſeiner Gemalin Edithe, der Tochter des mächtigſten Einſaſſen des Königreichs, keine Kinder hatte. Er haſſte ſeine Gemalin ſowohl, als ſeine eigne Mutter, aus Staatsurſachen, und entfernte ſie von einander. Die Unfruchtbarkeit ſeiner Ehe war ihm zur Heiligſprechung behülflich. Man behauptete, er hätte das Gelübde der Keuſchheit gethan, das an einem Ehemanne unbeſonnen, und an einem Könige, der Erben brauchte, abgeſchmakt war. Dieſes Gelübde, wenn es wahr iſt, ſchmiedete neue Ketten für England.

Uebrigens haben die Mönche behauptet, daß dieſer Eduard der erſte König in Europa war, der die Gabe hatte, Kröpfe zu heilen. Er hatte ſchon ſieben oder acht Blinden das Geſicht wiedergegeben, als ihn eine arme Frau von kalter Natur antrat. Er heilte ſie auf der Stelle mit dem Zeichen des Kreuzes, und machte ſie fruchtbar, da ſie zuvor unfruchtbar war. Die Könige von England haben ſich ſeitdem das Vorrecht angemaaſſt, nicht etwan unfruchtbare Weiber fruchtbar, auch nicht Blinde ſe-

hend zu machen, ſondern die Kröpfe anzurühren, die ſie nicht heilen konnten.

Der heilige Ludwig in Frankreich, als Lehnsherr der Könige von England, berührte auch die Kröpfe, und ſeine Nachfolger genoſſen eben dieſes Vorrechts. Wilhelm der III. vernachläſſigte daſſelbe in England, und es wird eine Zeit kommen, da die Vernunft, welche in Frankreich ſchon einige Fortſchritte macht, dieſe Gewohnheit gänzlich abſchaffen wird.

Wir ſehn überall, daß die Gewohnheiten und Sitten jener Zeiten von den unſrigen ſchlechterdings verſchieden ſind. Wilhelm, Herzog der Normandie, der England eroberte, weit entfernt, irgend ein Recht auf England zu haben, hatte nicht einmal ein Recht auf die Normandie, wenn anders die Geburt ein ſolches Recht gäbe. Sein Vater, der Herzog Robert, der ſich nie verheuratet, hatte ihn mit einer Kürſchnertochter von Falaiſe gezeugt, welcher die Geſchichte den Namen Harlot beilegt, der damals, ſo wie noch jezt in der Engliſchen Sprache, eine Beiſchläferin, oder ein öffentliches Mädchen, bedeutete. Der im ganzen Oriente, und im Jüdiſchen Geſez, erlaubte Gebrauch der Beiſchläferinnen, war im

neuen Geſeze nicht erlaubt. Nur die Gewohnheit rechtfertigte denſelben. Man ſchämte ſich ſo wenig der Herkunft aus einer ſolchen Verbindung, daß Wilhelm, wenn er ſchrieb, ſich oft unterzeichnete: Wilhelm, Baſtard. Es iſt noch ein Brief von ihm an den Grafen Alain von Bretagne vorhanden, wo er ſich ſo unterſchreibt.

Die Baſtarde erbten oft; denn es iſt ausgemacht, daß in allen Ländern, wo die Menſchen nicht durch feſtſtehende, öffentliche, und anerkannte Geſeze regiert wurden, der Wille eines mächtigen Fürſten das einzige Geſezbuch war. Wilhelm ward von ſeinem Vater, und von den Ständen, zum Erben des Herzogthums erklärt, und er behauptete ſich in der Folge, durch ſeine Geſchiklichkeit und Tapferkeit, gegen alle diejenigen, die ihm ſein Eigenthum ſtreitig machen wollten. Er herrſchte friedlich über die Normandie, und Bretagne huldigte ihm. Nach dem Tode **Eduard's des Bekenners** machte er Anſprüche auf das Königreich England; denn das Erbfolgerecht ſchien damals in keinem Europäiſchen Staat eingeführt zu ſein. Teutſchland war ein Wahlreich, Spanien unter Chriſten und Muſulmanen getheilt. Die Lombar-

dei änderte ihre Herren alle Tage. Das in Frankreich vom Thron geſtoſſne Geſchlecht der Karolinger iſt ein Beweis, was Gewalt gegen Geburtsrecht vermag. Eduard der Beichtiger hatte den Thron nicht durch Erbſchaft erhalten. Harold, Eduard's Nachfolger, war nicht von ſeiner Familie, hatte aber das allerunbeſtreitbarſte aller Rechte, die Stimmen einer ganzen Nation, für ſich.

Wilhelm der Baſtard hatte weder Wahlrecht noch Erbrecht für ſich, noch irgend einigen Anhang in England. Er behauptete, daß, auf einer Reiſe, die er ehmals nach dieſer Inſel gethan, der König Eduard ihn in einem Teſtamente, das niemand jemals geſehn hat, zum Erben eingeſezt hätte. Auch ſagte er, daß er den Harold vormals aus dem Gefängniſſe befreit, und daß Harold ihm ſeine Rechte auf England abgetreten hätte. Er unterſtüzte ſeine ſchwache Gründe mit einer ſtarken Armee.

Die Barone der Normandie, die als Landſtände verſammelt waren, wollten ihrem Herzoge zu dieſem Zuge kein Geld geben; weil die Normandie, wenn es ihm nicht glükte, arm gemacht, und, wenn es ihm gelänge, eine Provinz von England, werden würde. Ver-

ſchiedne Normänner aber verſuchten ihr Glük mit ihrem Herzoge. Ein einziger Herr, Namens Fiz-Osborn, rüſtete, auf eigne Koſten, vierzig Schiffe aus. Der Graf von Flandern, Schwiegervater des Herzogs Wilhelm, ſtand, ihm mit einigem Gelde bei. Der Pabſt Alexander der II. billigte ſein Vorhaben, und that alle diejenigen in den Bann, welche ſich Wilhelm's Unternemungen widerſezen würden. Das hies mit der Religion geſpielt; aber die Völker waren dergleichen Entweihungen ſchon gewohnt, und die Fürſten zogen Nuzen daraus.

Wilhelm ging mit einer zalreichen Flotte von Saint-Valeri ab. Man weis weder die Anzal ſeiner Schiffe, noch ſeiner Soldaten. Er landete auf den Küſten von Suſſex, und bald nachher fiel in dieſer Provinz die berühmte Schlacht bei Haſtings vor, welche ganz allein Englands Schikſal entſchied. Die alten Chroniken erzälen, daß im erſten Gliede der Normänniſchen Armee ein Schildknappe, Namens Taillefer, der auf einem geharniſchten Pferde ritt, Roland's Lied ſang, welches ſo lange in dem Munde aller Franzoſen geweſen iſt, ohne daß das geringſte Fragment davon übrig geblieben.

Den 14. Oktober 1066.

Nachdem dieſer Taillefer das Lied angeſtimmt hatte, welches die Soldaten wiederholten, warf er ſich zuerſt unter die Engländer, und ward erſchlagen. Der König Harold, und der Herzog der Normandie, ſtiegen vom Pferde und fochten zu Fus. Die Schlacht dauerte ſechs Stunden. Die Reiterei, welche anfing, an allen andern Orten die ganze Stärke der Armeen auszumachen, ſcheint in dieſer Schlacht nicht gebraucht worden zu ſein. Die beiderſeitigen Truppen beſtanden aus Fusvolk. Harold, nebſt zwei ſeiner Brüder, blieben auf dem Plaze.

Der Sieger ging auf London los, und lies ſich eine geweihte Fahne vortragen, welche der Pabſt ihm geſchikt hatte. Dieſe Fahne war das Zeichen, zu welchem ſich alle Biſchöfe ſchlugen, und zu ſeiner Partei traten. Sie kamen, nebſt dem Magiſtrat von London an's Thor, und überreichten ihm die Krone, die man dem Sieger nicht vorenthalten konnte.

Einige Schriftſteller nennen dieſe Krönung eine freie Wahl, eine Art von Machtſpruch des Engliſchen Parlaments. Es iſt nichts mehr und nichts weniger, als die Machthandlung von Leuten, welche das Recht des Krieges zu

Sklaven gemacht hat, und die ihren Herren das Recht zugeſtehn, ſie zu prügeln.

Weil Wilhelm vom Pabſt zu dieſem Zuge eine Fahne bekommen hatte, ſo ſchikte er demſelben zur Belohnung die Leibfahne des in der Schlacht gebliebnen Königs Harold, und einen kleinen Theil des kleinen Schazes, den ein damaliger König von England haben konnte. Das war ein anſehnliches Geſchenk für dieſen Pabſt Alexander den II., der ſich noch immer mit Honorius dem II um den Päbſtlichen Stuhl zankte, und der, am Ende eines langwierigen bürgerlichen Krieges in Rom, bettelarm war. So theilte alſo ein Barbar, ein Baſtard, ein Mörder eines rechtmäſſigen Königs, die Beute dieſes leztern mit einem andern Barbaren. Denn wenn man die Namen Herzog der Normandie, König von England, und Pabſt, wegnimmt, ſo bleibt nichts übrig, als die Geſchichte eines Normänniſchen Räubers, und eines Longobardiſchen Diebeshehlers; und das iſt im Grunde die Geſchichte einer jeden Uſurpation.

Wilhelm verſtand ſich auf das Regieren, wie auf das Erobern. Seine Regierung zeichnete ſich durch die Unterdrükkung verſchiedner

Empörungen, durch die Vereitelung der Däniſchen Angriffe, und durch ſtrenge Geſeze, aus, welche mit Härte vollzogen wurden. Alte Britten, Däuen, Angelſachſen, alles ward in gleicher Sklaverei gehalten. Die Normänner, welche Antheil am Siege gehabt hatten, theilten, durch ſeine Freigebigkeit, die Ländereien der Ueberwundnen unter ſich. Daher kommen alle die Normänniſchen Familien, deren Nachkommen, oder wenigſtens ihre Namen, noch jezt in England vorhanden ſind. Er lies ein genaues Verzeichnis von allen Gütern der Unterthanen aufnemen, ſie mochten ſein von welcher Art ſie wollten. Man behauptet, daß er ſich dadurch in England ein jährliches Einkommen von viermalhunderttauſend Pfund Sterling zu verſchaffen wuſſte, welches heut zu Tage ungefähr fünf Millionen Pfund Sterling, und mehr als hundert Millionen Franzöſiſcher Livres, ausmachen würden. Es fällt in die Augen, daß die Geſchichtſchreiber ſich hierin geirrt haben. Der heutige Staat von England, welcher Schottland und Irrland in ſich begreift, hat keine gröſſre Einkünfte, wenn man davon abzieht, was für alte Schulden der Regierung bezalt wird.

Das iſt gewis, daß Wilhelm alle Geſeze des Landes abſchafte, um die Normänniſchen Geſeze daſelbſt einzuführen. Er befal, daß die Prozeſſe in Normänniſcher Sprache geführt werden ſollten, und von ſeiner Zeit an, wurden alle Akten in dieſer Sprache aufgeſezt, bis auf Eduard den III. Er wollte, daß die Sprache der Sieger die einzige im Lande ſein ſollte. In allen Städten und Flekken wurden Schulen für die Normänniſche Sprache errichtet. Dieſe Sprache war die Franzöſiſche mit etwas Däniſchem vermiſcht; eine barbariſche Sprache, welche vor der Sprache, die man in England ſprach, gar keine Vorzüge hatte. Man behauptet, daß er die überwundne Nation nicht allein mit Härte behandelte, ſondern auch tyranniſchen Launen Plaz gab. Zum Beiſpiel davon führt man das Geſez an, welches *loi du couvre-feu* genannt wird. Nach dieſem Geſez muſſte man in jedem Hauſe, ſobald eine gewiſſe Glokke geläutet ward, des Abends um acht Uhr das Feuer auslöſchen. Aber dieſes Geſez, weit entfernt, ein tyranniſches Geſez zu ſein, iſt blos eine alte, faſt in allen Nordiſchen Städten eingeführte, Polizeiverfügung, und hat ſich lange in den Klöſtern erhalten. Die Häu-

ſer wären von Holz erbaut, und Feuersgefahr einer der wichtigſten Gegenſtände der allgemeinen Polizei.

Noch wirft man ihm vor, daß er die Dörfer, die in einem Umfange von funfzehn Meilen lagen, zerſtört habe, um einen Wald daraus zu machen, worin er ſich mit der Jagd beluſtigen könnte. Eine ſolche Handlung iſt zu unvernünftig, um wahrſcheinlich zu ſein. Die Geſchichtſchreiber bedenken nicht, daß wenigſtens zwanzig Jahre dazu gehören, ehe eine neue Anpflanzung zum jagdgerechten Walde wird. Man läſſt ihn dieſen Wald im Jahre 1080 anlegen. Damals war er dreiundſechzig Jahr alt. Was iſt für Wahrſcheinlichkeit dabei, daß ein vernünftiger Menſch in ſolchem Alter Dörfer zerſtören und einen Flek von funfzehn Meilen mit Holz beſäen wird, in der Hofnung, einſt darin auf die Jagd zu gehn?

England's Erobrer war das Schrekken des Königs von Frankreich, Philipp's des I. welcher es ſich zu ſpät einfallen lies, einen ſo mächtigen Vaſallen klein zu machen, und zu dem Ende das Land le Maine anfiel, welches damals von der Normandie abhängig war. Wilhelm kam über das Meer zurük, nam das Land

le Maine wieder ein, und zwang den König von Frankreich, um Frieden zu bitten.

Die Anmaaſſungen des Römiſchen Hofes äuſſerten ſich nie ſo auffallend ſonderbar, als an dieſem Fürſten. Der Pabſt Gregor der VII. wählte die Zeit, da derſelbe mit dem Kriege in Frankreich beſchäftigt war, um zu verlangen, daß er ihm wegen England huldigen ſollte. Dieſe Huldigung gründete ſich auf den alten **heiligen Peterspfennig**, den England der Römiſchen Kirche bezalte. Er betrug nach unſrer Münze ungefähr acht Groſchen für jedes Haus. Dieſe Abgabe ſahe man in England für ein wichtiges Allmoſen, in Rom aber für einen Tribut, an. **Wilhelm der Erobrer** lies dem Pabſt ſagen, mit dem Allmoſen könnte allenfalls fortgefahren werden; anſtatt zu huldigen aber, verbot er, einen andern Pabſt anzuerkennen, als den er beſtätigen würde. Dadurch ward Gregor's des VII. Antrag, ſeiner ausſchweifenden Verwegenheit halber, lächerlich.

Dies war der nemliche Pabſt, welcher Europa zerrüttete, um das Prieſterthum über das Kaiſerthum emporzuheben; ehe wir aber von dieſem merkwürdigen Streit, und von den

Kreuzzügen reden, welche in dieſer Zeit ihren Anfang namen, müſſen wir mit wenigen Worten zeigen, in welchem Zuſtande ſich die andern Europäiſchen Länder befanden.

Achtunddreiſſigſtes Kapitel.

Von dem Zuſtande Europa's im zehnten und elften Jahrhunderte.

Moskau, oder vielmehr Ziovien, hatte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts etwas Weniges vom Chriſtenthum kennen gelernt. Die Weiber waren dazu beſtimmt, die Religionen der Königreiche zu verändern. Eine Schweſter der beiden Kaiſer Baſilius und Konſtantin, welche an einen Grosfürſten oder Knees von Moskau, Namens Wlodimir, verheuratet war, brachte ihren Gemal dahin, daß er ſich taufen lies. Die Moskowiter, ob ſie gleich Sklaven ihres Herrn waren, folgten nur erſt mit der Zeit ſeinem Beiſpiel, und namen in dieſen unwiſſenden Zeiten von der Griechiſchen Religion nicht viel mehr an, als das Abergläubiſche derſelben.

Uebrigens nannten ſich die Herzoge von Moskau noch nicht Zaare, oder Tſare, oder

Tſchare. Dieſen Titel namen ſie erſt an, als ſie Herren der gegen Kaſan hin gelegnen Länder wurden, welche Tſaren zugehören. Dies iſt ein Sklavoniſches aus dem Perſiſchen entlehntes Wort. In der Sklavoniſchen Bibel heiſſt der König David der Cſar David.

Um dieſelbe Zeit ward auch Pohlen von einem Weibe zum Chriſtenthum gebracht. Der Herzog Micislaus von Pohlen ward von ſeiner Gemalinn, einer Schweſter des Herzogs von Böhmen, bekehrt. Ich habe ſchon angemerkt, daß die Bulgaren auf eben die Weiſe zum Chriſtenthum gekommen waren. Giſella, Schweſter des Kaiſers Heinrich's des II. machte den König von Ungarn, ihren Gemal, im erſten Jahre des elften Jahrhunderts auch zum Chriſten. Es iſt alſo die Wahrheit, daß halb Europa ſein Chriſtenthum den Weibern zu danken hat.

Schweden, wo das Chriſtenthum im neunten Jahrhunderte war gepredigt worden, hatte ſich wieder zum Gözendienſt gewandt. Böhmen, und alles, was an der nördlichen Seite der Elbe liegt, verlies im Jahre 1013 das Chriſtenthum wieder. Alle Küſten des Baltiſchen Meers, gegen Morgen hin, waren heidniſch.

Die Ungarn kehrten im Jahr 1047 zum Heidenthum zurük. Alle dieſe Nationen waren von der Verfeinerung noch weiter entfernt, als vom Chriſtenthum.

Schweden, welches wahrſcheinlicherweiſe durch jene alte Auswanderungen, wovon Europa überſchwemmt wurde, ſeit langer Zeit von Einwohnern erſchöpft war, ſchien im achten, neunten, zehnten und elften, Jahrhunderte, ohne Krieg und ohne Handel mit ſeinen Nachbarn, in ſeiner Barbarei gleichſam begraben zu ſein; es nam an keiner einzigen groſſen Begebenheit Theil, und war vielleicht um deſto glüklicher.

Pohlen, mehr barbariſch, als chriſtlich, behielt bis zum dreizehnten Jahrhunderte alle Gewohnheiten der alten Sarmaten bei, unter andern den Gebrauch, unvollkommen geborne Kinder, und kraftloſe Greiſe, todtzuſchlagen. Albrecht, mit dem Zunamen der Groſſe, ging nach Pohlen, um dieſe abſcheuliche Gewohnheiten daſelbſt auszurotten, welche bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dauerten, und nur durch die Zeit gedämpft werden konnten. Der ganze Ueberreſt des Nordens lebte in der Wildheit, und dieſer Zuſtand iſt dem Menſchen

natürlich, ſo lange nicht die Kunſt demſelben zu Hülfe gekommen iſt, und ihn verändert hat.

Das Konſtantinopoliſche Kaiſerthum war weder kleiner noch gröſſer geworden, als wir es im neunten Jahrhunderte geſehn haben. Im Occidente muſſte es ſich gegen die Bulgaren, im Oſten, Norden und Süden, gegen die Türken und Araber, vertheidigen.

Wie es mit Italien ausſah, haben wir im Ganzen geſehn. Privateigenthümer theilten das ganze Land von Rom bis an das Meer von Kalabrien, und die Normänner beſaſſen den gröſſten Theil davon. Florenz, Mailand, Pavia, wurden von ihren Magiſtraten regiert, und dieſe ſtanden unter Grafen, oder Herzogen, welche von den Kaiſern geſezt wurden. Bologna hatte mehr Freiheit.

Das Geſchlecht Maurienne, aus welchem die Herzoge von Savoyen, Könige von Sardinien, herſtammen, fing an, ſich feſtzuſezen. Es beſas, als ein Reichslehn, die erbliche Grafſchaft Savoyen und Maurienne, ſeitdem ein gewiſſer Berthol, als Stammvater dieſes Hauſes, im Jahr 888 dieſes kleine abgeriſſne Stük des Königreichs Burgund bekommen hatte. Es

gab in Frankreich hundert Güterbeſizer, die weit mehr zu bedeuten hatten, als die Grafen von Savoyen; alle aber erlagen endlich unter der Macht des Herrſchers. Alle nach der Reihe wurden von neuen Häuſern verdrängt, welche die Gunſt der Könige emporhob. Es iſt keine Spur ihrer vormaligen Grösſe mehr übrig. Das Haus Maurienne, das ſich in ſeinen Gebirgen verſtekt hielt, hat ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert vergrösſert, und hat ſich den grösſten Monarchen an die Seite geſezt.

Die Schweizer und Graubündter, welche einen viermal mächtigern Staat, als Savoyen, ausmachten, der, ſo wie jenes, ein Stük von Burgund war, wurden durch Amtleute, welche die Kaiſer ihnen ſezten, regiert.

Zwei Italieniſche Seeſtädte fingen an, ſich zu erheben, nicht durch plözliche Einfälle, welche die Rechte faſt aller Fürſten ausmachten, die wir bisher haben durch die Muſterung gehn laſſen, ſondern durch weiſe Betriebſamkeit, die aber auch bald in Eroberungsgeiſt ausartete. Dieſe beiden Städte waren Genua und Venedig. Genua, das zu der Römer Zeiten ſchon berühmt war, verdankte ſeine Wiederherſtellung Karl'n dem Grosſen. Dieſer Kaiſer hatte es einige

Zeit nach der von den Gothen erlittnen Zerſtö=
rung wieder aufbauen laſſen. Unter Karl'n
dem Groſſen, und ſeinen nächſten Nachfolgern,
ward es von Grafen regiert. Im zehnten
Jahrhunderte ward es von den Muhammeda=
nern verwüſtet, und faſt alle Bürger in die Skla=
verei geſchleppt. Weil es aber ein Handelsha=
fen war, ward es bald wieder bevölkert. Der
Handel, der ihm ſeinen erſten Flor gegeben
hatte, ſtellte es auch wieder her. Nunmehr
ward es ein Freiſtaat. Es eroberte die Inſel
Korſika von den Arabern, die ſich derſelben be=
mächtigt hatten.

Die Päbſte forderten einen Tribut für dieſe
Inſel nicht allein, weil ſie vormals Beſizungen
auf derſelben gehabt hatten, ſondern weil ſie
ſich die Oberlehnsherrſchaft über alle Königreiche
anmaaſſten, die den Ungläubigen entriſſen wur=
den. Die Genueſer bezalten dieſen Tribut im
Anfange des elften Jahrhunderts; befreiten ſich
aber bald nachher davon unter dem Pabſt Lu=
cius dem II. Als ihr Ehrgeiz endlich mit
ihren Reichthümern zunam, wollten ſie aus
Kaufleuten Eroberer werden.

Die Stadt Venedig, viel neuer als Genua,
brüſtete ſich mit der nichtigen Ehre; ſeit läng=

rer Zeit frei zu ſein, genos aber das dauerhaftere Glük einer weit überlegnen Macht. Anfänglich war ſie blos der Aufenthalt von Fiſchern und einigen Flüchtlingen, welche im Anfange des fünften Jahrhunderts dahin flüchteten, als die Hunnen und Gothen Italien verheerten. Die Stadt beſtand aus einigen Hütten auf dem Rialto. Der Name Venedig war noch nicht bekannt. Rialto, weit entfernt, frei zu ſein, war ſeit dreiſſig Jahren ein bloſſer Flekken, der der Stadt Padua gehörte, und von derſelben, durch Konſule regiert ward. Der Wechſel menſchlicher Dinge hat Padua in der Folge dem Venediſchen Joche unterworfen.

Es iſt gar kein Beweis vorhanden, daß Venedig unter den Longobardiſchen Königen einer anerkannten Freiheit genoſſen hätte. Wahrſcheinlicher iſt es, daß Venedig's Einwohner damals in ihren Moräſten vergeſſen wurden.

Rialto und die kleinen benachbarten Inſeln fingen erſt im Jahr 709 an, ſich durch eigne Magiſtráte regieren zu laſſen. Sie waren damals von Padua unabhängig, und betrachteten ſich als einen Freiſtaat.

Im Jahr 709 bekämen ſie ihren erſten Doge, der weiter nichts wär, als ein von den Bür-

gern erwählter Tribun des Volks. Verſchiedne Familien, die dieſem erſten Doge ihre Stimme gaben, ſind noch jezt vorhanden. Sie ſind die älteſten Edelleute von Europa, und beweiſen; daß man den Adel auch auf andre Weiſe erlangen kann, als durch Beſizung eines Schloſſes, oder durch Löſung eines Patents von einem Monarchen.

Heraklea war der erſte Siz dieſer Republik, bis an den Tod ihres dritten Dogen. Erſt gegen das Ende des neunten Jahrhunderts gaben dieſe Inſulaner, nachdem ſie ſich tiefer in ihre Kanäle gezogen hatten, dem Haufen von kleinen Inſeln, welche eine Stadt bildeten, den Namen Venedig, von dem Namen der Küſte, welche *terrae Venetorum*, das Land der Veneter, hies. Die Bewohner dieſer Moräſte konnten nicht anders, als von ihrem Handel, leben. Not war der Urſprung ihrer Macht.

Es iſt gewis noch nicht bewieſen daß dieſe Republik damals unabhängig war. Man findet, daß Berengar, der in Italien eine Zeitlang als Kaiſer anerkannt ward, im Jahr 950 dem Doge das Vorrecht bewilligte, Geld ſchla-

gen zu laſſen. Selbſt dieſe Dogen muſſten den Kaiſern, zur Anerkennung der Abhängigkeit, alle Jahre einen Mantel von Goldſtof überſchikken, und Otto der III. erlies ihnen dieſe Art eines kleinen Tributs im Jahre 908. Dieſe geringen Zeichen von Abhängigkeit benamen indeſſen Venedig's wirklicher Macht nichts; denn unterdeſſen, daß die Venetianer den Kaiſern einen Mantel von Goldſtof abliefern muſſten, erwarben ſie durch ihr Geld, und durch ihre Waffen die ganze Provinz Iſtrien, und faſt alle Küſten von Dalmatien, Spalatro, Raguſa und Narenza.

Ihr Doge nam, gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts den Titel eines Herzogs von Dalmatien an; aber dieſe Erobrungen bereicherten Venedig nicht ſo ſehr, als der Handel, worin es noch die Genueſer übertraf. Denn unterdeſſen, daß die Teutſchen und Franzöſiſchen Baronen Schlöſſer-bauten, und die Unterthanen unterdrükten, zog Venedig ihr Geld dadurch an ſich, daß es ihnen alle Waaren des Orient's lieferte. Es bedekte das Mittelländiſche Meer mit ſeinen Segeln, und bereicherte ſich von der Unwiſſenheit und Barbarei der mitternächtigen Völker von Europa.

Neununddreiſſigſtes Kapitel.

Von Spanien, und den Muhammedanern dieſes Königreichs, bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts.

Spanien war immer unter den Muhammedanern und Chriſten getheilt; aber die Chriſten hatten nicht den vierten Theil davon, und dieſer Winkel war noch dazu die unfruchtbarſte Gegend. Aſturien, deſſen Fürſten ſich Könige von Leon nannten; ein von Grafen regierter Theil von Altkaſtilien; Barcelona und ein Theil von Katalonien, auch unter einem Grafen; Navarra, das einen König hatte; ein auf einige Zeit damit verbundner Theil von Arragonien; das waren die Chriſtlichen Staaten alle.

Die Mauren beſaſſen Portugal, Murcia, Andaluſien, Valencia, Granada, Tortoſa, und breiteten ſich über die Gebirge von Kaſtilien und Saragoſſa hinaus, mitten im Lande aus. Korduba war immer der Siz der Muhammedaniſchen Könige. Sie hatten daſelbſt die groſſe Moſchee erbaut, deren Gewölbe von dreihundertundfünfundſechzig Säulen von köſtlichem Marmor unterſtüzt wird, und die noch

den Namen *la Mesquita*, die Moſchee, führt, ob ſie gleich jezt die Domkirche iſt.

Die Künſte blühten daſelbſt. Auserleſne Vergnügungen, Pracht und Galanterie herrſchten am Hofe der Mauriſchen Könige. Turniere und Schrankengefechte ſind vielleicht eine Erfindung dieſer Araber. Sie hatten Schauſpiele und Schaupläze, die freilich nicht die feinſten und zierlichſten waren, aber doch wenigſtens einen Beweis abgaben, daß die andern Völker in der Verfeinerung noch nicht ſo weit gekommen waren, als dieſe Muhammedaner. Korduba war das einzige Occidentaliſche Land, wo Geometrie, Sternkunde, Chemie und Heilkunde getrieben wurden. Sancho der Dikke, König von Leon, muſſte ſich im Jahr 956 nach Korduba begeben, um ſich von einem berühmten Arabiſchen Arzt heilen zu laſſen, der auf des Königs Einladung geantwortet hatte, der König müſſte zu ihm kommen.

Korduba iſt ein Land des Vergnügens, das der Guadalquivir bewäſſert, wo Citronen-Pomeranzen- und Granatenwälder die Luft mit Wohlgerüchen füllen, und wo alles zur Weichlichkeit einladet. Luxus und Vergnügen verdarb endlich die Muſulmaniſchen Könige. Ihr

Land war im zehnten Jahrhunderte, wie die Länder faſt aller Chriſtlichen Fürſten in kleine Staaten zertheilt. Toledo, Murcia, Valencia, Hueska ſogar, hatten eigne Könige. Es war der Zeitpunkt, dieſe getheilte Macht über den Haufen zu werfen; aber die Spaniſchen Chriſten waren noch mehr getheilt. Sie führten beſtändig Krieg unter einander, vereinigten ſich wieder, um ſich zu verraten, und verbanden ſich oft mit den Muſulmanen. Alphons V., König von Leon, gab ſogar im Jahre 1000 ſeine Schweſter Thereſe, dem Sultan Abdallah, König von Toledo, zur Gemalinn.

Die Misgunſt bringt unter kleinen Fürſten mehr Verbrechen hervor, als unter groſſen Monarchen. Der Krieg allein kann das Schikſal weitläufiger Staaten entſcheiden; aber Ueberfälle, Treuloſigkeiten, Meuchelmorde, und Vergiftungen, ſind viel gemeiner unter benachbarten Nebenbuhlern, die viel Ehrgeiz und wenig Hülfsquellen beſizen, und alles hervorſuchen, was den Mangel an Macht erſezen kann. So vergiftete ein gewiſſer Sancho Garcias, Graf von Kaſtilien, ſeine Mutter am Ende des zehnten Jahrhunderts, und ſein Sohn Dom Garcias ward, als er eben im Begrif war,

ſich zu verheuraten, von drei Herren des Landes erſtochen.

Endlich vereinigte Ferdinand, Sancho's Sohn, König von Navarra und Arragonien, Alt-Kaſtilien, welches ſeine Familie durch die Ermordung dieſes Dom Garcias geerbt hatte, und das Königreich Leon, deſſen er ſeinen Schwager beraubte, den er im Treffen erſchlug, unter ſeine Botmäſſigkeit.

Damals ward Kaſtilien ein Königreich, und Leon war eine Provinz deſſelben. Dieſer Ferdinand begnügte ſich nicht damit, ſeinem Schwager Kron' und Leben genommen zu haben, ſondern entris auch Navarra ſeinem eignen Bruder, den er in einer ihm gelieferten Schlacht durch Menchelmörder umbringen lies. Das iſt der Ferdinand, an welchen die Spanier den Namen der Groſſe verſchwendet haben, vermutlich um dieſen die Uſurpatoren zu oft beigelegten Namen zu beſchimpfen.

Sein Vater, Dom Sancho, der auch der Groſſe heiſſt, weil er den Grafen von Kaſtilien gefolgt war, und weil er einen ſeiner Söhne an die Prinzeſſin von Aſturien verheuratet, hatte ſich zum Kaiſer ausrufen laſſen, und Dom Ferdinand wollte ſich dieſen Titel

auch beilegen. Es iſt ausgemacht, daß den Regenten kein Titel von Natur zukömmt, oder zukommen kann, als diejenigen, die ſie ſich ſelbſt beilegen wollen, und die die Gewohnheit ihnen giebt. Der Name Kaiſer bedeutete durchgehends den Erben der Cäſare, und den Oberherrn des Römiſchen Reichs, oder den, der ſich wenigſtens dafür ausgab. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Benennung der unterſcheidende Titel eines Fürſten ſein konnte, deſſen Macht ſehr ſchwankend war, und der den vierten Theil von Spanien beherrſchte.

Der Kaiſer Heinrich der III. kränkte den Kaſtilianiſchen Stolz dadurch, daß er von Ferdinand die Huldigung wegen ſeiner kleinen Staaten, als eines Reichslehns, verlangte. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Anmaaſſung ungegründeter war, die des Teutſchen Kaiſers, oder die des Spaniers. Dieſe eitle Grillen hatten weiter keine Folgen, und Ferdinand's Staat blieb ein kleines freies Königreich.

Unter der Regierung dieſes Ferdinand's lebte Roderich, mit dem Zunamen der Cid, der wirklich nachher Chimene'n heuratete, deren Vater er erſchlagen hatte. Alle diejenigen, welche dieſe Geſchichte blos aus dem im vori-

gen Jahrhunderte ſo berühmten Trauerſpiel kennen, glauben, daß der König Dom Ferdinand Andaluſien beſeſſen habe.

Die berühmten Thaten des Cid beſtanden darin, daß er Dom Sancho, Ferdinand's älteſtem Sohn, half, ſeine Brüder und Schweſtern der Erbſchaft berauben, die ihr Vater ihnen hinterlaſſen hatte.
1073. Als aber Dom Sancho in einem ſeiner ungerechten Feldzüge um's Leben gekommen war, gelangten ſeine Brüder wieder zu ihren Staaten.

Damals waren beinahe zwanzig, theils Chriſtliche, theils Muhammedaniſche, Könige in Spanien, und auſſer dieſen zwanzig Königen noch eine beträchtliche Anzal unabhängiger und armer Gutsbeſizer, welche zu Pferde, in voller Rüſtung, und in Begleitung einiger Schildknappen, kamen, und den im Kriege befangnen Fürſten, oder Fürſtinnen, ihre Dienſte anboten. Dieſe in Europa ſchon eingeführte Gewohnheit war nirgends mehr im Gange, als in Spanien. Die Fürſten, bei welchen dieſe Ritter Dienſte namen, umgürteten ſie mit dem Wehrgehenk, und ſchenkten ihnen einen Degen, womit ſie ihnen einen gelinden Schlag auf die Schulter gaben.

Die Chriſtlichen Ritter thun noch andre Ceremonien zu der Umarmung hinzu. Sie wachten in voller Rüſtung vor einem Altar der Mutter Maria die Waffenwache. Die Muſulmanen begnügten ſich damit, ſich einen Säbel umgürten zu laſſen. Dies war der Urſprung der irrenden Ritterſchaft, und ſo vieler Zweikämpfe. Der berühmteſte war derjenige, welcher nach dem Tode des Königs Dom Sancho gehalten ward. Dieſer war umgebracht worden, als er ſeine Schweſter Uraka in der Stadt Zamora belagerte. Drei Ritter behaupteten die Unſchuld der Infantin gegen ihren Ankläger Don Diego de Lara. Sie kämpften einer nach dem andern innerhalb geſchloſſner Schranken in Gegenwart der von beiden Theilen ernannten Richter. Don Diego warf zwei Ritter der Infantin aus dem Sattel und brachte ſie um's Leben, und als das Pferd des Dritten verwundet ward, und mit dem Ritter aus den Schranken lief, ward der Kampf für unentſchieden gehalten.

Unter ſo vielen Rittern zeichnete ſich der Cid am meiſten gegen die Muſulmanen aus. Verſchiedne Ritter ſammelten ſich zu ſeiner Fahne, und alle zuſammengenommen mit ihren

Schildknappen und Reitern machten eine mit Eiſen bedekte Armee aus, welche die ſchönſten Pferde des Landes ritt. Der Cid überwand mehr als Einen von den kleinen Mauriſchen Kö⸗nigen, und als er ſich nachher in der Stadt Alkaſar befeſtigt hatte, entſtand daſelbſt eine Monarchie.

Endlich beredete er ſeinen Herrn, den König Alphons den VI. von Altkaſtilien, die Stadt Toledo zu belagern, und bot demſelben zu die⸗ſer Unternemung alle ſeine Ritter an. Das Gerücht von dieſer Belagrung und der Ruf, in welchem der Cid ſtand, zog viele Ritter und Fürſten aus Italien und Frankreich herbei. Raimund, Graf von Toulouſe, und zwei Prin⸗zen von Franzöſiſchem Geblüt aus dem Hauſe Bourgogne, kamen zu dieſer Belagrung. Der Muhammedaniſche König hies Hiajan, und war der Sohn eines der grosmütigſten Fürſten, deren Namen die Geſchichte aufbehalten hat. Sein Vater Almamon hatte eben dieſem Kö⸗nige Alphons, der damals von ſeinem Bru⸗der Sancho verfolgt ward, eine Zuflucht in Toledo verſtattet. Sie hatten lange zuſammen in ungemeiner Freundſchaft gelebt, und Alma⸗mon, weit entfernt, ihn zurükzuhalten, als er

nach Sancho's Tode König, und mithin furchtbar ward, hat ihn aus ſeinem Schaze beſchenkt. Man ſagt ſogar, daß ſie Beide mit Thränen von einander geſchieden wären. Mehr als Ein Muhammedaniſcher Ritter kam aus der Stadt heraus, und warf dem König Alphons ſeinen Undank gegen ſeinen Wohlthäter vor; auch ward mehr als Ein Zweikampf unter den Mauern von Toledo gehalten.

Die Belagrung dauerte ein ganzes Jahr. Endlich kapitulirte die Stadt unter dem Beding, daß man die Muſulmanen eben ſo behandeln ſollte, als ſie die Chriſten behandelt hätten, man ſollte ſie nemlich bei ihrer Religion und bei ihren Geſezen laſſen. Anfänglich ward dieſe Zuſage gehalten, mit der Zeit aber gebrochen. In der Folge ergab ſich ganz Neukaſtilien dem Cid, der es in Alphonſo's Namen in Beſiz nam; und Madrid, ein kleiner Ort, der einſt die Hauptſtadt Spaniens ſeyn ſollte, kam zum erſtenmal in die Hände der Chriſten.

In Toledo lieſſen ſich verſchiedne Familien aus Frankreich nieder. Man gab ihnen Privilegien, die noch jezt in Spanien Freiheiten genannt werden. Der König Alphons lies gleich

eine Verſammlung von Biſchöfen zuſammenbe-
rufen, welche ohne die vorher nothwendige Zu-
ſtimmung des Volks einen Prieſter Namens
Bernhard zum Biſchof von Toledo ernannte,
dem der Pabſt Urban der II. auf des Königs
Bitte das Primat von Spanien ertheilte. Die
Erobrung war beinahe ganz für die Kirche; der
Primas aber war ſo unvorſichtig, einen Mis-
brauch davon zu machen, und die Bedingungen
zu brechen, welche der König den Mauren be-
ſchworen hatte. Die groſſe Moſchee ſollte den
Mauren verbleiben. Der Erzbiſchof machte, in
Abweſenheit des Königs, eine Kirche daraus,
und veranlaſſte einen Aufruhr. Alphons kam
nach Toledo zurük, und war über die Unbeſon-
nenheit des Prälaten aufgebracht. Er ſtillte den
Aufruhr dadurch, daß er den Arabern die Mo-
ſchee zurük gab, und den Erzbiſchof zu beſtrafen
drohte. Darauf vermochte er die Muſulmanen,
ſelbſt um die Begnadigung des Chriſtlichen Prä-
laten zu bitten, und ſo waren ſie zufrieden und
gehorſam.

Alphons vermehrte noch durch eine Heurat
die Staaten, die ihm der Degen des Cid ver-
ſchaft hatte. Er vermälte ſich entweder aus
Staatsklugheit, oder aus Neigung, mit Zaide,

der Tochter Benadat's oder Ben Hadad's, des neuen Mauriſchen Königs von Andaluſien, und bekam verſchiedne Städte zur Mitgabe. Man findet nicht, daß dieſe Gemalin Alphonſo's zum Chriſtenthum übergetreten wäre. Die Mauren galten noch für eine vorzügliche und überlegne Nation; man hielt es für eine Ehre, in ihre Verwandſchaft zu kommen. Der Zuname Roderich war Mauriſch, und daher nannte man auch die Spanier Maranas.

Man wirft dieſem Könige Alphons vor, daß er, gemeinſchaftlich mit ſeinem Schwiegervater, andre Afrikaniſche Mauren nach Spanien gezogen habe. Es iſt ſchwer zu glauben, daß er ſo ſehr gegen alle Staatsklugheit gehandelt haben ſollte; aber die Könige handeln zuweilen gegen die Wahrſcheinlichkeit. Dem ſei wie ihm wolle, genug, es fiel eine Mauriſche Armee aus Afrika in Spanien ein, und vermehrte die allgemeine Verwirrung. Der Miramolin von Marokko ſchikt ſeinen General Abenada dem Könige von Andaluſien zu Hülfe. Dieſer General wird zum Verräter nicht allein an dem Könige, zu welchem er geſchikt ward, ſondern auch an dem Miramolin, in deſſen Namen er gekommen war. Endlich zieht der erzürnte

Miramolin ſelbſt gegen ſeinen treuloſen General zu Felde, welche die andern Muhamedaner bekriegte, unterdeſſen die Chriſten auch unter einander uneinig waren.

Solchergeſtalt ward Spanien von Muhammedanern und Chriſten zerriſſen, als der Cid Dom Roderich an der Spize ſeiner Ritterſchaft das Königreich Valencia ſich unterwarf. In Spanien waren wenig Könige mächtiger, als er; aber er nam den königlichen Titel nicht an, es ſei nun, daß er den Titel Cid vorzog, oder daß der Geiſt der Ritterſchaft ihn gegen den König Alphons, ſeinen Herrn, ſo treu machte. Indeſſen beherrſchte er Valencia mit der Gewalt eines Monarchen, nam Geſandten an, und ſtand bei allen Nationen in Anſehn. Von allen denen, die ſich durch ihren Mut emporgeſchwungen haben, ohne ſich unrechtmäſſige Beſizthümer anzumaaſſen, hat keiner ſo viel Macht und Ruhm gehabt, als der Cid.

Nach ſeinem Tode, der im Jahre 1096 erfolgte, ſezten die Könige von Kaſtilien und Arragonien immer ihren Krieg gegen die Mauren fort. Spanien iſt zu keiner Zeit mehr mit Blute beſprüzt und mehr verwüſtet worden. Traurige Wirkung der alten Zuſammenverſchwörung des

Erz=

Erzbiſchofs Opas, und des Grafen Julian's, welche, nach vierhundert Jahren, noch Spanien unglüklich machte, und es noch lange Zeit nachher unglüklich gemacht hat.

Alſo machte ſich der Cid von der Mitte des elften Jahrhunderts bis an das Ende deſſelben in Europa ſo berühmt. Dies war grade der glänzendſte Zeitpunkt der Ritterſchaft, aber auch der Zeitpunkt der verwegnen Anmaaſſungen Gregor's des VII., des gröſſten Elends für Teutſchland und Italien, und des erſten Kreuzzuges.

Vierzigſtes Kapitel.

Von der Religion, und dem Aberglauben, im zehnten und elften Jahrhunderte.

Wenig Wiſſenſchaft und viel Muſſe ſcheinen die Quelle der Kezereien zu ſein. Wir haben geſehn, daß der Zuſtand, worin die Kirche im zehnten Jahrhunderte war, weder Muſſe noch Studiren zulies. Alle Welt war in Waffen, und man zankte ſich blos um Reichthümer. Indeſſen wurden doch in Frankreich, zur Zeit des Königs Robert, einige Prieſter, und unter andern ein gewiſſer Stephan, Beichtva-

ter der Königin Konſtantia, der Kezerei beſchuldigt. Manichäer nannte man ſie blos, um ihnen einen verhaſſtern Namen beizulegen; denn weder ſie noch ihre Richter konnten von der Philoſophie des Perſers Manes Kenntnis haben. Wahrſcheinlicherweiſe waren ſie Schwärmer, welche nach einer übertriebnen Vollkommenheit ſtrebten, um über die Gemüter zu herrſchen. Dies iſt der Karakter aller Sektenſtifter.

Man beſchuldigte ſie grauſamer Verbrechen, und widernatürlicher Meinungen, welche man denenjenigen immer zur Laſt legt, deren Lehrſäze man nicht kennt. Sie wurden förmlich
1028. vor Gericht angeklagt, daß ſie Litaneien zur Ehre des Teufels abſängen, nachher die Lichter auslöſchten, ſich untereinander ohne Unterſchied fleiſchlich vermiſchten, und das erſte von den Kindern, welche von dieſem blutſchändriſchen Umgange auf die Welt kämen, verbrennten, um die Aſche deſſelben zu verſchlukken. Dies ſind ungefähr die nemlichen Vorwürfe, die man den erſten Chriſten machte. Ich glaube, daß dieſe Verläumdung der Heiden gegen die Chriſten ihren Grund darin hatte, daß die Chriſten zuweilen, bei Haltung des Abendmals, Brod

aſſen, das in Form eines kleinen Kindes gebakken war, um Jeſum Chriſtum vorzuſtellen, wie ſolches noch in einigen Griechiſchen Kirchen geſchieht.

Die Kezer, von welchen ich rede, wurden beſonders angeklagt, daß ſie lehrten, Gott ſei nicht in die Welt gekommen, habe nicht können von einer Jungfrau geboren werden, und ſei weder geſtorben, noch auferſtanden. In dieſem Falle waren ſie keine Chriſten. Ich finde, daß die Anklagen dieſer Art ſich immer widerſprechen.

Die ſogenannten Manichäer, und diejenigen, die man nachher Albigenſer, Waldenſer und *Lollars* oder Lolhardte nannte, und ſo oft unter verändertem Namen wieder zum Vorſchein kamen, waren Ueberbleibſel der erſten Galliſchen Chriſten, die an manchen alten Gebräuchen feſthielten, worin der Römiſche Hof in der Folge eine Aendrung machte, ſo wie an ſchwankenden Meinungen, die dieſer Hof mit der Zeit beſtätigte. So hatten, zum Beiſpiel, dieſe erſte Chriſten, keine Bilder gekannt. Die Ohrenbeichte war ihnen nicht gleich anfangs vorgeſchrieben. Auch mus man nicht glauben, daß zu Chlodowich's Zeiten, und vor ihm, die Bewohner der Alpen die Lehre von der

Transſubſtantiation, und andre dergleichen, vollkommen inne hatten. Im achten Jahrhunderte ſah' man den Erzbiſchof Claudius von Turin die mehreſten von den Meinungen annemen, welche heut zu Tage den Grund der Proteſtantiſchen Religion ausmachen, wobei er behauptete, dieſe Meinungen wären allerdings die Meinungen der erſten Kirche. Es giebt faſt immer eine kleine Heerde, die ſich von der groſſen abſondert, und ſeit dem Anfange des elften Jahrhunderts ward dieſe kleine Heerde zerſtreut, oder gewürgt, wenn ſie ſich zu frei ſehn lies.

Der König Robert kam, mit ſeiner Gemalin Konſtantia, nach Orleans, wo die ſogenannten Manichäer einige Verſammlungen hatten. Die Biſchöfe lieſſen dreizehn dieſer Unglüklichen verbrennen. Der König und die Königin wohnten dieſem ihrer Würde ſo unanſtändigen Schauſpiele bei. Vor dieſer Exekution hatte man in Frankreich noch keinen von denjenigen hingerichtet, welche über Dinge dogmatiſiren, die ſie nicht verſtehn. Zwar war Priscillian, nebſt ſieben ſeiner Anhänger, zu Trier zum Tode verurtheilt worden. Aber Trier, welches damals zu Gallien gehörte, hängt, ſeit

dem Verfall der Familie Karl's des Groſſen, nicht mehr von Frankreich ab.

Merkwürdig iſt, daß der heilige Martin von Tours, mit den Biſchöfen, welche das Blut des Priscillian's gefordert hatten, nichts zu ſchaffen haben wollte. Er erklärte es öffentlich für abſcheulich, Menſchen deshalb zum Tode zu verurtheilen, weil ſie ſich irren. Aber zu den Zeiten des Königs Robert's war kein heiliger Martin vorhanden.

Wegen des Abendmals ſtiegen damals einige leichte Wolken auf, zogen ſich aber noch nicht zum Gewitter zuſammen. Dieſer Gegenſtand des Zauks, der nur ein Gegenſtand der Anbetung und des Schweigens ſein ſollte, war der erhizten Einbildungskraft der Griechiſchen Chriſten entgangen. Er ward vermutlich vernachläſſigt, weil er derjenigen Metaphyſik keinen Stof gab, welche die Doktoren trieben, ſeitdem ſie die Begriffe des Plato angenommen hatten. Sie hatten ein weites Feld für dieſe Philoſophie gefunden in der Erklärung der Dreieinigkeit, in der Mitweſenheit des Worts, in der Vereinigung beider Naturen, und beider Willen, und endlich in dem Abgrunde der Vorherbeſtimmung.

Die Frage: Ob Brod und Wein ſich in die zweite Perſon der Gottheit, und alſo in Gott ſelbſt verwandeln? Ob man dieſe zweite Perſon wirklich, oder nur im Glauben, genieſſt? Dieſe Frage, ſag' ich, war von einer andern Art, und ſchien nicht für die damalige Philoſophie zu gehören. Auch begnügte man ſich damit, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums das Abendmal des Abends zu halten, und in den Zeiten, von welchen ich rede, unter beiderlei Geſtalt zu kommuniziren, ohne daß das Volk einen feſten und beſtimmten Begrif von dieſem Geheimnis hatte.

Man ſcheint in vielen Kirchen, beſonders in England, geglaubt zu haben, daß man Jeſum Chriſtum nur geiſtlicherweiſe äſſe und tränke. In der Bodlejaniſchen Bibliothek findet ſich eine Homilie des zehnten Jahrhunderts, worin dieſe ausdrükliche Worte ſtehn: Dies iſt, durch die Einweihung, der wahre Leib und das wahre Blut Jeſu Chriſti, nicht leiblicher, ſondern geiſtlicherweiſe. Der Leib, in welchem Jeſus Chriſtus litt, iſt von dieſem Abendmalsleibe gänzlich verſchieden. Der erſte beſtand aus Fleiſch und Kno-

chen, welche von einer vernünftigen Seele belebt wurden; was wir aber im heiligen Abendmale ſo nennen, hat weder Blut, noch Knochen, noch Seele. Wir müſſen es alſo in geiſtlichem Sinn verſtehn.

Johann Scot, mit dem Zunamen Erigenes, weil er aus Irrland war, hatte lange vorher, unter Karl's des Kahlen Regierung, und ſogar, wie er ſagt, auf Befel dieſes Kaiſers, ungefähr die nemliche Meinung behauptet.

Zu den Zeiten Johann Scot's hatten Ratram, ein Mönch von Corvey, und andre, über dieſes Geheimnis ſo geſchrieben, daß man denken mus, ſie glaubten nicht an das, was man hernach wirkliche Gegenwart nannte. Denn Ratram ſagt in ſeinem Schreiben an den Kaiſer Karl'n den Kahlen ausdrüklich: Es iſt der Leib Jeſu Chriſti, den wir ſehen, empfangen, und eſſen, aber nicht durch die körperlichen Sinne, ſondern durch die Augen des gläubigen Geiſtes. Es iſt ausgemacht, ſezt er hinzu, daß mit dem Brod und mit dem Wein keine Verändrung vorgeht; ſie bleiben alſo lediglich, was ſie vorher wa-

ren. Nachdem er den heiligen Auguſtin angeführt hat, ſchlieſſt er mit den Worten, daß das Brod, welches Leib, und der Wein, welcher Blut genannt wird, nur figürlich ſind, weil es ein Geheimnis iſt.

Wie ſich nun auch Ratram ſelbſt verſtanden haben, oder von andern verſtanden worden ſein mag, ſo ſchrieb man doch wider ihn; und ungefähr zu derſelbigen Zeit hielt man einen andern Benediktiner, Namens Paſchaſius Ratbert, für den erſten, der die gemeine Meinung in ausdrüklichen Worten entwikkelte, und ſagte: Das Brod wäre der wahre Leib, der aus der Jungfrau hervorgegangen, und der Wein mit dem Waſſer das wahre Blut, das aus der Seite gefloſſen ſei, und zwar nicht figürlich, ſondern wirklich. Aus dieſem Streit entſtand der Streit der Stercoriſten, oder Stercoraniſten, welche ſich unterſtanden einen Gegenſtand des Glaubens phyſiſch zu unterſuchen, und behaupteten, daß das geweihte Brod und Wein verdaut würde, und den allgemeinen Gang aller Nahrungsmittel näme.

Da dergleichen Streitfragen Lateiniſch abgehandelt werden, und die Layen damals ſich lediglich mit dem Kriege beſchäftigten, und alſo an den Schulgezänken wenig Antheil namen, ſo erregten ſie glüklicherweiſe keine Unruhen. Das Volk hatte von den mehreſten Geheimniſſen nur ſchwankende und dunkle Begriffe, und hat von jeher die Glaubenslehren, wie Münze, angenommen, ohne Gewicht und Ueberſchrift zu unterſuchen.

Endlich lehrte der Archidiakonus Berengar von Angers um das Jahr 1050 ſchriftlich und auf der Kanzel, daß der wahre Leib Jeſu Chriſti unter den Geſtalten des Brods und des Weins weder vorhanden iſt, noch vorhanden ſein kann.

Er behauptete, daß dasjenige, was eine Unverdaulichkeit erregte, wenn es in zu groſſer Menge genoſſen würde, nichts anders ſein könnte, als ein Nahrungsmittel; daß dasjenige, welches einen Rauſch verurſachte, wenn man es zu häufig getrunken hätte, wahrer Wein wäre; daß ohne einen weiſſen Gegenſtand keine weiſſe Farbe, ohne runden Gegenſtand keine Rundung vorhanden ſein könnte; und daß es phyſiſch unmöglich iſt, daß der nemliche Kör-

per an tauſend Orten zugleich ſein könne. Seine Lehren erregten um ſo ſtärkre Widerſprüche, je mehr Feinde er hatte, weil er in ſehr groſſem Ruf ſtand. Derjenige, der ſich am meiſten gegen ihn auszeichnete, war Lanfranc, aus Longobardiſchem Geſchlecht, von Pavia gebürtig, der gekommen war, ſein Glük in Frankreich zu ſuchen. Sein Ruf hielt Berengar's Rufe die Waage. So lautete ſeine Widerlegung in ſeiner Abhandlung *de corpore Domini*.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß der Leib unſers Herrn im Abendmal eben derſelbe iſt, welcher aus der Jungfrau hervorgegangen und daß er auch nicht derſelbe iſt. Es iſt derſelbe, in Anſehung des Weſens und der Eigenſchaften der wahren Natur; und es iſt nicht derſelbe, in Anſehung der Art des Brods und des Weins, ſo daß er, in Rükſicht auf das Weſen, derſelbe, in Abſicht auf die Form aber, nicht derſelbe iſt.

Dieſe Meinung des Lanfranc ſchien die durchgängige Meinung der Kirche zu ſein. Berengar hatte blos als Philoſoph geſchloſſen.

Es war die Rede von einem Gegenſtande des Glaubens, von einem Geheimnis, welches die Kirche als als unbegreiflich anerkannte. Er ward von der Kirche beſoldet; er muſſte alſo eben ſo glauben, wie ſie, und ſeine Vernunft gefangen nemen, wie ſie. Er ward in der Päriſer Kirchenverſammlung von 1050, und auch in der Römiſchen von 1079, verurtheilt, und zum Widerruf gezwungen; aber dieſer erzwungne Widerruf grub ſeine Meinungen nur noch tiefer in ſein Herz. Er ſtarb in ſeiner Meinung, welche damals weder Kirchenſpaltung noch Bürgerkrieg erregte. Weltliches Anſehn und Macht waren allein der groſſe Gegenſtand, womit ſich der Ehrgeiz der Menſchen beſchäftigte. Der andre Quell, der einſt ſo viel Blutvergieſſen veranlaſſen ſollte, war noch nicht eröfnet.

Nach dem Streite mit dem Berengar, und der Verurtheilung deſſelben, führte die Kirche allererſt die Emporhaltung der Hoſtie ein, damit das Volk, bei Anbetung derſelben, von der beſtrittnen Wirklichkeit überzeugt werden ſollte. Aber der Ausdruk: Transſubſtantiation war noch nicht mit dieſem Geheimnis verbunden, ſondern ward erſt im Jahre 1215 in

einer Lateraniſchen Kirchenverſammlung angenommen.

Scot's, Ratram's und Berengar's Meinung ſank nicht in Vergeſſenheit, ſondern pflanzte ſich bei einigen Geiſtlichen fort, und ging, wie wir unten ſehn werden, zu den Waldenſern, Albigenſern, Huſſiten und Proteſtanten über.

Es iſt leicht zu bemerken, daß in allen Streitigkeiten, welche ſeit der Entſtehung der Kirche die Chriſten gegen einander aufgebracht haben, Rom immer auf die Seite derjenigen Meinung getreten iſt, welche den menſchlichen Verſtand am meiſten niederdrükte, und den Gebrauch der Vernunft am meiſten vernichtete. Ich ſpreche hier blos vom Hiſtoriſchen, und übergehe die göttliche Eingebung und die Unfehlbarkeit der Kirche, welche auſſer dem Kreiſe der Geſchichte liegen. Gewis iſt es, daß man, durch Erhebung der Ehe zu einem Sakramente, die Treue der Ehegatten zu einer heiligern Pflicht, und den Ehebruch zu einem verhaſſtern Verbrechen machte; und daß der Glaube an einen im Abendmal wirklich gegenwärtigen Gott, der ſich durch Mund und Magen mit dem Kommuni-

kanten ſo innig vereinigte, dieſen mit einem heiligen Schauer erfüllen muſſte. Welche Ehrfurcht muſſte man nicht für diejenigen hegen, welche durch ein Wort Brod in Gott verwandelten, und beſonders für das Oberhaupt einer Religion, die ein ſolches Wunder wirkte! Als die bloſſe menſchliche Vernunft dieſe Geheimniſſe beſtritt, ſchwächte ſie den Gegenſtand ihrer Verehrung und als die zu groſſe Menge von Prieſtern das Wunder gar zu gemein machte, ward es dem Volke minder ehrwürdig.

Wir müſſen den Gebrauch nicht übergehn, welcher zuerſt im elften Jahrhunderte eingeführt ward, durch Allmoſen und Gebete der Lebenden die Beſtrafungen der Todten abzukaufen, ihre Seelen aus dem Fegefeuer zu erlöſen, und ein öffentliches zur Uebung dieſer Frömmigkeit beſtimmtes Feſt einzuſezen.

Die Meinung von einem Fegefeuer, ſo wie von der Hölle, iſt von dem höchſten Alterthum, aber ſie iſt nirgends ſo deutlich ausgedrukt, als in Virgil's Aeneide im ſechſten Buch, wo man die mehrſten Geheimniſſe der heidniſchen Religion findet.

Ergo exercentur poenis, veterumque malorum ſupplicia expendunt &c. *)

Dieſer Begrif ward nach und nach in der Chriſtenheit geheiligt, und man ging gar ſo weit, zu glauben, daß man durch Gebete den Richterſpruch der Vorſehung aufhalten, und von Gott die Begnadigung eines Todten erflehen könnte, der in jenem Leben zu vorübergehenden Strafen ſei verurtheilt worden.

Der Kardinal Peter Damien, eben derſelbe, welcher erzält, daß des Königs Robert's Gemalin mit einer Gans niedergekommen ſei, berichtet, daß ein von Jeruſalem zurükkommender Pilger, durch Sturm an eine Inſel verſchlagen ward, wo er einen guten Einſiedler fand, der ihm eröfnete, dieſe Inſel wäre von Teufeln bewohnt; ſeine Nachbarſchaft wäre mit lauter Feuerflammen bedekt, in welche die Seelen der Verſtorbnen von den Teufeln hineingeſtürzt würden; und dieſe Teufel ſchrieen und heulten ohn' Unterlas über den heiligen Odilo, den Abt von Cluni, als ihren tödlichſten Widerſacher. Die Gebete dieſes Odi-

*) Z. T. Sie werden alſo mit Züchtigungen heimgeſucht, und leiden die Strafen für ihre ehmalige Vergehungen, u. ſ. w.

lo's, und ſeiner Mönche, nämen dieſen Teufeln, ihrer eignen Ausſage nach, täglich einige Seelen weg.

Als Odilo dieſe Nachricht bekam, ſtiftete er in ſeinem Kloſter Cluni das Feſt der Todten, oder aller Seelen. Bei dieſem Feſte lag viel Menſchenliebe und Frömmigkeit zum Grunde, und dieſe Geſinnungen konnten der Erzälung von dem Pilger zur Entſchuldigung dienen. Die Kirche nam bald dieſe Feierlichkeit auch an, und machte ein vorgeſchriebnes Feſt daraus. Man legte den Gebeten für die Todten viel Ablas bei. Hätte man es dabei bewenden laſſen, ſo wäre es eine bloſſe Andachtsübung geweſen; ſie artete aber bald in Misbrauch aus. Man verhandelte den Ablas auf das theuerſte. Die Bettelmönche beſonders namen Geld, um die Seelen aus dem Fegefeuer zu löſen. Sie ſprachen von nichts, als von Erſcheinungen der Todten, und von klagenden Seelen, welche um Hülfe bäten, und von ſchleunigen Todesfällen und ewigen Beſtrafungen derjenigen, welche ihren Beiſtand verweigert hätten. Räuberei trat in die Stelle leichtgläubiger Frömmigkeit, und dies war eine der Urſachen, um welcher Willen die Römiſche

Kirche in den nachfolgenden Zeiten halb Europa einbüſſte.

Man kann leicht denken, daß die Unwiſſenheit jener Zeiten den Volksaberglauben befeſtigte. Ich will einige Beiſpiele davon anführen, womit ſich die Leichtgläubigkeit der Menſchen lange Zeit getragen hat. Der Kaiſer Otto der III. ſoll ſeine Gemalin Maria von Arragonien, wegen Ehebruch, haben hinrichten laſſen. Es iſt ſehr möglich, daß ein ſcheinheiliger und grauſamer Fürſt, wie man uns Otto den III. ſchildert, ſeine Gemalin zum Richtplaz ſchikt, ob ſie gleich weniger ausſchweifend iſt, als er ſelber. Aber zwanzig Schriftſteller haben geſchrieben, und Maimbourg hat es ihnen, ſo wie andre wieder dem Maimbourg, nachgebetet, daß die Kaiſerin einen jungen Italieniſchen Grafen verführen wollen, der ihren Lokkungen aus Keuſchheit widerſtand, daß ſie ſich bei dem Kaiſer beſchwert, der Graf habe ſie entehren wollen, und daß der Graf am Leben ſei geſtraft worden. Die Wittwe des Grafen kam, wie man ſagt, mit dem Haupte ihres Gemals in der Hand, forderte Gerechtigkeit, und wollte die Unſchuld deſſelben beweiſen. Sie verlangt

zur

zur Probe des glühenden Eiſens zugelaſſen zu werden, und hielt, ſo lange man wollte, eine ganz glühende Stange Eiſen in ihren Händen, ohne ſich zu verbrennen. Da dieſes Wunder für einen gerichtlichen Beweis galt, ſo ward die Kaiſerin verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden.

Maimbourg hätte bedenken ſollen, daß dieſe Fabel von Schriftſtellern erzält wird, welche ſehr lange nach Otto's des III. Regierung geſchrieben haben, und daß man nicht einmal die Namen dieſes Italieniſchen Grafen und der Wittwe nennt, welche glühende Stangen Eiſen ſo unverlezt anfaſſen konnte. Ja, es iſt noch ſehr zweifelhaft, ob jemals eine Maria von Arragonien, Gemalin Kaiſers Otto's des III., exiſtirt hat. Kurz, wenn ſchon gleichzeitige Schriftſteller eine ſolche Begebenheit glaubwürdig erzälen, ſo würden ſie doch keinen gröſſern Glauben verdienen, als die Hexen, welche vor Gericht ausſagen, daß ſie dem Hexentanze beigewohnt haben.

Die Geſchichte mit der eiſernen Stange mus die Hinrichtung der angeblichen Kaiſerin Maria von Arragonien zweifelhaft machen, ob ſie gleich in ſo vielen Wörterbüchern und

Geſchichten erzält wird, wo auf jeder Seite Lügen mit Wahrheit vermiſcht ſind.

Die zweite Begebenheit iſt von eben der Art. Man ſagt nemlich, daß Heinrich der II., der Nachfolger Otto's des III., die Treue ſeiner Gemalin Kunigunde prüfen wollte, und ſie daher mit bloſſen Füſſen über neun im Feuer glühend gemachte Pflugſchaaren gehn lies. Dieſe in ſo viel Märtirerbüchern aufgezeichnete Geſchichte verdient mit der Erzälung von der Gemalin Otto's des III. einerlei Beantwortung.

Deſider, Abt des Kloſters Monte-Caſſino, und noch andere Schriftſteller, erzälen eine ähnliche Begebenheit. Im Jahr 1063 gingen Mönche von Florenz, welche mit ihrem Biſchof unzufrieden waren, in der Stadt und auf dem Lande umher, und riefen: Unſer Biſchof iſt ein Böſewicht, und treibt Simonie. Dabei waren ſie ſo dreiſt, wie man ſagt, zu verſprechen, daß ſie ihre Beſchuldigung durch die Feuerprobe beweiſen wollten. Es ward alſo ein Tag zu dieſer Ceremonie feſtgeſezt, und das war der Mittwoch der erſten Woche in den Faſten. Zwei Scheiterhaufen, jeder zehn Fus lang und fünf Fus breit, wurden aufge-

richtet, und zwiſchen beiden ein mit troknem Holz belegter Fusſteig, anderthalb Fus breit, gelaſſen. Als beide Scheiterhaufen in Flammen ſtanden, und das Holz im Fusſteige zu Kohlen verbrannt war, geht der Mönch Peter Aldobrandin mit langſamen und gemeſſnen Schritten auf dieſem Fusſteige queer durch das Feuer, und geht ſogar zurük, um ſeine Mesbinde, die er hatte fallen laſſen, mitten aus den Flammen wiederzuholen. Dies iſt eine Begebenheit, die von vielen Geſchichtſchreibern erzält wird, und die man nicht abläugnen kann, ohne alle Grundlagen der Geſchichte umzuwerfen; aber es iſt auch gewis, daß man ſie nicht glauben kann, ohne alle Grundlagen der Vernunft niederzureiſſen.

Allerdings iſt es möglich, daß ein Menſch zwiſchen zwei brennenden Scheiterhaufen, ſelbſt über glühende Kohlen, ſehr ſchnell hindurchlaufen kann, ohne ganz und gar verbrannt zu werden; daß aber jemand mit langſamen Schritten hindurch und wieder zurükgeht, um ſeine Mesbinde zu holen, iſt eine von den Erzälungen der goldnen Legende, wovon man vernünftigen Leuten nichts mehr vorſagen darf.

Die lezte Probe, die ich erzälen will, iſt die, deren man ſich bediente, um in Spanien, nach der Einname von Toledo, auszumachen, ob man das Römiſche Mesbuch, oder das ſogenannte Moſarabiſche, gebrauchen ſollte. Man verglich ſich gleich einmütiglich, daß der Streit durch einen Zweikampf ſollte entſchieden werden. Zwei von Haupt zu Fus bewafnete Ritter kämpften nach allen Regeln der Ritterſchaft. Dom Ruis de Martanza, der Ritter des Moſarabiſchen Mesbuchs, hob ſeinen Gegner aus dem Sattel, und ſtrekte ihn halbtodt zu Boden. Die Königin aber, welche viel Vorliebe für das Römiſche Mesbuch hatte, verlangte, daß man zur Feuerprobe ſchreiten ſollte. Dies ſtritt wider alle Geſeze der Ritterſchaft. Indeſſen warf man doch beide Gebetbücher in's Feuer, welche wahrſcheinlicherweiſe beide verbrannten, und der König, um Niemanden vor den Kopf zu ſtoſſen, war zufrieden, daß in einigen Kirchen nach dem Römiſchen, in andern aber nach dem Moſarabiſchen, gebetet würde.

Alles, was die Religion Groſſes und Feierliches hat, ward beinahe im ganzen Occidente durch die lächerlichſten Gebräuche verunſtaltet. Das Narrenfeſt, und das Eſelsfeſt, wur-

den in den meiſten Kirchen eingeführt. Man wählte an dieſen Feſttagen einen Biſchof der Narren, und lies einen Eſel mit Chorrok und Prieſterbaret in die Kirche kommen. Der Eſel ward zum Andenken jenes Eſels verehrt, welcher Jeſum Chriſtum getragen hatte.

Tänze in den Kirchen, Freſſereien auf den Altären, Lüderlichkeiten und ſchmuzige Poſſenſpiele waren die Ceremonien bei dieſen Feſten, deren ausſchweifender Gebrauch in manchen Kirchſprengeln etwa ſieben Jahrhunderte dauerte. Wenn man blos auf die eben erzälte Gebräuche Rükſicht nimmt, ſo ſollte man glauben, eine Schilderung der Neger und der Hottentotten zu erblikken, und' man mus geſtehn, daß wir vor jenen in mehr als Einem Stük keinen Vorzug gehabt haben.

Rom hat oft dieſe barbariſche Gebräuche, ſo wie auch den Zweikampf, und die Proben, oder Gottesurtheile, gemisbilligt. In der Römiſchen Kirche herrſchte immer, troz allen Unruhen und Anſtöſſigkeiten, mehr Anſtand und Würde, als anderswo, und man fühlte, daß dieſe Kirche, wenn der Fall einer freien und wohleingerichteten Regierung eintrat, dazu gemacht war, die Lehrmeiſterin der übrigen zu ſein.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Vom Reich, von Italien, vom Kaiſer Heinrich dem IV. und von Gregor dem VII. Von Rom und dem Reiche im elften Jahrhunderte. Von der Schenkung der Gräfin Mathilde. Von dem unglüklichen Ende des Kaiſers Heinrich's des IV. und des Pabſtes Gregor's des VII.

Es iſt Zeit, zu Rom's Ruinen, und zu dem Schatten von dem Throne der Căſare zurükzukommen, der in Teutſchland wieder erſchien.

Man wuſſte noch nicht, wer in Rom regieren, und wie das Schikſal Italien's ausfallen würde. Die Teutſchen Kaiſer hielten ſich von Rechtswegen für Herren des ganzen Occident's; aber ſie waren kaum Herren in Teutſchland, wo die groſſe Lehnsverfaſſung der Gutsbeſizer und der Biſchöfe anfing, tiefe Wurzeln zu ſchlagen. Die Normänniſchen Fürſten, welche Apulien und Kalabrien erobert hatten, bildeten eine neue Macht. Das Beiſpiel der Venediger flöſſte den groſſen Städten Italien's die Liebe zur Freiheit ein. Die Päbſte waren noch nicht unumſchränkt; trachteten aber darnach.

Das Recht der Kaiſer, die Päbſte zu ernennen, fing an, ſich zu befeſtigen; man ſieht

aber leicht ein, daß ſich das alles, bei dem er⸗ſten günſtigen Umſtande, ändern muſſte. Die⸗ſer fand ſich bald bei der Minderjährigkeit des 1056.
Kaiſers Heinrich's des IV., welcher bei Leb⸗zeiten Heinrich's des III., ſeines Vaters, zum Nachfolger deſſelben anerkannt ward.

Selbſt von der Zeit Heinrich's des III. an verminderte ſich die Kaiſerliche Gewalt in Italien. Seine Schweſter, Gräfin oder Her⸗zogin von Toskana, und Mutter jener wahren Wohlthäterin der Päbſte, der Gräfin Mathil⸗de von Eſte, trug mehr, als irgend jemand, dazu bei, Italien gegen ihren Bruder zu em⸗pören. Nebſt dem Marcheſat von Mantua, beſas ſie auch Toskana, und einen Theil der Lambardei. Als ſie unbeſonnen genug geweſen war, an den Teutſchen Hof zu kommen, hielt man ſie daſelbſt lange Zeit gefangen. Ihre Tochter, die Gräfin Mathilde, erbte ihren Ehrgeiz und ihren Has gegen das Kaiſerliche Haus.

Während der Minderjährigkeit Heinrich's des IV. ſchwang ſich mancher durch Ränke, Geld und bürgerliche Kriege, auf den Päbſtli⸗chen Stuhl. Endlich erwählte man im Jahr 1054 Alexander'n den II., ohne den Kai⸗

ſerlichen Hof zu befragen. Vergeblich ernannte dieſer Hof einen andern Pabſt; ſeine Partei war in Italien nicht die ſtärkſte. Alexander der II. behielt das Uebergewicht, und jagte ſeinen Nebenbuhler aus Rom.

Heinrich der IV. ſahe ſich, bei ſeiner Grosjährigkeit Kaiſer von Italien und Teutſchland, aber faſt ohne alle Gewalt. Einige weltliche und geiſtliche Fürſten ſeines Vaterlandes machten einen Bund gegen ihn, und von Italien konnte er bekanntermaaſſen nicht anders Meiſter werden, als an der Spize einer Armee, und dieſe fehlte ihm. Seine Macht hatte nicht viel zu bedeuten, aber ſein Mut war gröſſer als ſein Glük.

Einige Schriftſteller berichten, daß, als er
1073. auf dem Reichstage zu Wirzburg angeklagt ward: er habe die Herzoge von Schwaben und Kärnthen wollen umbringen laſſen, er ſich erbot, ſich mit dem Ankläger, der ein bloſſer Edelmann war, im Zweikampf zu ſchlagen. Der Tag zu dieſem Kampfe ward angeſezt; der Kläger erſchien aber nicht, und rechtfertigte dadurch den Kaiſer.

Sobald einem Fürſten ſeine Macht ſtreitig gemacht wird, ſo taſtet man auch immer ſeine

Sitten an. Man warf ihm öffentlich vor, daß er Buhlerinnen hielte, unterdeſſen, daß die geringſten Geiſtlichen ungeſtraft daſſelbe thaten. Er wollte ſich von ſeiner Gemalin, der Tochter eines Marcheſe von Ferrara ſcheiden laſſen, mit welcher er, ſeiner Ausſage nach, niemals hatte die Ehe vollziehn können. Einige Ausſchweifungen ſeiner Jugend erbitterten auch noch die Gemüter und ſeine Aufführung ſchwächte ſeine Macht.

Zu Rom war damals ein Mönch von Cluni, der Kardinal geworden war, ein unruhiger, hiziger, unternemender Menſch, der zuweilen Argliſt unter ſeinen heftigen Eifer für die Anmaaſſungen der Kirche zu miſchen wuſſte. Hildebrand war der Name dieſes Wagehalſes, der nachher der berühmte Gregor der VII. ward. Er war zu Soana in Toskana geboren, und von unbekannten Eltern; er ward zu Rom erzogen, unter dem Abt Odilo als Mönch zu Cluni aufgenommen, hernach in Angelegenheiten ſeines Ordens nach Rom geſchikt, daſelbſt von den Päbſten in allen den Geſchäften gebraucht, welche Geſchmeidigkeit und Standhaftigkeit erfordern, und durch ſeinen unerſchroknen Eifer ſchon in Italien berühmt. Die öffentliche

Stimme gab ihn zum Nachfolger Alexander's des II. an, unter deſſen Pabſtthum er ſchon die Regierung verwaltete. Alle ſowohl ſchmeichelhafte als gehäſſige Schilderungen, welche ſo viel Schriftſteller von ihm gemacht haben, finden ſich in dem Gemälde eines Malers aus Neapel vereinigt, welcher den Gregor malte, wie er in einer Hand den Hirtenſtab, und in der andern eine Peitſche hält, wie er Zepter unter die Füſſe tritt, und des heiligen Petrus Nez und Fiſche neben ſich hat.

1073. Gregor bewog den Pabſt Alexander, eine unerhörte Gewalthandlung vorzunemen, und den jungen Heinrich aufzufordern, daß er ſich vor dem Richterſtuhl des Pabſtes zu Rom ſtellen ſollte. Dies iſt das erſte Beiſpiel eines ſolchen Unternemens. Und zu welcher Zeit wagt man das? Zu einer Zeit, da Rom von Heinrich dem III., dem Vater Heinrich's des IV., ganz daran gewöhnt war, ſeine Biſchöfe auf einen bloſſen Befel vom Kaiſer anzunemen. Grade dieſe Dienſtbarkeit war es, deren Joch Gregor abſchütteln wollte. Um zu verhindern, daß die Kaiſer nicht in Rom Geſeze vorſchrieben, wollte er, daß die

Päbſte den Kaiſern Geſeze vorſchreiben ſollten. Dieſe Verwegenheit zog keine Folgen nach ſich. Alexander der II. ſcheint die Stelle eines verloren gegebenen Freiwilligen vertreten zu haben, den Hildebrand vorläufig dem Reiche entgegenſchikte, ehe es zu der Schlacht käme, womit er umging. Alexander's Tod folgte bald auf dieſe erſte Ausübung der Feindſeligkeit.

Hildebrand hatte Einflus genug, ſich 1073.
von dem Römiſchen Volke wählen und auf den Thron ſezen zu laſſen, ohne die Erlaubnis des Kaiſers abzuwarten. Bald erhielt er auch dieſe Erlaubnis, und gelobte Treue dagegen. Heinrich der IV. nam ſeine Entſchuldigungen an. Sein Kanzler in Italien ging nach Rom, um die Wahl des Pabſtes zu beſtätigen, und Heinrich, den alle ſeine Hofleute warnten, Gregor den VII. zu fürchten, behauptete öffentlich, dieſer Pabſt könnte gegen ſeinen Wohlthäter nicht undankbar ſein. Kaum aber hat ſich Gregor des Päbſtlichen Stuhls verſichert, als er alle diejenigen in den Bann thut, welche Pfründen aus den Händen der Laien empfangen, und auch alle Laien, welche dergleichen Pfründen vergeben würden.

Sein Vorhaben war, allen weltlichen Pfründenvergebern das Recht zu nemen, die Geiſtlichen einzuſezen. Das hies die Kirche mit allen Königen entzweien. Zu gleicher Zeit bricht ſein heftiger Karakter gegen den König Philipp den I. von Frankreich aus. Die Franzoſen hatten ſich an einigen Italieniſchen Kaufleuten vergriffen. Der Pabſt erlies ein Circularſchreiben an die Franzöſiſchen Biſchöfe, worin er ſagt: Euer König iſt nicht ſowohl König, als Tyrann. Er bringt ſein Leben in ehrloſer Niederträchtigkeit und Verbrechen hin. Auf dieſe unbeſonnene Worte folgt die gewöhnliche Androhung des Kirchenbanns.

Bald nachher, in der Zeit, da Heinrich in einen Bürgerkrieg gegen die Sachſen verwikkelt iſt, ſchikt ihm der Pabſt zwei Legaten, mit dem Befel, daß er kommen und ſich gegen die wider ihn angebrachten Beſchuldigungen, daß er Pfründen vergeben hätte, verantworten, im Weigerungsfalle aber exkommunizirt werden ſollte. Die beiden Ueberbringer dieſes ſeltſamen Befels finden den Kaiſer, als Ueberwinder der Sachſen, mit Ruhm überhäuft, und mächtiger, als man geglaubt hatte. Man kann ſich vor-

ſtellen, mit welchem verächtlichen Stolz ein ſiegreicher, und auf ſeinen Rang eiferſüchtiger Kaiſer von fünfundzwanzig Jahren, eine ſolche Geſandſchaft aufnam. Er beſtrafte die Geſandten eben nicht, weil das der Wahn der damaligen Zeit nicht zulies, und ſchien der Verwegenheit nichts als Verachtung entgegen zu ſezen. Er überlies dieſe unbeſonnene Legaten der 1076.
beleidigenden Behandlung des Hofgeſindes.

Faſt zu gleicher Zeit that der Pabſt auch die Normänner in den Bann, welche, wie wir oben geſagt haben, Fürſten von Apulien und Kalabrien waren. So viele zu gleicher Zeit geſchleuderte Bannſtralen würde man heut zu Tage für die gröſſte Unbeſonnenheit anſehn: Aber man mus nur bedenken, daß Gregor der VII., als er den König von Frankreich bedrohte, ſeine Bulle an den Herzog von Aquitanien adreſſirte, der ein Vaſall des Königs, und eben ſo mächtig war, als der König ſelbſt; daß, als er gegen den Kaiſer losbrach, er einen Theil von Italien, die Gräfin Mathilde, Rom, und die Hälfte von Teutſchland, auf ſeiner Seite hatte; daß die Normänner endlich damals ſeine erklärten Feinde waren: und alsdann wird Gregor der VII. mehr heftig und ver-

wegen, als unbeſonnen, erſcheinen. Er merkte, daß, wenn er ſeine Würde über den Kaiſer und über alle Könige hinausſezte, ihm die andern Kirchen beiſtehn, und ſich freuen würden, Glieder eines Haupts zu ſein, welches die weltliche Macht demütigte. Sein Vorhaben war darauf gerichtet, nicht allein das Kaiſerliche Joch abzuſchütteln, ſondern auch Rom, und Kaiſer und Könige unter das Päbſtliche Joch zu bringen. Dies konnte ihm das Leben koſten, er muſſte es ſogar gewärtig ſein; aber Gefahr bringt Ruhm.

Heinrich der IV. hatte zuviel in Teutſchland zu ſchaffen, und konnte nicht nach Italien kommen. Er ſchien ſich anfänglich nicht ſowohl wie ein Teutſcher Kaiſer, als vielmehr wie ein Italieniſcher Edelmann, rächen zu wollen. Anſtatt einen General mit einer Armee zu ſchikken, bediente er ſich, wie man ſagt, eines, ſeiner Räubereien wegen in groſſem Rufe ſtehenden, Banditen, Namens Cenci, der ſich des Pabſtes, während des Meſſeleſens in der Kirche Santa Maria Maggiore, bemächtigte. Einige Trabanten verwundeten den Pabſt, und führten ihn blutend in einen Thurn, von welchem Cenci ſich Meiſter gemacht hatte.

Heinrich der IV. betrug ſich nun etwas 1076.
fürſtlicher, und berief zu Worms eine Kirchen-
verſammlung von Biſchöfen, Aebten und Dok-
toren zuſammen, durch welche er den Pabſt ab-
ſezen lies. Alle Stimmen, bis auf zwei, wa-
ren für die Abſezung. Aber es fehlte dieſer
Kirchenverſammlung an Truppen, die ihr in
Rom Gewicht verſchaffen konnten. Heinrich
ſezte blos ſeine Würde auf's Spiel, als er an
den Pabſt ſchrieb, daß er ihn abſezte, und an
das Römiſche Volk, daß er ihm verböte, Gre-
gor'n als Pabſt anzuerkennen.

Sobald der Pabſt dieſe fruchtloſe Schreiben
bekommen hatte, hielt er auf einer Kirchenver-
ſammlung zu Rom folgende Rede: Im Na-
men und an Statt des Allmächtigen
Gottes, und kraft habender Gewalt,
verbiet' ich Heinrichen, dem Sohn un-
ſers Kaiſers Heinrich's, in Teutſchland
und Italien zu regieren. Ich ſpreche
alle Chriſten von dem Eide los, den
ſie ihm geſchworen haben, oder ſchwö-
ren werden; und ich befele, daß Nie-
mand, wer er auch ſei, ihm jemals,
als einem Könige, dienen ſoll.

Dies iſt bekanntlich das erſte Beiſpiel eines Pabſtes, der es ſich anmaaſſt, einem Monarchen ſeine Krone zu nemen. Vorher haben wir geſehn, daß Biſchöfe Ludwig den Gutmütigen abſezten. Aber dieſe Gewaltthat hatte doch einige Bemäntelung. Sie verurtheilten Ludwigen, nur zum Schein, zur öffentlichen Buſſe, und Niemand hatte es, ſeit Stiftung der Kirche, jemals gewagt, ſo zu ſprechen, wie Gregor der VII. Die Circularſchreiben des Pabſtes hauchten einerlei Geiſt mit ſeinem Richterſpruch. Er ſagt darin einmal über das andre, daß die Biſchöfe über die Könige zu Richtern geſezt ſind. Dieſe Ausdrükke ſind eben ſo ſchlau als verwegen, und muſſten notwendig alle Prälaten der Welt auf ſeine Seite bringen.

Wahrſcheinlicherweiſe wuſſte Gregor wohl, da er ſolchergeſtalt durch bloſſe Worte ſeinen Oberherrn abſezte, daß er in dem Bürgerkriege, der in Teutſchland mit gröſſrer Wut wieder anfing, Schuz finden würde. Ein Biſchof von Utrecht hatte ſich brauchen laſſen, Gregor'n den VII zu verurtheilen. Man behauptete, daß dieſer Biſchof, der eines ſchleunigen und ſchmerzhaften Todes ſtarb, ſich die Abſezung des Pabſtes, voller Reue, als eine Kirchenſchändung vorgewor-

geworfen hätte. Dieſe wahren oder erdichteten Gewiſſensbiſſe des Biſchofs brachten bei dem Volke wirkliche Gewiſſensbiſſe hervor. Die Zeit war vorbei, da Teutſchland unter den Ottonen vereinigt war. Heinrich der IV. ſah ſich bei Speier von der Armee der Verbündeten umringt, die ſich die Bulle des Pabſtes zu Nuze machten. Die Lehnsverfaſſung muſſte gleiche Staatsverändrungen nach ſich ziehn. Alle Teutſche Fürſten waren auf die Kaiſerliche Gewalt eiferſüchtig, wie der hohe Adel in Frankreich auf die Macht des Königs. Das Feuer des bürgerlichen Krieges glimmte immer unter der Aſche, und eine zu gelegner Stunde erſchienene Bulle konnte es anfachen.

Die verbündeten Fürſten gaben Heinrichen dem IV. nur unter dem Beding die Freiheit, daß er, wie eine im Kirchenbann ſtehende Privatperſon, in Speier leben ſollte, ohne die geringſte Handlung eines Chriſten, oder eines Königes, vorzunemen, bis der Pabſt nach Augsburg kommen würde, um in einer Verſammlung von Fürſten und Biſchöfen, welche über den Kaiſer richten ſollten, den Vorſiz zu führen.

Es ſcheint, daß Fürſten, welchen das Recht zuſtand, den Kaiſer zu wählen, auch das Recht

hatten, ihn abzuſezen. Aber dem Pabſte den Vorſiz bei dieſem Gerichte einzuräumen, das hies, ihn für den natürlichen Richter des Kaiſers und des Reichs anerkennen. Dies war der Triumph Gregor's des VII. und des Pabſtthums. Heinrich der IV., der ſo auf's Aeuſſerſte gebracht war, vermehrte dieſen Triumph noch um ein Groſſes.

Er wollte dem fatalen Gericht zu Augsburg zuvorkommen, und faſſte den unerhörten Entſchlus, mit wenigen Bedienten über die Tyroler Alpen zu gehn, und den Pabſt um ſeine Abſolution zu bitten. Gregor der VII. war damals, mit der Gräfinn Mathilde, in der Stadt Canoſſa, dem Canuſium der Alten, auf den Apenniniſchen Gebirgen, bei Reggio, einer Feſtung, welchs damals für unüberwindlich gehalten ward. Dieſer durch gewonnene Schlachten ſchon berühmte Kaiſer erſcheint, ohne Leibwacht und ohne Gefolge, am Feſtungsthore. Man hält ihn beim zweiten Walle an, kleidet ihn aus, und zieht ihm ein härenes Buskleid an. Er mus baarfus im Hofe bleiben; es war im Jänner 1077. Man lies ihn drei Tage faſten, ohne ihn zum Fuskus beim Pabſte vorzulaſſen, welcher dieſe Zeit über ſich mit der Gräfin Ma-

thilde eingeſchloſſen hatte, deren Beichtvater er war.

Es iſt nicht zu verwundern, daß die Feinde dieſes Pabſtes demſelben ſeine Aufführung mit der Mathilde vorgeworfen haben. Er war zwar zweiundſechzig Jahr alt; aber er war Beichtvater und Mathilde ein Frauenzimmer, jung und ſchwach. Die frömmelnde Sprache, welche man in den Briefen des Pabſtes an die Gräfin findet, verglichen mit den Ausſchweifungen ſeines Ehrgeizes, kann den Verdacht erregen, daß die Religion allen ſeinen Leidenſchaften zur Larve diente. Aber keine Thatſache, keine Anzeige hat dieſen Verdacht jemals bis zur Wahrſcheinlichkeit gebracht. Die wollüſtigen Heuchler haben weder einen ſo daurenden Enthuſiasmus, noch einen ſo unerſchrokner Eifer. Gregor war ſtreng, und eben daher gefährlich.

Endlich bekam der Kaiſer die Erlaubnis, ſich dem Pabſte zu Füſſen zu werfen, welcher ſich dazu verſtand, ihn loszuſprechen; dabei muſſte er eidlich angeloben, des Pabſtes förmlichen Richterſpruch in Augsburg zu erwarten, und ſich demſelben in allen Stükken vollkommen zu unterwerfen. Einige Biſchöfe und einige Teutſche Herren von Heinrich's Partei unterwarfen

ſich auf gleiche Weiſe. Gregor der VII., der ſich nun, nicht ohne Grund, für den Herrn der irdiſchen Kronen hielt, ſchrieb in verſchiednen Briefen, es wäre ſeine Pflicht, die Könige zu demütigen.

Die Lombardei, welche es noch mit dem Kaiſer hielt, war ſo aufgebracht über ſeine Herabwürdigung, daß ſie im Begrif ſtand, ihn zu verlaſſen. Man haſſte daſelbſt Gregor den VII. weit mehr, als in Teutſchland. Zum Glük für den Kaiſer überwog der Has gegen die Gewaltthätigkeiten des Pabſtes den Unwillen über die Niederträchtigkeit des Fürſten. Er benuzte dieſen Umſtand, und durch einen für Teutſche Kaiſer eben nicht gewöhnlichen Glükswechſel fand er ſich endlich in Italien ſehr ſtark, als Teutſchland ihn verlies. Die ganze Lombardei war in Waffen gegen den Pabſt, unterdeſſen daß Gregor der VII. Teutſchland gegen den Kaiſer aufwiegelte.

Der Pabſt, von ſeiner Seite, arbeitete unter der Hand daran, in Teutſchland einen andern Kaiſer wählen zu laſſen; und Heinrich lies es an ſeiner Bemühung nicht ermangeln, die Italiener zur Erwählung eines andern Pab-
1078. ſtes zu vermögen. Die Teutſchen wählten alſo

den Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiſer, und Gregor der VII. ſchrieb gleich, er würde zwiſchen Heinrichen und Rudolphen richten, und demjenigen die Krone geben, der ihm am unterwürfigſten wäre. Heinrich, der ſich mehr auf ſeine Truppen, als auf den heiligen Vater verlies, hatte einige Einbuſſe erlitten, und war von dem dadurch mutiger gewordnen Pabſt im Jahr 1080 von neuem in den Bann gethan worden. Ich neme ihm die Krone, ſagte er, und gebe das Teutſche Reich dem Rudolph. Und um glauben zu machen, daß er in der That Reiche verſchenkte, ſchikte er dieſem Rudolph eine goldne Krone, worin der Vers eingegraben war:

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolpho.*)

Dieſer Vers vereinigt zugleich ein kindiſches Wortſpiel, und einen Stolz, welcher eben ſowohl, als jenes, dem Geiſte der damaligen Zeiten entſpricht.

Unterdeſſen verſtärkte ſich Heinrich's Partei in Teutſchland. Der nemliche Fürſt, welcher im

*) Z. T. Der Fels gab die Krone dem Petrus, und Petrus giebt ſie dem Rudolph.

Buskleide und baarfus, drei Tage lang auf die Barmherzigkeit desjenigen geharrt hatte, den er für ſeinen Unterthan hielt, faſſte auf einmal
1080. zwei dreiſtere Entſchlieſſungen, nemlich den Pabſt abzuſezen, und ſeinem Mitbewerber eine Schlacht zu liefern. Er verſammelt zu Brixen in Tyrol etwa zwanzig Biſchöfe, welche, mit den Vollmachten der Lombardiſchen Prälaten verſehen, Gregor der VII, als Schüzer der Tyrannen, als einen Pfründenhändler, Kirchenräuber und Zaubrer, in den Kirchenbann thun, und abſezen.

In dieſer Verſammlung ward Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, zum Pabſt erwählt. Unterdeſſen, daß dieſer neue Pabſt in die Lombardei eilt, um das Volk gegen Gregor'n den VII. aufzuwiegeln, geht Heinrich der IV. an der Spize einer Armee auf Rudolphen los. War es übertriebne Schwärmerei, oder ſo genannter frommer Betrug, daß Gregor der VII. prophezeihte, Heinrich würde in dieſem Kriege geſchlagen werden, und das Leben verlieren? Ich will nicht Pabſt ſein, ſagt er in ſeinem Schreiben an die Teutſchen Biſchöfe von ſeiner Partei, wenn das nicht noch vor dem Feſte des heiligen Pretrus eintrift. Die

geſunde Vernunft lehrt uns, daß derjenige, der das Zukünftige vorherſagt, ein Betrüger, oder ein Narr iſt. Aber wir müſſen erwägen, was für Irrthümer in dem Verſtande der Menſchen herrſchten. Die Sterndeuterkunſt war von jeher der Aberglaube der Gelehrten. Man wirft dem Gregor vor, daß er den Sterndeutern Glauben beigemeſſen habe. In den Akten ſeiner Abſezung zu Brixen ſteht, daß er ſich mit Wahrſagen und Traumdeuten abgegeben habe, und aus dieſem Grunde ward er der Zauberei beſchuldigt. Wegen der vorerwähnten falſchen und ſonderbaren Prophezeihung hat man ihn für einen Betrüger ausgegeben. Es iſt aber möglich, daß er blos leichtgläubig war.

Seine Prophezeihung traf ſeinen Anhänger Rudolph. Er ward geſchlagen, und Godefroi von Bouillon, der Neffe der Gräfinn Matthilde, eben derſelbe, welcher hernach Jeruſalem eroberte, tödtete in der Schlacht dieſen Kaiſer, welchen der Pabſt gemacht zu haben ſich rühmte. Wer ſollte glauben, daß damals der Pabſt, anſtatt ſich zu Heinrichen zu wenden, an alle Teutſche Biſchöfe ſchrieb, man müſſte ein ander Oberhaupt 1080.

erwählen, mit dem Beding, daß es dem Pabſte die Vaſallenhuldigung leiſtete? Dieſe Briefe beweiſen, daß Heinrich's Gegenpartei in Teutſchland noch ſehr ſtark war.

Zu eben derſelben Zeit befal dieſer Pabſt ſeinen Legaten in Frankreich, einen ſilbernen Denier für jedes Haus zum jährlichen Tribut, wie in England, zu fordern.

Spanien behandelte er noch despotiſcher. Er gab ſich für den Oberlehns- und Grundeigenthumsherrn aus, und ſagt in ſeiner ſechszehnten Epiſtel, es wäre beſſer, daß es den Sarazenen zugehörte, als daß es nicht dem heiligen Stuhle huldigte.

An den König Salomon von Ungarn, einem kaum Chriſtlich gewordnen Lande, ſchrieb er: Ihr könnt von alten Leuten Eures Landes erfahren, daß das Königreich Ungarn der Römiſchen Kirche zugehört.

So verwegen nun auch ſolche Unternemungen ſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch immer Folgen der herrſchenden Meinungen. Unwiſſenheit mus durchaus damals manchen Kopf mit dem Wahn angefüllt haben, daß die Kirche

Herr über die Königreiche wäre, weil der Pabſt immer in dieſem Styl ſchreibt.

Seine Unbiegſamkeit gegen Heinrich war auch nicht ohne allen Grund. Er hatte ſo viel Einflus auf die Gräfin Mathilde erlangt, daß dieſe dem heiligen Stuhl eine förmliche Schenkung von allen ihren Staaten gemacht, und ſich nur auf Lebenszeit den Niesbrauch davon vorbehalten hatte. Man weis nicht, ob über dieſe Schenkung ein Dokument oder ein Kontrakt vorhanden iſt. Es war der Gebrauch, eine Erdſcholle auf den Altar zu legen, wenn man ſeine Güter der Kirche ſchenkte. Zeugen vertraten die Stelle des Kontrakts. Man behauptet, daß Mathilde zweimal alle ihre Güter dem heiligen Stuhle ſchenkte.

Die Wahrheit dieſer Schenkung, welche nachher durch ihr Teſtament beſtätigt ward, zog Heinrich der IV. nicht in Zweifel. Dies iſt der rechtmäſſigſte Beſizungstitel, auf welchen ſich die Päbſte jemals berufen haben. Aber ſelbſt dieſer Titel ward der Gegenſtand neuer Streitigkeiten. Die Gräfin Mathilde beſas Toskana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, ein Theil von Umbria und dem Herzogthum Spoleto, Verona, faſt alles,

heut zu Tage das Erbtheil des heiligen Pe-
trus heiſſt, von Viterbo an bis nach Orvieto,
nebſt einem Theile der Ankonitaniſchen Mark.

Heinrich der III. hatte dieſe Ankonitaniſche Mark den Päbſten gegeben; aber durch dieſe Schenkung hatte ſich die Mutter der Gräfin Mathilde nicht abhalten laſſen, ſich in den Beſiz der Städte zu ſezen, von welchen ſie glaubte, daß ſie ihr zugehörten. Es ſcheint, daß Mathilde, nach ihrem Tode, das Unrecht wieder gut machen wollte, welches ſie dem heiligen Stuhl bei ihren Lebzeiten zufügte. Aber ſie konnte keine Lehnsgüter weggeben, die unveräuſſerlich waren, und die Kaiſer behaupteten, ihr ganzes Erbtheil wäre Reichslehn. Das hies, Länder ſchenken, die erſt erobert werden muſſten, und Kriege hinter ſich zurüklaſſen. Heinrich IV., als Erbe und Oberlehnsherr, ſah in dieſer Schenkung nichts, als einen Eingrif in die Rechte des Reichs. Indeſſen hat man mit der Zeit doch dem heiligen Stuhle einen Theil dieſer Staaten abtreten müſſen.

Heinrich der IV., um ſeine Rache zu verfolgen, kam endlich und belagerte den Pabſt in
1083. Rom. Er nimmt den Theil der Stadt ein, der
dieſſeits der Tiber liegt, und Leonina heiſſt.

Er tritt mit den Bürgern in Unterhandlung, unterdeſſen er ſeine Drohungen gegen den Pabſt fortſezt, und bringt die vornemſten Römer mit Geld auf ſeine Seite. Das Volk bittet Gregor'n den VII. auf den Knieen, das Elend einer Belagerung abzuwenden, und dem Kaiſer nachzugeben. Der unerſchütterliche Pabſt antwortet, der Kaiſer müſſe ſeine Buſſe erneuern, wenn er Vergebung haben wolle.

Unterdeſſen zog ſich die Belagerung in die Länge. Heinrich der IV., der bald bei der Belagerung gegenwärtig war, bald wieder nach Teutſchland eilen muſſte, um die dortigen Unruhen zu ſtillen, nam endlich die Stadt mit Sturm ein. Es iſt beſonders, daß die Teutſchen Kaiſer ſich Rom's ſo oft bemächtigt und niemals daſelbſt regiert haben. Gregor's des VII. muſſte man ſich nun noch bemächtigen. Er hatte ſich in die Engelsburg gezogen, von wo er Troz und Kirchenbann auf ſeinen Ueberwinder herabſchleuderte.

Rom muſſte die Unerſchrokkenheit ſeines Pabſtes ſehr theuer bezalen. Robert Guiscard, Herzog von Apulien, einer der berühmten Normänner, deren ich erwähnt habe, nam die Abweſenheit des Kaiſers wahr, um den Pabſt zu befreien; aber zu gleicher Zeit plünderte er

die Stadt, die von den Kaiſerlichen, welche den Pabſt belagerten, und von den Neapolitanern, welche ihn befreiten, auf gleiche Weiſe verheert ward.

Gregor der VII. ſtarb einige Zeit nachher zu Salerno, den 24. Mai 1085. Sein Andenken war der Römiſchen Kleriſei lieb und ehrwürdig, welche an ſeinem Stolze Theil nam, der den Kaiſern und jedem guten Bürger verhaſſt war, wenn er die Wirkungen ſeines unbiegſamen Ehrgeizes betrachtete. Die Kirche, deren Rächer und Opfer er war, hat ihn unter die Heiligen geſezt, wie die alten Völker ihre Vertheidiger vergötterten.

Die Gräfin Mathilde, die den Pabſt Gregor verloren hatte, verheuratete ſich bald nachher wieder mit dem jungen Prinzen Guelfo, einem Sohn des Herzogs Guelfo von Bayern. Damals ſahe man, wie unbeſonnen ihre Schenkung geweſen war. Sie war zweiundvierzig Jahr alt, und konnte noch Kinder bekommen, die alſo einen Bürgerkrieg geerbt hätten.

Der Tod Gregor's des VII. löſchte das Feuer nicht aus, das er angeblaſen hatte. Seine Nachfolger hüteten ſich wohl, ihre Wahlen von den Kaiſern beſtätigen zu laſſen. Die Kirche

war weit davon entfernt, zu huldigen; ſie verlangte vielmehr Huldigung, und der unter dem Kirchenbann ſtehende Kaiſer ward überdies nicht mehr unter die Menſchen gezält. Ein Mönch und Abt von Monte-Caſſino, der nach dem Mönch Hildebrand zum Pabſt gewählt ward, und in allen Stükken ſo dachte, wie er, aber nur kurze Zeit lebte, und **Urban** der II., von unbekannter Geburt aus Frankreich, der elf Jahre regierte, waren neue Feinde des Kaiſers.

Es ſcheint mir auſſer Streit, daß der wahre Grund des ganzen Zanks darin lag, daß die Päbſte und die Römer keine Kaiſer in Rom haben wollten; und der Vorwand, dem man eine gewiſſe Heiligkeit beilegen wollte, war, daß die Päbſte, deren Hände die Rechte der Kirche anvertraut wären, nicht zugeben könnten, daß weltliche Fürſten durch Stab und Ring Biſchöfe einſezten. Es war wohl klar, daß die Biſchöfe, welche Unterthanen der Fürſten und durch dieſelben reich geworden waren, von den Ländern, die ſie von ihren Wohlthätern hatten, Huldigung leiſten muſſten. Die Kaiſer und die Könige maaſſten ſich nicht an, den heiligen Geiſt zu geben; aber ſie verlangten Huldigung für das Weltliche, was ſie gegeben hatten.

Die Formalität mit Stab und Ring war nur ein Nebenpunkt bei der Hauptſtreitfrage. Aber es geſchah, was faſt immer bei Streitigkeiten zu geſchehn pflegt; man übergieng den Hauptpunkt, und ſchlug ſich um eine unbedeutende Ceremonie.

Heinrich der IV., der immer unter dieſem Vorwande von allen Päbſten ſeiner Zeit exkommunicirt und verfolgt ward, empfand das Unglük, welches Religions- und Bürgerkriege nach ſich zu ziehn pflegen. Urban der II. hezte ſeinen eignen Sohn Konrad gegen ihn auf, und nach dem Tode dieſes ausgearteten Sohns, bekriegte der Bruder deſſelben, der hernach als Heinrich der V. den Kaiſerthron beſtieg, ſeinen Vater ebenfalls. Dies war das zweitemal ſeit Karl'n dem Groſſen, daß die Päbſte den Kindern die Waffen wider ihre Aeltern in die Hand gaben.

Heinrich der IV., der von ſeinem Sohn, wie Ludwig der Gutmütige von ſeinen Kindern, betrogen war, ward in Mainz ein-
1106. geſperrt. Zwei Legaten ſezen ihn daſelbſt ab. Zwei Deputirte des Reichstages, die ſein Sohn ſchikt, reiſſen ihm die Kaiſerlichen Zierraten vom Halſe.

Bald nachher entrinnt er aus ſeinem Gefängnis, und arm, unſtät und hülflos, ſtirbt er zu Lüttich, noch elender, als Gregor der VII. und unbekannter, nachdem er ſo lange Zeit die Augen von ganz Europa durch ſeine Siege, durch ſeine Gröſſe, durch ſeine Unglüksfälle, durch ſeine Laſter, und durch ſeine Tugenden, auf ſich gezogen hatte. Sterbend rief er aus: Gott der Rache! Du wirſt dieſen Vatermord rächen! Es iſt zu allen Zeiten der allgemeine Glaube geweſen, daß Gott die Verwünſchungen der Sterbenden, und beſonders der Väter, erhörte. Ein Irrthum, der nüzlich und ehrwürdig ſein könnte, wenn er den Verbrechen Einhalt thäte! Ein andrer, unter uns noch allgemeinerer Irrthum war, daß die Exkommunizirten verdammt wären. Der Sohn Heinrich's des IV. ſezte ſeinem unkindlichen Betragen dadurch die Krone auf, daß er die grauſame Frömmigkeit heuchelte, den Leichnam ſeines in der Domkirche zu Lüttich begrabnen Vaters ausgraben und nach Speyer in ein Gewölbe ſchleppen zu laſſen; und machte alſo ſolchergeſtalt ſeine widernatürliche Scheinheiligkeit vollkommen.

Wir wollen einen Augenblik bei dem ausgegrabnen Leichnam dieſes berühmten Kaiſers Heinrich's des IV. ſtehn bleiben, der noch unglüklicher war, als der König Heinrich der IV. von Frankreich. Wir wollen uns umſehn, woher ſo viele Demütigungen und Unglüksfälle von der einen, ſo viel Verwegenheit von der andern Seite, ſo viel abſcheuliche, und doch für heilig gehaltne, Dinge, ſo viel der Religion aufgeopferte Fürſten kommen. Wir finden den einzigen Urſprung aller dieſer Dinge im Pöbel. Nur der ſezt den Aberglauben in Bewegung. Nur für die Teutſchen Schmiedeknechte und Holzhakker war der Kaiſer baarfus vor dem Römiſchen Biſchofe erſchienen. Der niedrige Pöbel, ſelbſt Sklave des Aberglaubens, will, daß auch ſeine Herren Sklaven deſſelben ſein ſollen. Habt Ihr einmal es dahin kommen laſſen, daß Eure Unterthanen von Schwärmerei geblendet ſind, ſo zwingen ſie Euch, ſo ſchwärmeriſch zu ſcheinen, als ſie; und wenn Ihr das Joch abſchüttelt, das ſie tragen und lieben, ſo empören ſie ſich. Ihr habt geglaubt, je ſchwerer und drükkender die Ketten der Religion ſind, welche eigentlich nur ſanft ſein ſollten, deſto gehorſamer würden

Eure

Eüre Unterthanen ſein. Ihr habt Euch betrogen. Sie bedienen ſich dieſer Ketten, um Euch auf dem Throne in Verlegenheit zu ſezen, oder Euch gar davon zu verjagen.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Von dem Kaiſer Heinrich dem V. und von Rom, bis auf Friedrich den I.

Eben derſelbe Heinrich der V, der, mit der Päbſtlichen Bulle in der Hand, ſeinen Vater vom Thron geſtoſſen und den Körper desſelben hatte ausgraben laſſen, vertheidigte die nemlichen Rechte Heinrich's des IV. gegen die Kirche.

Schon wuſſten die Päbſte die Könige von Frankreich zur Stüze gegen die Kaiſer zu machen. Die Anmaaſſungen des Päbſtlichen Stuhls griffen zwar alle Beherrſcher an, aber man beruhigte durch Unterhandlungen diejenigen, die man durch Bullen beleidigte. Die Könige von Frankreich hatten nichts an Rom zu fordern. Aber ſie waren Nachbaren der Kaiſer, und eiferſüchtig auf dieſelben, weil jene über die Könige herrſchen wollten. Mithin waren ſie natürliche Verbündete der Päbſte. Auch kam Paskal der II nach Frankreich; und bat den König

Philipp den I. um Beiſtand. Seine Nachfolger machten es oft eben ſo. Die Domänen, welche der heilige Stuhl beſas, das Recht, worauf er ſich, wegen der angeblichen Schenkungen Pipin's und Karl's des Groſſen, berief, die wahre Schenkung der Gräfin Mathilde, machten den Pabſt noch nicht zu einem mächtigen Regenten. Alle dieſe Güter wurden ihnen ſtreitig gemacht, oder waren in andern Händen. Der Kaiſer behauptete, nicht ohne Grund, daß die Staaten der Mathilde, als ein Reichslehn, ihm zufallen müſſten. Die Päbſte ſtritten alſo zugleich für das Geiſtliche und für das Weltliche. Paskal der II. erhielt von dem Könige Philipp nichts, als die Erlaubnis, zu Troyes eine Kirchenverſammlung zu halten. Die Regierung war zu ſchwach und zu getheilt, um ihm Truppen geben zu können.

Nachdem Heinrich der V. einen Krieg von kurzer Dauer mit den Pohlen durch Traktaten geendigt hatte, wuſſte er die Fürſten des Reichs dermaaſſen für die Unterſtüzung ſeiner Rechte einzunemen, daß eben dieſelben Fürſten, welche, den Päbſtlichen Bullen zu folge, an die Entthronung ſeines Vaters Hand angelegt hatten,

ſich mit ihm vereinigten, die nemlichen Bullen in Rom wieder aufheben zu laſſen.

Er geht alſo mit einer Armee über die Alpen, und Rom ward wegen dieſes Streits um Stab und Ring nochmals mit Blut gefärbt. Traktaten, Meineide, Kirchenbann und Mord 1111. folgten einander auf der Ferſe. Paskal der II., nachdem er feierlich die Inveſtituren abgegeben und dabei auf das Evangelium geſchworen hatte, lies ſeinen Eid durch die Kardinäle für ungültig erklären. Das war eine ganz neue Art, ſein Wort zu brechen. Er lies ſich vor öffentlicher Kirchenverſammlung für einen Niederträchtigen und Uebertreter ſchelten, damit er gezwungen würde, dasjenige wieder zurükzunemen, was er einmal gegeben hatte.

Dies zog einen neuen Angrif des Kaiſers auf Rom nach ſich. Denn faſt niemals gingen dieſe Cäſare dahin, als wegen geiſtlicher Zänkereien, deren wichtigſte die Krönung war. Endlich ſahe ſich Heinrich der V., nachdem er Päbſte gemacht, abgeſezt, weggejagt und wieder zurükgerufen hatte, auch eben ſo oft, wie ſein Vater, exkommunicirt und von ſeinen mächtigen Vaſallen beunruhigt worden war, genötigt, dem Inveſtiturkriege ein Ende zu machen, und Stab

1122. und Ring fahren zu laſſen. Er ging noch weiter. Er entſagte feierlich dem Rechte, welches die Kaiſer, ſo wie die Könige von Frankreich, ſich beigelegt hatten, Biſchöfe zu ernennen, oder ihr Anſehn bei den Wahlen dergeſtalt geltend zu machen, daß ſie durchaus Herren davon waren.

Es ward alſo auf einer zu Rom gehaltnen Kirchenverſammlung feſtgeſezt, daß die Könige den nach kanoniſchen Vorſchriften gewählten Pfründnern die Inveſtituren nicht mehr mittelſt eines gekrümmten, ſondern graden, Stabes geben ſollten. Der Kaiſer billigte in Teutſchland den Ausſpruch dieſer Kirchenverſammlung; und ſo endigte ſich alſo dieſer blutige und abgeſchmakte Krieg. Indem aber die Kirchenverſammlung ſo gemeſſen feſtſezte, mit welcher Gattung von Stäben die Biſthümer gegeben werden ſollten, hütete ſie ſich wohl, die Frage zu berühren, ob der Kaiſer die Wahl des Pabſtes beſtätigen ſollte? Ob der Pabſt ſein Vaſall ſei? Ob alle Güter der Gräfin Mathilde der Kirche, oder dem Teutſchen Reiche, zugehörten? Man ſchien dieſen Zunder eines neuen Krieges ſorgfältig aufzuſparen.

Nach dem Tode Heinrich's des V., der keine 1125.
Kinder hinterlies, wird das Teutſche Reich, das immer Wahlreich iſt, von zehn Kurfürſten, einem Prinzen des Hauſes Sachſen, Lothar dem II. übertragen. Es gab weniger Ränke und Uneinigkeiten bei Beſezung des Kaiſerlichen Throns, als bei Beſezung des Päbſtlichen Stuhls; denn obgleich eine von Nikolas dem II. im Jahr 1059 gehaltne Kirchenverſammlung verordnet hatte, daß der Pabſt von den Kardinalbiſchöfen gewählt werden ſollte, ſo war doch noch keine Förmlichkeit, keine gewiſſe bei den Pabſtwahlen zu beobachtende Regel, feſtgeſezt. Dieſer weſentliche Fehler der Regierung entſprang aus einer ehrwürdigen Anſtalt.

Die erſten Chriſten, die ſich alle gleich und geringe unbekannte Leute waren, welche gemeinſchaftliche Furcht vor der Obrigkeit zuſammen verband, regierten ihre arme und heilige Geſellſchaft heimlich nach der Mehrheit der Stimmen. Als in der Folge Reichthümer an die Stelle der Dürftigkeit getreten waren, blieb von der erſten Kirche nichts übrig, als dieſe Volksfreiheit, die zuweilen in Frechheit ausartete. Die Kardinäle, Biſchöfe, Prieſter und Geiſtlichen, welche das Päbſtliche Konſeil aus-

machten, hatten groſſen Antheil an der Wahl; aber die übrige Kleriſei wollte ihr altes Recht ausüben; das Volk hielt ſeine Stimme dabei für unentbehrlich; und alle dieſe Stimmen zuſammengenommen, waren, nach der Meinung der Kaiſer — nichts.

1130. Peter von Leon, der Enkel eines überaus reichen Juden, ward durch eine Faktion gewählt; Innocenz der II. durch eine andre. Auch dies gab wieder einen bürgerlichen Krieg. Der Enkel des Juden, als der reichſte, blieb Meiſter von Rom, und ward von dem König Roger von Sicilien beſchüzt, wie wir im fünfunddreiſſigſten Kapitel geſehn haben; der andre, der mehr Geſchiklichkeit und mehr Glük hatte, ward in Frankreich und Teutſchland anerkannt.

Dies iſt ein Zug in der Geſchichte, den man nicht überſehn mus. Dieſer Innocenz der II., um des Kaiſers Stimme zu haben, tritt demſelben, für ihn und ſeine Kinder, den Niesbrauch aller Domänen der Gräfin Mathilde, durch eine Akte vom 13. Junt 1133 ab. Als endlich der ſogenannte Judenpabſt, nach achtjähriger Regierung, verſtorben war, blieb Innocenz der II. im ruhigen Beſiz

und es war einige Jahre lang Waffenſtillſtand zwiſchen dem Reiche und dem Prieſterthum. Die Schwärmerei der Kreuzzüge, die damals auf's höchſte geſtiegen war, zog die Gemüter auf andre Gegenſtände.

Aber Rom war nicht ruhig. Die alte Liebe zur Freiheit trieb von Zeit zu Zeit einige Sprößlinge. Verſchiedne Italieniſche Städte hatten jene Unruhen benuzt, um ſich zu Freiſtaaten zu machen, zum Beiſpiel, Florenz, Siena, Bologna, Pavia. Man hatte die groſſen Beiſpiele von Genua, Venedig und Piſa, vor ſich, und Rom erinnerte ſich, daß es die Stadt der Scipionen geweſen war. Das Volk ſtellte einen Schatten des Senats wieder her, den die Kardinäle abgeſchaft hatten. Man erwählte einen Patricier anſtatt der beiden Konſuln. Der neue Senat erklärte dem Pabſt Lucius dem II., daß die Oberherrſchaft auf dem Römiſchen Volke beruhte, und daß der Biſchof ſich blos um ſeine Kirche bekümmern müſſte.

Als dieſe Senatoren ſich im Kapitol verſchanzt hatten, belagerte ſie der Pabſt Lucius in eigner Perſon. Es ward ihm dabei ein Stein an den Kopf geworfen, wovon er einige Tage nachher ſtarb.

Arnold von Brescia, einer von denen Erzſchwärmern, welche andern und ſich ſelbſt gefährlich ſind, predigte in dieſer Zeit von Stadt zu Stadt wider die unermeslichen Reichthümer und den Luxus der Geiſtlichen. Er kam nach Rom, wo er die Leute geneigt fand, ihm zuzuhören. Er ſchmeichelte ſich, die Päbſte zu reformiren, und zu Rom's Freiheit etwas beizutragen. Eugen der III., ehmaliger Mönch zu Citeaux und Clervaux, war damals Pabſt. Der heilige Bernhard ſchrieb ihm: Hütet Euch vor den Römern; ſie ſind verhaſſt im Himmel und auf Erden, ruchlos gegen Gott, aufrühriſch untereinander, eiferſüchtig auf ihre Nachbaren, grauſam gegen die Fremden; ſie lieben Niemanden, und werden von Niemanden geliebt, wollen ſich allen furchtbar machen, und fürchten ſich vor allen, u. ſ. w. Wenn man dieſe Antitheſen des heiligen Bernhard's mit der Lebensgeſchichte ſo mancher Päbſte zuſammen hielte, ſo würde man ein Volk entſchuldigen, welches, da es einmal den Römiſchen Namen trug, keinen Herrn über ſich leiden wollte.

Der Pabſt Eugen der III. wuſſte dieſes zu 1155.
jedem Joch gewöhnte Volk zum Gehorſam zurük-
zubringen. Der Senat dauerte noch einige Jahre.
Aber Arnold von Brescia ward, zum Lohn
für ſeine Predigten, unter Hadrian dem IV.,
zu Rom verbrannt. Das gewöhnliche Schikſal
der Reformatoren, die mehr Unbeſonnenheit,
als Gewalt, haben.

Ich glaube anmerken zu müſſen, daß dieſer Hadrian der IV., ein geborner Engländer, aus dem ſchlechteſten Stande, in welchem Menſchen geboren werden können, zu dieſem Gipfel der Hoheit geſtiegen war. Sohn eines Bettlers, und ſelbſt Bettler, war er von Land zu Land umhergeirrt, ehe er bei den Mönchen von Valence im Delphinat zum Aufwärter angenommen werden konnte, und war endlich Pabſt geworden.

Die Geſinnungen des Menſchen richten ſich immer nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. Hadrian der IV. hatte deſto mehr Hoheit in ſeiner Denkart, je verächtlicher der Stand war, aus welchem er ſich emporgeſchwungen hatte. Die Römiſche Kirche hat immer den Vorzug gehabt, dem Verdienſte geben zu können, was man anderswo der Geburt einräumt, und man

kann ſogar die Anmerkung machen, daß die Päbſte, welche ſich am allerhochmütigſten betrugen, grade diejenigen ſind, welche von der allerverworfenſten Herkunft waren. In Teutſchland giebt es heut zu Tage Klöſter, wo man nur Edelleute aufnimmt. Rom's Geiſt hat mehr Hoheit, und weniger Eitelkeit.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Von Friedrich dem Rotbart. Krönungsceremonien der Kaiſer und der Päbſte. Folge der Italieniſchen Freiheit, gegen die Teutſche Macht. Herrliches Betragen des Pabſtes Alexander's des III., der durch Staatsklugheit den Kaiſer überwand, und ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts ward.

In Teutſchland regierte damals Friedrich der I., der gemeiniglich der Rotbart genannt wird, und der, nach dem Tode ſeines Oheims Konrad's des III., nicht allein von den Teutſchen, ſondern auch von Longobardiſchen Herren, die ihm dieſesmal
1152. ihre Stimmen gaben, gewählt ward. Friedrich war ein Mann, der mit Otto und Karl'n dem Groſſen verglichen werden konnte. Es muſſte allemal eine Reiſe nach Rom gethan werden,

ihm die Kaiſerkrone in Empfang zu nemen, welche die Päbſte mit Hochmut und Widerwillen ertheilten. Ihr Wille war, einen Vaſallen zu krönen; ihr Verdrus war, einen Herrn zu haben. Dieſe immer zweideutige Lage der Päbſte, der Kaiſer, der Römer, und der vornemſten Italieniſchen Städte, verurſachte bei jeder Kaiſerkrönung Blutvergieſſen.

Es war der Gebrauch, wenn ſich der Kaiſer näherte, um ſich krönen zu laſſen, daß der Pabſt ſich verſchanzte, das Volk kantonirte, und Italien in Waffen war. Der Kaiſer verſprach, daß er ſich weder an dem Leben, noch an den Gliedmaſſen, noch an der Ehre, des Pabſtes, der Kardinäle, und der Magiſtratsperſonen, vergreiffen wollte. Der Pabſt ſeiner Seits leiſtete dem Kaiſer, und ſeinem Gefolge, den nemlichen Eid. So weit ging damals die anarchiſche Verwirrung des Chriſtlichen Occidents, daß die Hauptperſonen dieſes kleinen Theils der Welt, wovon die eine der Nachfolger der Cäſare, und die andre der Nachfolger Jeſu Chriſti, zu ſein ſich rühmte, und deren eine der andern die heilige Salbung mittheilen ſollte, beide genötigt waren, eidlich zu verſichern, daß ſie, ſo lange dieſe Ceremonie dauerte, keine Meuchelmörder ſein

wollten. Ein von Haupt zu Fus bewafneter Ritter leiſtete dem Pabſt Hadrian dem IV dieſen Eid im Namen des Kaiſers, und der Pabſt legte ſeinen Eid vor dem Ritter ab.

Die Krönung oder Erhöhung der Päbſte war damals auch mit auſſerordentlichen Ceremonien begleitet, die mehr nach der Einfalt, als nach der Barbarei, der Zeiten ſchmekten. Zuerſt ſezte man den erwählten Pabſt auf einen Nachtſtuhl, welcher *Stercorarium* hies; hernach auf einen Stuhl von Porphyr, auf welchem man ihm zwei Schlüſſel gab; von da auf einen dritten Stuhl, wo er zwölf farbichte Steine empfing. Alle dieſe mit der Zeit eingeſchlichne Gewohnheiten verloren ſich wieder mit der Zeit. Als der Kaiſer Friedrich ſeinen Eid abgelegt hatte, kam ihm der Pabſt Hadrian der IV. einige Meilen weit von Rom entgegen.

In dem Römiſchen Ceremoniel war feſtgeſezt, daß der Kaiſer vor dem Pabſte niederfallen, ihm die Füſſe küſſen, ihm den Steigbügel halten halten, und das weiſſe Pferd des heiligen Vaters neun Römiſche Schritte weit am Zügel führen ſollte. So hatten die Päbſte Karl'n den Groſſen nicht empfangen. Der Kaiſer Friedrich fand das Ceremoniel beleidigend, und

wollte ſich nicht dazu verſtehn. Gleich liefen alle Kardinäle davon, als wenn der Fürſt durch einen Kirchenraub das Lärmzeichen zu einem Bürgerkriege gegeben hätte. Aber die Römiſche Kanzlei, welche von allen Dingen ſchriftliche Aufſäze gemacht hatte, zeigte ihm, daß ſeine Vorgänger ſich dieſen Pflichten unterzogen hätten. Ich weis nicht, ob irgend ein andrer Kaiſer, als Lothar der II., der Nachfolger Heinrich's des V., das Pferd des Pabſtes am Zügel geführt hat. Die Ceremonie des Fuskuſſes, welche einmal eingeführt war, empörte Friedrich's Stolz nicht; aber der Zügel und der Steigbügel brachten ihn auf, weil ihm dieſes neu ſchien. Sein Stolz lies ſich endlich dieſe beide vermeintliche Beſchimpfungen gefallen, die er blos als unbedeutende Beweiſe chriſtlicher Demut, der Römiſche Hof aber als Beweiſe der Unterwerfung, betrachtete.

Die Abgeordneten des Römiſchen Volks, die auch dreiſter geworden waren, ſeitdem faſt alle Italieniſche Städte das Panier der Freiheit aufgepflanzt hatten, wollten ihrer Seits auch mit dem Kaiſer in Unterhandlung treten. Als ſie aber ihre Anrede mit den Worten angefangen hatten: Groſſer König! wir haben Euch, als einen Fremden, zum Bürger

und zu unſerm Fürſten aufgenommen: ward der Kaiſer ſo viel Stolzes von allen Seiten überdrüſſig, hies ſie ſchweigen, und ſagte ihnen mit dürren Worten: Rom iſt nicht mehr, was es geweſen iſt, und es iſt nicht wahr, daß Ihr mich gerufen und zu Eurem Fürſten gemacht habt. Karl der Groſſe, und Otto, haben Euch durch ihre Tapferkeit beſiegt, und ich bin Euer Herr durch rechtmäſſigen Beſitz. Damit entlies er ſie, und ward auſſerhalb der Mauern von dem Pabſte eingeweiht, der ihm Zepter und Degen in die Hand gab, und die Krone aufſezte.

Man hatte ſo wenig Begriffe von dem Kaiſerthum, alle Anmaaſſungen waren ſo widerſprechend, daß von der einen Seite das Römiſche Volk einen Aufſtand erregte, wobei viel Blut vergoſſen ward, weil der Pabſt, ohne den Befehl des Senats und des Volks, den Kaiſer gekrönt hatte, und von der andern Seite der Pabſt Hadrian in allen ſeinen Briefen ſchreibt, er hätte Friedrichen mit dem Römiſchen Reiche, wie mit einer Pfründe, begnadigt, *beneficium imperii Romani.* Dieſes Wort *beneficium* bedeutete ein Lehn. Ueberdies

lies er noch öffentlich zu Rom ein Gemälde ausſtellen, auf welchem Lothar der II. vor dem Pabſt Alexander dem II. auf den Knieen liegt und ſeine gefaltete Hände zwiſchen die Hände des Pabſtes hält, welches das unterſcheidende Zeichen eines Vaſallen war. Die Inſchrift des Gemäldes war folgende:

Rex venit ante fores, iurans prius vrbis honores;
Poſt homo fit Papæ, ſumit quo dante coronam. *)

Friedrich, der eben zu Beſançon war, (denn der Ueberreſt des Burgundiſchen Königreichs, den wir die Franche-Comte' nennen, gehörte **Friedrichen** durch Heurat,) erfuhr dieſe Schmälerung ſeiner Gerechtſame, und beſchwerte ſich darüber. Ein Kardinal, der ſich gegenwärtig befand, antwortete: Und von wem hat er denn das Reich, wenn er es nicht vom Pabſt hat? Der Pfalzgraf Otto wollte ihn auf der Stelle mit dem Reichsſchwert erſtechen, das er in Händen hatte. Der Kardinal rettete ſich mit der Flucht, und der Pabſt

*) Z. D. Der König ſchwört vor den Thoren, Rom's Ehre aufrecht zu erhalten, und wird darauf ein Vaſall des Pabſtes, der ihm die Krone giebt.

legte ſich auf's Unterhandeln. Die Teutſchen zerhieben damals alles mit dem Schwert, und der Römiſche Hof rettete ſich mit Zweideutigkeiten.

Roger, der Ueberwinder der Muſulmanen in Sicilien und der Chriſten im Königreiche Neapel, hatte, indem er ſeinem Gefangenen, dem Pabſt Urban dem II., die Füſſe küſſte, von ihm die Belehnung empfangen, und den Lehnszins auf ſechshundert Beſansd'or, oder Squiſaten, eine Münze, welche ungefähr heut zu Tage zehn Franzöſiſche Livres gilt, herunterſezen laſſen. Im Jahr 1156. trat der von Wilhelm belagerte Pabſt Hadrian ihm ſogar die geiſtlichen Forderungen ab.. Er bewilligte, daß auf der Inſel Sicilien niemals weder eine Legation, noch Appellation an den heiligen Stuhl, ſtatt finden ſollte, es wäre denn, daß der König ſelbſt es verlangte. Von dieſer Zeit an ſind die Könige von Sicilien, dieſe einzige Könige, welche Vaſallen der Päbſte ſind, ſelbſt Päbſte auf dieſer ihrer Inſel. Die ſolchergeſtalt angebeteten und zugleich gemishandelten Päbſte glichen, wenn man ſo ſagen darf, den Gözenbildern, welche die Indier prügeln, um Wohlthaten von ihnen zu haben.

Hadrian

Handrian der IV. hielt ſich an den andern Königen, die ſeiner bedurften, ſchadlos. So ſchrieb er an den König Heinrich den II. von England: Es iſt eine ausgemachte und Euch bekannte Wahrheit, daß Ireland und alle Inſeln, welche den Chriſtlichen Glauben angenommen haben, der Römiſchen Kirche zugehören. Wollt Ihr nun hingehn, dieſe Inſel von Laſtern reinigen, die Geſeze dort in Anſehn bringen und jährlich von jedem Hauſe den Sankt Peter's Denar abtragen laſſen, ſo geben wir Euch dieſelbige mit Vergnügen.

Iſt es mir erlaubt, in dieſem Verſuch einer Geſchichte unſrer Welt einige Anmerkungen zu machen, ſo deucht mich, daß dieſelbige ziemlich ſonderbar regiert wird. Ein Engliſcher Bettler, der Biſchof von Rom geworden iſt, nimmt ſich heraus, die Inſel Ireland an einen Menſchen zu verſchenken, der ſich derſelben unrechtmäſſigerweiſe bemächtigen will. Die Päbſte hatten wegen der Biſchofsbelehnung mit Stab und Ringen Kriege geführt, und Hadrian der IV. ſchikt dem Könige Heinrich dem II einen Ring zum Zeichen der Belehnung mit Ireland,

Ein König, der bei Vergebung einer Präbende einen Ring gegeben hätte, wäre für einen Kirchenräuber angeſehen worden.

Die unerſchrokne Thätigkeit Friedrich's des Rotbärtigen reichte kaum hin, die Päbſte, welche das Kaiſerthum ſtreitig machten, und Rom, welches ſich dem Joch entziehn wollte, und alle Städte Italiens zu bändigen, welche nach Freiheit rangen. Er muſſte Böhmen, welches ihm viel Unruhe machte, und die Pohlen, welche ihn bekriegten, zu gleicher Zeit im Zaum halten.
1158. Er ward mit allem fertig. Aus dem bezwungnen Pohlen machte er ein zinsbares Königreich. Böhmen, das ſchon im Jahr 1086. von Heinrich dem IV. zum Königreich war gemacht worden, gab er den Frieden wieder. Man agt, daß der König von Dännemark von ihm die Belehnung empfing. Der Treue der Reichsfürſten verſicherte er ſich dadurch, daß er ſich den Auswärtigen furchtbar machte, und flog wieder nach Italien, welches ſeine Hofnungen zur Freiheit auf die Verlegenheit dieſes Monarchen baute. Er fand daſſelbe in voller Verwirrung, nicht ſowohl durch das Streben der Städte nach Freiheit, als vielmehr durch den raſenden Partei-

geiſt, welcher, wie wir ſchon geſehn haben, alle Pabſtwahlen verwirrte.

Nach dem Tode Hadrian's des IV. wähl- 1160.
ten zwei Parteien, nicht ohne groſſe Unordnung und Verwirrung, die beiden Päbſte Viktor den II. und Alexander den III. Es war wohl unvermeidlich, daß des Kaiſers Verbündete denjenigen für einen Pabſt anerkannten, den er ſelbſt dafür annam, und daß die auf den Kaiſer eiferſüchtige Könige den andern anerkannten. Dieſes Aergernis in Rom war natürlicherweiſe die Loſung zur Uneinigkeit von Europa. Barbaroſſa's Pabſt war Viktor der II. Teutſchland, Böhmen und halb Italien, hingen ihm an. Die übrigen erklärten ſich für Alexander'n den III. Dieſem Alexander zu Ehren bauten die Mailänder, die dem Kaiſer feind waren, Alexandrien. Vergebens verlangten Friedrich's Anhänger, daß die Stadt Cäſarea heiſſen ſollte; der Name des Pabſtes behielt den Vorzug, und ſie ward Aleſſandria della paglia genannt; ein Beiname, welcher den Unterſchied dieſer kleinen Stadt von den andern Städten dieſes Namens merklich machte, welche ehmals dem wahren Alexander zu Ehren waren erbaut worden.

Wie glüklich wäre dieſes Jahrhundert geweſen, wenn es nur ſolche Streitigkeiten hervorgebracht hätte! Aber immer wollten die Teutſchen in Italien herrſchen, und immer wollten die Italiener frei ſein. Sie hatten allerdings ein natürlicheres Recht zur Freiheit, als ein Teutſcher hatte, ihr Herr zu ſein.

Die Mailänder geben das Beiſpiel. Die Bürger werden Soldaten, überfallen die Kaiſerlichen Truppen bei Lodi, und ſchlagen ſie. Wären ſie von den andern Städten unterſtüzt worden, ſo nam Italien eine andre Geſtalt an. Aber Friedrich ſtellt ſeine Armee wieder
1162. her, und belagerte Mailand. Er verurtheilt die Bürger durch ein Edikt zur Knechtſchaft, läſſt die Mauern und die Häuſer ſchleifen, und Salz auf ihre Ruinen ſtreuen. Ein ſolches Verfahren rechtfertigte die Päbſte. Brescia und Piacenza wurden von dem Sieger ihrer Mauern beraubt. Die andern Städte, welche nach der Freiheit gerungen hatten, verloren ihre Privilegien. Der Pabſt Alexander aber, welcher ſie alle aufgewiegelt hatte, kam, nach dem Tode ſeines Nebenbuhlers, nach Rom zurük. Er ſchleppte den Bürgerkrieg nach ſich. Fried-

rich lies einen andern Pabſt wählen, und da dieſer ſtarb, noch einen andern.

Nun flüchtete Alexander der III. nach Frankreich, dem natürlichen Zufluchtsort für jeden Pabſt, der einen Kaiſer zum Feinde hat; aber das von ihm angefachte Feuer brannte in ſeiner ganzen Kraft fort. Die Italieniſchen Städte verbanden ſich unter einander zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit. Dem Kaiſer zum Troz bauten die Mailänder ihre Stadt wieder auf. Der Pabſt war endlich durch ſeine Unterhandlungen ſtärker, als der Kaiſer durch ſeine Waffen. Friedrich der Rotbärtige muſſte nachgeben. Venedig hatte die Ehre der Ausſöhnung. Der Kaiſer, der Pabſt, und eine 1177.
Menge von Fürſten und Kardinälen, begaben ſich nach dieſer Stadt, welche ſchon die Gebieterin des Meers und eins von den Wundern der Welt war. Der Kaiſer machte daſelbſt dem Streite dadurch ein Ende, daß er den Pabſt anerkannte, ihm die Füſſe küſſte, und ihm am Ufer des Meers den Steigbügel hielt.

Alles ſchlug zum Vortheil der Kirche aus. Friedrich der Rotbärtige verſprach, dasjenige wieder zu geben, was dem heiligen Stuhl zugehörte; die Güter der Gräfin Mathilde

wurden indeſſen nicht namentlich angegeben. Der Kaiſer ſchlos einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand mit den Italieniſchen Stádten. Mailand, welches wieder aufgebaut ward, Pavia, Brescia und ſo viel andre Stádte dankten dem Pabſt, daß er ihnen die koſtbare Freiheit wieder gegeben hatte, um welche ſie kämpften; und der von einer reinen Freude durchdrungne heilige Vater tief aus: Es war Gottes Wille, daß ein Greis und Prieſter, ohne Schwertſchlag, über einen mächtigen und furchtbaren Kaiſer triumphiren ſollte.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß bei dieſen langen Streitigkeiten der Pabſt Alexander der III., der oft den Kaiſer in den Bann gethan hatte, nie ſo weit ging, denſelben abzuſezen. Beweiſt dieſes Betragen nicht eben ſo ſehr die Weisheit dieſes Pabſtes, als die allgemeine Misbilligung der Vergehungen Gregor's des Siebenten?

Nach Wiederherſtellung des Friedens in Ita-
1190. lien, reiſte Friedrich der Rotbärtige auf den Kreuzzug, und ſtarb, weil er ſich im Cydnus gebadet hatte, an eben der Krankheit, von welcher ehmals Alexander ſo ſchwer geneſen war,

weil er ſich in vollem Schweis in dieſen Flus geworfen hatte. Wahrſcheinlicherweiſe war dieſe Krankheit ein Seitenſtechen.

Friedrich der Rotbärtige war unter allen Kaiſern derjenige, der ſeine Anmaaſſungen am allerweiteſten trieb. Im Jahre 1158. hatte er durch die Rechtslehrer zu Bologna den Ausſpruch thun laſſen, daß die Herrſchaft der ganzen Welt ihm zugehörte, und daß die entgegengeſezte Meinung eine Kezerei wäre. Ein weſentlicherer Umſtand war wohl der, daß, bei ſeiner Krönung zu Rom, der Senat und das Volk ihm den Eid der Treue ablegte. Der Eid verlor indeſſen ſeinen Nuzen, als der Pabſt Alexander der III. auf dem Kongres zu Venedig über ihn triumphirte. Der Kaiſer von Konſtantinopel Iſaak Angelus nannte ihn nur den Advokaten der Römiſchen Kirche, und Rom that ſeinem Advokaten ſo viel Böſes, als es nur konnte.

Der Pabſt Alexander lebte noch vier Jahre in glorreicher Ruhe, geliebt in Rom und in Italien. Er ſezte in einer zahlreichen Kirchenverſammlung feſt, daß zwei Drittheile der Stimmen, und zwar blos von den Kardinälen, hinreichten, um eine Pabſtwahl kanoniſch recht-

mäſſig zu machen. Aber dieſe Vorſchrift konnte den Spaltungen nicht vorbeugen, welche nachher aus demjenigen entſprangen, was man in Italien *la rabbia papale* (den wütenden Hang, Pabſt zu werden) nennt. Die Wahl eines Pabſtes war, zwei Jahrhunderte hindurch, faſt immer mit einem bürgerlichen Kriege begleitet.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Von dem Kaiſer Heinrich dem VI. und von Rom.

1191. Der Streit zwiſchen Rom und dem Reiche, bald mehr bald minder erbittert, blieb immer bei. Man hat geſchrieben, daß, als Heinrich der VI., der Sohn des Kaiſers Friedrich's des Rotbärtigen, die Kaiſerliche Krone kniend von dem Pabſte Cöleſtin dem III. empfangen hatte, dieſer mehr als vierundachtzigjährige Pabſt die Krone mit dem Fuſſe von des Kaiſers Haupt herabgeſtoſſen habe. Die That ſelbſt iſt nicht wahrſcheinlich, daß man es aber geglaubt hat, das zeigt doch, wie weit damals der Groll gegangen ſein mus. Hätte es der Pabſt wirklich gethan, ſo wäre dieſes unan-

ſtändige Betragen lediglich ein Zug von ſeiner Schwachheit.

Dieſe Krönung Heinrich's des VI. zeigt uns einen gröſſern Gegenſtand, und ein wichtigers Intereſſe. Er wollte über beide Sicilien herrſchen, und unterwarf ſich, ob er gleich Kaiſer war, der Belehnung des Pabſtes in Abſicht auf Staaten, welche man ſonſt vom Reiche zu Lehn getragen hatte, und wovon er ſich ſelbſt für den Oberlehnsherrn und Grundeigenthümer hielt. Er verlangt, ein Lehnsvaſall des Pabſtes zu ſein, und der Pabſt ſchlägt es ihm ab. Die Römer wollten Heinrich den VI. nicht zum Nachbar und Neapel nicht zum Oberhaupt haben; aber es geſchah doch wider ihren Willen. Einige Völker ſcheinen dazu gemacht zu ſein, immer zu dienen, und zu erwarten, welcher Fremde Luſt haben möchte, ſie zu unterjochen. Es war von dem rechtmäſſigen Geſchlechte der Normänniſchen Erobrer niemand mehr übrig, als die Prinzeſſin Konſtantia, die des Königs Roger's des I. Tochter, und an Heinrich den VI. vermält war. Tankred, ein unechter Zweig dieſes Hauſes, war von dem Volke und von dem heiligen Stuhl als König anerkannt worden. Wer ſollte nun den Vor-

zug haben, Tankred, der das Wahlrecht, oder Heinrich, der das Heuratsrecht, vor ſich hatte? Dies ſollte durch die Waffen ausgemacht werden. Umſonſt ward, nach Tankred's Tode, ſein junger Sohn in beiden Sicilien
1193. zum König ausgerufen; Heinrich muſſte den Vorzug behalten.

Eine der gröſſten Niederträchtigkeiten, die ein Monarch begehn kann, war zu ſeinen Erobrungen beförderlich. Der tapfre König von England Richard Löwenherz kömmt von dem Kreuzzuge zurük, leidet in der Gegend von Dalmatien Schifbruch, und betritt das Gebiet eines Herzogs von Oeſtreich. Dieſer Herzog bricht
1194. die Geſeze der Gaſtfreiheit, läſſt den König von England in Feſſeln ſchlagen, und verkauft ihn dem Kaiſer Heinrich dem VI., wie die Araber ihre Sklaven verkaufen. Heinrich zieht ein groſſes Löſegeld von demſelben, und erobert damit beide Sicilien. Er läſſt den Körper des Königs Tancred ausgraben, und ihm, mit eben ſo unmenſchlicher als unnüzer Grauſamkeit, durch den Henker den Kopf abſchlagen. Dem jungen Könige, ſeinem Sohne, werden die Augen ausgeſtochen, und die Mannheit geraubt; darauf wird er zu Chur in Graubünd-

ten in ein Gefängnis, ſeine Schweſtern aber, nebſt ihrer Mutter, im Elſas eingeſperrt. Die Anhänger dieſer unglüklichen Familie, theils Edelleute, theils Biſchöfe, wurden unter Martern hingerichtet; alle Schäze weggenommen, und nach Teutſchland gebracht.

So kamen Neapel und Sicilien an die Teutſchen, nachdem ſie durch Franzoſen waren erobert worden. So ſind zwanzig Länder unter die Botmäſſigkeit von Beherrſchern gefallen, welchen die Natur dreihundert Meilen weit von ihnen ihren Siz angewieſen hatte. Ein ewiger Zankapfel und ein Beweis von der Weisheit des Saliſchen Geſezes, welches für einen kleinen Staat noch zuträglicher wäre, als für einen groſſen. Heinrich der VI. war nun viel mächtiger, als Friedrich der Rotbärtige. Er regierte beinahe deſpotiſch in Teutſchland, unumſchränkt in der Lombardei, in Neapel, in Sicilien, war Oberlehnsherr von Rom, und alles zitterte vor ihm. Seine Grauſamkeit war ſein Verderben. Seine eigne Gemalin Konſtantia, deren Familie er ausgerottet hatte, machte eine Verſchwörung wider dieſen Tyrannen, und lies ihm, wie man ſagt, Gift beibringen. 1198.

Nach dem Tode Heinrich's des VI. ward das Teutſche Reich getrennt. Frankreich hatte dieſes Schikſal nicht, weil die Könige von Frankreich ſo klug, oder ſo glüklich, geweſen waren, die Erbfolge einzuführen. Aber der Titel eines Kaiſerthums, den Teutſchland führen wollte, machte es zum Wahlreich. Jeder Biſchof, und jeder groſſe Landbeſizer, gab ſeine Stimme. Das Recht, zu wählen, und gewählt zu werden, ſchmeichelte dem Ehrgeiz der Fürſten, und machte zuweilen den Staat unglüklich.

Der junge Friedrich der II., der Sohn Heinrich's des VI., kam erſt aus der Wiege. Eine Partei wählt ihn zum Kaiſer, und giebt ſeinem Oheim **Philipp** den Titel eines **Römiſchen Königs**. Eine andre Partei krönt den **Otto von Sachſen**. Die Päbſte wuſſten Teutſchland's Uneinigkeit beſſer zu benuzen, als die Kaiſer die Zwiſtigkeiten Italiens benuzt hatten.

Innozenz der III., der Sohn eines Edelmanns von Agnani bei Rom, führte endlich das Gebäude weltlicher Macht auf, wozu ſeine Vorgänger, vier Jahrhunderte lang, die Materialien geſammelt hatten. Philippen in den

Bann thun, den jungen Friedrich vom Thron ſtoſſen wollen, das den Päbſten ſo verhaſſte Schwäbiſche Haus vom Teutſchen und Italieniſchen Thron auf immer ausſchlieſſen wollen, und ſich zum Richter über die Könige aufwerfen, das war ſeit Gregor dem VII. der gewöhnliche Styl geworden. Aber Innozenz der III. hielt ſich bei dieſen Formeln nicht auf. Die Gelegenheit war zu ſchön; er verſchafte ſich das ſo lange beſtrittne ſogenannte Erbtheil des heiligen Petrus. Das war ein Theil von der Nachlaſſenſchaft der berüchtigten Gräfin Mathilde.

Romagna, Umbrien, die Ankonitaniſche Mark, Orbitello und Viterbo erkannten den Pabſt für ihren Oberherrn. Er herrſchte in der That von einem Meer zum andern. Die Römiſche Republik hatte in ihren erſten vierhundert Jahren nicht ſo viel Länder erobert; auch brachten dieſe Länder ihr das nicht ein, was ſie dem Pabſt einbrachten. Innozenz der III. eroberte ſogar Rom; der neue Senat unterwarf ſich ihm, und ward der Senat des Pabſtes, nicht der Römer. Der Titel Konſul ward abgeſchaft. Die Biſchöfe von Rom fingen damals an, wirkliche Könige zu ſein, und

die Religion machte ſie, nach Gelegenheit der Umſtände, zu Herren der Könige. Aber dieſe groſſe weltliche Macht in Italien war von keiner Dauer.

Was damals zwiſchen den Oberhäuptern der Kirche, Frankreich, Teutſchland und England vorging, gab ein intereſſantes Schauſpiel ab. Rom ſezte immer alle Angelegenheiten von Europa in Bewegung. Wir haben die Streitigkeiten des Prieſterthums und Kaiſerthums, bis auf den Pabſt Innozenz den III., und bis auf die Kaiſer Philipp, Heinrich und Otto, während der Kindheit Friedrich's des II, geſehn. Wir müſſen nun die Augen auf Frankreich und England, und auf die Angelegenheiten zu richten, welche dieſe Königreiche mit Teutſchland abzumachen hatten.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Zuſtand von Frankreich und England im zwölften Jahrhundert, bis zur Regierung des heiligen Ludwig's und Johann's ohne Land, und Heinrich's des III. groſſe Verändrung in der öffentlichen Staatsverwaltung in England und Frankreich. Ermordung des Erzbiſchofs Thomas Becquet's von Kanterbury. England wird ein Domänenſtük von Rom, u. ſ. w. Der Pabſt Innozenz der III. täuſcht die Könige von Frankreich und von England.

Die Lehnsverfaſſung war beinahe in dem ganzen Europa im Schwange und die Geſeze der Ritterſchaft waren an allen Orten ungefähr die nemlichen. Beſonders war es im Reiche, in Frankreich, in England und in Spanien durch die Lehnsgeſeze eingeführt, daß, wenn der Lehnsherr zu ſeinem Lehnsvaſallen ſagte: Komm mit mir, ich will den König, meinen Herrn, bekriegen, weil er mir die Gerechtigkeit verweigert, der Vaſall ſogleich zu dem Könige gehn, und ihn fragen muſſte, ob es wahr ſei, daß er dieſem Herrn die Gerechtigkeit verweigre? Verhielt es ſich ſo, ſo muſſte der Vaſall, im Dienſte dieſes Herrn,

die vorgeſchriebne Anzahl von Tagen, gegen den König zu Felde ziehn, oder ſein Lehn verlieren. Eine ſolche Einrichtung konnte den Titel führen: Anweiſung, bürgerliche Kriege zu führen.

Der Kaiſer **Friedrich der Rotbärtige** ſchafte im Jahr 1158 dieſes durch den Gebrauch eingeführte Geſez ab, und der Gebrauch behielt es, wider ſeinen Willen, im Reiche jedesmal bei, ſo oft die groſſen Vaſallen mächtig genug waren, ihrem Oberhaupte den Krieg anzukündigen. Der Gebrauch galt in Frankreich bis zur Erlöſchung des Burgundiſchen Hauſes. Die Lehnsverfaſſung muſſte in England bald der Freiheit Plaz machen, und in Spanien der unumſchränkten Herrſchaft weichen.

In den erſten Zeiten des Hauſes Hugo, welches, von dem dieſem Könige beigelegten Ekelnamen, ganz uneigentlich das Kapetingiſche genannt wird, ſtritten alle kleine Vaſallen gegen die Groſſen, und die Könige waren oft gegen die Baronen des Herzogthums Frankreich in den Waffen. Das Geſchlecht der alten Däniſchen Seeräuber, welches in der Normandie und in England regierte, begünſtigte immer dieſe Unordnung. Daher kam es,

daß

daß Ludwig der Dikke ſo viel Mühe hatte, einen Herrn de Couci, einen Baron de Corbeil, einen Herrn de Monthleri, einen Herrn des Dorfes Puiſet, einen Herrn de Baudouin und de Chateaufort zum Gehorſam zu bringen; man findet auch nicht einmal, daß er dieſe Vaſallen zum Tode verurtheilen konnte und durfte. Die Sachen haben ſich in Frankreich ſehr geändert.

Von der Zeit Heinrich's des I. an ward England, wie Frankreich, regiert Unter dem Könige Stephan, dem Sohn Heinrich's des I., zälte man tauſend befeſtigte Schlöſſer in England. Die Könige von Frankreich und England konnten damals, ohne Einwilligung und Beiſtand dieſer Menge von Baronen, nichts ausrichten, und dies war, wie wir ſchon geſehn haben, eine Regierung der Verwirrung.

Der König von Frankreich Ludwig der Jüngre erwarb ein groſſes Land durch Vermälung, und verlor es wieder durch Eheſcheidung. Seine Gemalin Eleonore, eine Erbin von Guienne und Poitou fügte ihm Beleidigungen zu, die er, als Gemal, nicht hätte bemerken müſſen. Sie ward es überdrüſſig, ihn in den berühmten und unglüklichen Kreuz-

zügen zu begleiten, und hielt ſich für den Verdrus ſchadlos, den ihr, ihrer Ausſage nach, ein König verurſachte, welchen ſie immer als einen
1152. Mönch behandelte. Der König lies, unter dem Vorwande der Verwandſchaft, ſeine Heurat aufheben. Diejenigen, welche es dieſem Fürſten verargt haben, daß er nicht die Mitgabe behielt, als er ſeine Frau verſties, bedenken nicht, daß ein König von Frankreich damals nicht mächtig genug war, eine ſolche Ungerechtigkeit zu begehen. Aber dieſe Eheſcheidung iſt einer von den groſſen Gegenſtänden des Staatsrats, den die Geſchichtſchreiber hätten recht genau unterſuchen ſollen.

Die Ehe ward zu Beaujenci von einer Kirchenverſammlung Franzöſiſcher Biſchöfe unter dem nichtigen Vorwande aufgehoben, daß Eleonore mit Ludwigen in ſehr entferntem Grade verwandt war; dabei muſſten noch Edelleute aus Gascogne beſchwören, daß die beiden Ehegatten mit einander verwandt wären, als wenn ſich eine ſolche Wahrheit ohne Eidſchwur nicht erkennen lieſſe. Es iſt nur zu gewis, daß dieſe Heurat, nach den abergläubiſchen Geſezen jener finſtern Zeiten, ungültig war. War aber die Ehe ungültig, ſo waren alſo die beiden in der-

ſelben erzeugten Prinzeſſinnen unecht; und doch wurden ſie, wie ganz rechtmäſſige Töchter, verheuratet. Die Ehe ihrer Mutter Eleonore ward ſonach, troz der Entſcheidung der Kirchenverſammlung, immer als gültig betrachtet. Dieſe Kirchenverſammlung entſchied mithin nicht für die Ungültigkeit, ſondern für die Aufhebung, für die Eheſcheidung; und in dieſem Eheſcheidungsprozes hütete ſich der König wohl, ſeine Gemalin des Ehebruchs zu beſchuldigen. Es war eigentlich eine von einer ganzen Kirchenverſammlung beſtätigte Verſtoſſung aus der allernichtswürdigſten Urſach.

Es iſt nun noch auszumitteln, wie, nach den Geſezen des Chriſtenthums, Eleonore und Ludwig ſich wieder vermälen konnten. Es iſt aus dem heiligen Matthäus und dem heiligen Lukas bekannt genug, daß ein Mann ſich nicht verheuraten kann, wenn er ſeine Frau verſtoſſen hat, auch keine Verſtoſſne ehlichen darf. Dieſes Geſez iſt ausdrüklich aus dem Munde Chriſti gefloſſen, und doch nie beobachtet worden. Was hätte das für Bannflüche, für Unruhen und für Kriege gegeben, wenn die Päbſte damals ſich hätten in dergleichen

Dinge miſchen wollen, wie ſie ſonſt ſo oft ge⸗than haben!

Ein Abkömmling des Erobrers Wilhelm, Heinrich der II., der nachher König von Eng⸗land ward, und ſchon Herr der Normandie, von Maine, Anjou und Touraine war, hatte weni⸗ger Bedenklichkeiten, als Ludwig der Jüngre, und glaubte, ohne Schande eine etwas buhle⸗riſche Frau heuraten zu können, welche ihm Guienne und Poitou mitbrachte. Er ward bald nachher König von England, und der König von Frankreich nam von ihm die Lehnshuldi⸗gung an, die er für ſo viel Staaten lieber dem Könige von England hätte leiſten mögen.

Die Lehnsverfaſſung misfiel den Königen von Frankreich, von England und von Teutſch⸗land, in gleich hohem Grade. Dieſe Könige fingen es faſt zu gleicher Zeit und faſt auf ei⸗nerlei Art an, um Truppen zu haben, ohne den Beitritt ihrer Vaſallen. Der König Lud⸗wig der Jüngre gab allen Städten ſeiner Herr⸗ſchaft Privilegien unter dem Beding, daß jedes Kirchſpiel, unter der Fahne ſeines Heili⸗gen, zur Armee ſtoſſen, und zu Felde ziehen ſollte, wie die Könige ſelbſt unter der Fahne des heiligen Dionys marſchirten. Ver⸗

ſchiedne damals freigelaſſne Knechte wurden Bürger, und die Bürger bekamen das Recht, ihre ſtädtiſche Beamte, ihre Schöffen und ihre Stadtmeiſter zu erwählen.

Um die Jahre 1137 und 1138 fällt der Zeitpunkt der Wiederherſtellung dieſer ſtädtiſchen Verfaſſung in den Städten und Flekken. Der König Heinrich der II. von England gab verſchiednen Städten eben ſolche Privilegien, um Geld von denſelben zu ziehn, und dafür Soldaten anzuwerben.

Die Kaiſer machten es ungefähr eben ſo in Teutſchland. Speier, zum Beiſpiel, kaufte ſich im Jahre 1166 das Recht, ſich Bürgermeiſter zu wählen, wider Willen des Biſchofs, der ſich dagegen ſezte. Die den Menſchen natürliche Freiheit entſprang wieder aus dem Geldbedürfnis, worin ſich die Fürſten befanden. Aber dieſe Freiheit beſtand blos in einer mindern Dienſtbarkeit, wenn man ſie mit den Italieniſchen Städten vergleicht, welche ſich damals zu Republiken erhoben.

Das dieſſeitige Italien bildete ſich nach dem Muſter des alten Griechenlandes. Die mehreſten dieſer groſſen untereinander verbundnen Städte muſſten, dem Anſchein nach, eine an-

ſehnliche Republik ausmachen; die aber bald von kleinen und groſſen Tyrannen zerſtört ward.

Die Päbſte muſſten zu gleicher Zeit mit einer jeden dieſer Städte, mit dem Königreich Neapel, mit Teutſchland, Frankreich, England und Spanien, Unterhandlung pflegen. Alle hatten Streitigkeiten mit den Päbſten, und immer zog der Pabſt den gröſſten Vortheil davon.

Als der König Ludwig der Jüngre im Jahr 1142 einen ſeiner Unterthanen, Namens Peter la Chatre, von dem Biſthum Bourges ausgeſchloſſen hatte, belegte der, wider ſeinen Willen erwählte, und von Rom unterſtüzte, Biſchof die in ſeinem Biſthum liegende Königliche Domänen mit dem Interdikt. Daraus entſtand ein Bürgerkrieg, der ſich nicht anders, als durch eine Unterhandlung, endigte, kraft welcher der Biſchof anerkannt, und die Päbſte gebeten wurden, das Interdikt aufzuheben.

Die Könige von England hatten wohl noch andre Streitigkeiten mit der Kirche. Einer von den Königen, deren Andenken bei den Engländern am meiſten in Ehren gehalten wird, iſt Heinrich der I., der dritte König ſeit der Erodrung, deſſen Regierung im Jahr 1100 anfing. Sie wiſſen's ihm vielen Dank, daß er das

Geſez der Feuerglokke abſchafte, welches ihnen läſtig war. Er ſezte in ſeinen Staaten einerlei Gewicht und einerlei Maas feſt. Dieſer Vorſchlag eines weiſen Geſezgebers ward in England ohne Schwierigkeit vollzogen, welches in Frankreich immer fehlgeſchlagen iſt. Er beſtätigte die Geſeze des heiligen Eduard's, welche ſein Vater Wilhelm der Erobrer abgeſchaft hatte. Endlich entſagte er auch, um ſich die Kleriſei zu Freunden zu machen, dem Königlichen Rechte, vermöge deſſen ihm die Nuzung der erledigten Pfründen zugehörte; ein Recht, welches die Könige von Frankreich immer beibehalten haben.

Er unterzeichnete beſonders eine Akte voller Freiheiten und Vorrechte, welche er der Nation verwilligte, und die den erſten Grund zu England's Freiheiten legte, welche in der Folge ſo ſehr ſind vermehrt worden. Sein Vater Wilhelm der Erobrer hatte die Engländer als Sklaven behandelt, die er gar nicht fürchtete. Wenn ſein Sohn Heinrich ſie mit ſo vieler Schonung behandelte, ſo geſchahe das, weil er ihrer bedurfte. Er war der jüngſte Prinz, und
entris den Zepter ſeinem älteſten Bruder Ro- 1103.
bert. Dies iſt die Quelle ſeiner Nachſicht

So ſehr er aber auch Herr war, und ſo ſchlau er ſich auch zu nemen wuſſte, ſo konnt' er doch nicht verhindern, daß ſich nicht Rom und ſeine Klerisei, eben dieſer Belehnungen wegen, ſich wider ihn auflehnte. Er muſſte davon abſtehn, und ſich mit der von den Biſchöfen ihm geleiſteten Huldigung, wegen der weltlichen Beſizungen begnügen.

Frankreich war von dieſen Unruhen frei. Die Ceremonie mit dem Biſchofsſtabe fand daſelbſt nicht Statt, und man kann nicht die ganze Welt auf einmal angreifen.

Es fehlte nicht viel daran, daß die Engliſchen Biſchöfe in ihren Biſthümern weltliche Fürſten waren; wenigſtens waren ſie den gröſſten Vaſallen der Krone an Hoheit und Reichthümern gleich. Unter Stephan, dem Nachfolger Heinrich's des I, bekriegt ein Biſchof von Salisbury, Namens Roger, den König, ſeinen Herrn. Dieſer Roger war verheuratet, und lebte öffentlich mit der Perſon, die er für ſeine Ehegattin erkannte. In einem ſeiner Schlöſſer, welches in dieſem Kriege eingenommen ward, ſoll man vierzigtauſend Mark Silber gefunden haben. Wenn eine ſolche Mark ein halbes Pfund bedeutet, ſo iſt

die Summe ungeheuer gros, und wenn es Thaler waren, ſo iſt es noch immer viel zu einer Zeit, wo das baare Geld ſo ſelten war.

Nach der Regierung dieſes Stephan's, die durch ſo viel bürgerliche Kriege beunruhigt ward, gewann England ein andres Anſehn unter Heinrich dem II, welcher die Normandie, Anjou, Touraine, Saintonge, Poitou und Guienne mit England verband, die Provinz Cornwall ausgenommen, welche noch nicht bezwungen war. Alles war daſelbſt ruhig, als dieſe Glükſeligkeit durch den groſſen Zwiſt des Königs mit Thomas Becket, gemeiniglich der heilige Thomas von Kanterbury genannt, unterbrochen ward.

Dieſer Thomas Becket, ein von dem Könige Heinrich dem II. zur Kanzlerwürde erhobner Advokat, der nachher Erzbiſchof von Kanterbury, Primas von England und Legat des heiligen Stuhls ward, faſſte feindſelige Geſinnungen gegen die erſte Perſon des Staats, ſo bald er ſelbſt die zweite war. Ein Prieſter hatte einen Mord begangen. Der Primas befal, man ſollte ihm blos ſeine Pfründe nemen. Der König warf ihm voll Unwillen vor, daß ein Laie in ſolchen Fällen am Leben

geſtraft würde, und daß eine dem Verbrechen ſo wenig angemeſſne Beſtrafung die Geiſtlichen zu Mord und Todſchlag reizen müſſte. Der Erzbiſchof behauptete, daß kein Geiſtlicher am Leben geſtraft werden könnte, und gab ſein Kanzlerpatent zurük, um gänzlich unabhängig zu ſeyn.

Der König ſchlug im Parlamente vor, daß kein Biſchof ſich nach Rom wenden, kein Unterthan an den heiligen Stuhl appelliren, kein Vaſall und Kronbedienter, ohne Einwilligung des Landesherrn, exkommunizirt und ſuſpendirt werden, und endlich die Verbrechen der Geiſtlichkeit den ordentlichen Richtern unterworfen ſein ſollten. Alle weltliche Pairs bewilligten dieſe Vorſchläge. Thomas Becket verwarf ſie anfänglich. Endlich unterzeichnete er dieſe billige Geſeze, klagte ſich aber bei dem Pabſt an, daß er an den Rechten der Kirche zum Verräter geworden ſei, und verſprach, in Zukunft nicht mehr ſo nachgebend zu ſein.

Als er bei den Pairs verklagt ward, in ſeinem Kanzlerpoſten Unterſchleife gemacht zu haben, wollte er nicht antworten, unter dem Vorwande, weil er Erzbiſchof wäre. Er ward, als ein Aufrührer, von den geiſtlichen und weltli-

chen Pairs zum Gefängniſſe verurtheilt, flüchtete aber nach Frankreich zu dem natürlichen Feinde des Königs von England, Ludwig den Jüngern. Als er in Frankreich war, that er die mehreſten Herrn, welche Heinrich's Konſeil ausmachten, in den Bann. An den König ſchrieb er: Als meinem Könige bin ich Ihnen zwar Ehrfurcht, aber als einem geiſtlichen Sohne Züchtigung ſchuldig. Er drohte ihm in ſeinem Briefe, daß er, wie Nebukadnezar, zum Ochſen werden würde, obgleich im Grunde zwiſchen Nebukadnezar und Heinrich dem III. nicht viel Aehnlichkeit war.

Der König von England that alles, was er konnte, um den Erzbiſchof zu ſeiner Schuldigkeit zurükzubringen. Auf einer ſeiner Reiſen nahm er ſeinen Lehnsherrn Ludwig den Jüngern zum Schiedsrichter. Der Erzbiſchof, ſagte er ausdrüklich zu Ludwigen, mag mit mir verfahren, wie der heiligſte ſeiner Vorgänger mit dem Geringſten der Meinigen umgegangen iſt, und ich will zufrieden ſein. Es ward zwiſchen dem Könige und dem Prälaten ein verſtellter Friede geſchloſſen. Becket kam alſo nach England

zurük, that aber gleich alle Geiſtliche, Biſchöfe, Stiftsherren und Pfarrer, in den Bann, welche ſich gegen ihn erklärt hatten. Dieſe beſchwerten ſich bei dem Könige, der damals in der Normandie war. Heinrich der II. rief, im Uebermaaſſe ſeines Unwillens, aus: Iſt es möglich, daß mich nicht einer meiner Diener an dieſem unruhigen Pfaffen rächen kann?

Dieſe höchſt unüberlegten Worte ſchienen einem jeden den Dolch in die Hand zu geben, der dem Könige durch Ermordung desjenigen, der nur durch die Geſeze hätte beſtraft werden ſollen, einen Dienſt zu thun glaubte.

1170. Viere von ſeinen Bedienten begaben ſich nach Kenterbury, welches wir Kanterbury nennen, und ſchlugen den Erzbiſchof am Fuſſe des Altars mit Keulen todt. So ward ein Mann zum Märtirer, den man wie einen Aufrührer hätte behandeln können; und die Schande und der Abſcheu dieſer Mordthat fiel auf den König zurük.

Die Geſchichte ſagt nichts von der Strafe, womit dieſe vier Meuchelmörder ſind belegt worden; der König ſcheint alſo ganz allein Strafe gelitten zu haben.

Wir haben ſchon geſehn, wie Hadrian der IV. Heinrichen dem II. die Erlaubnis gab, Ireland unrechtmäſſigerweiſe an ſich zu reiſſen. Der Pabſt Alexander der III., Hadrian's des IV. Nachfolger, beſtätigte dieſe Erlaubnis unter dem Beding, daß der König ſchwören ſollte, daß er nie Befel zu dieſem Mord gegeben habe, und daß er ſich baarfus bei dem Grabe des Erzbiſchofs einfinden ſollte, um ſich auf demſelben von den Stiftsherren geiſſeln zu laſſen. Es wäre ſehr gros geweſen, Ireland zu verſchenken, wenn Heinrich das Recht gehabt hätte, ſich deſſelben zu bemächtigen, und der Pabſt das Recht, darüber zu ſchalten. Aber es war noch gröſſer einen mächtigen König zu zwingen, daß er ſeines Verbrechens wegen Abbitte thun muſſte.

Der König ging alſo auf die Eroberung 1172.
von Ireland aus. Dies war ein wildes Land, welches ein Graf von Pembroke ſchon, mit nicht mehr als zwölfhundert Mann, zum Theil erobert hatte. Dieſer Graf von Pembroke wollte ſeine Eroberung behalten. Heinrich der II. war ſtärker als er, und nam, mit dem Beiſtand der Päbſtlichen Bulle, alles ohne Schwierigkeit weg. Dieſes Land iſt immer un-

ter Engliſcher Botmäſſigkeit geblieben, aber un-angebaut, arm und unbrauchbar, bis endlich im achtzehenten Jahrhunderte Akkerbau, Manufakturen, Künſte, Wiſſenſchaften und alles zur Vollkommenheit gelangte, ſo daß Ireland, obgleich unterjocht, eine der blühendſten Provinzen in Europa geworden iſt.

1174. Heinrich der II., wider den ſich ſeine Kinder empörten, vollendete ſeine Buſſe, nachdem er Ireland bezwungen hatte. Er entſagte feierlich allen Rechten der Monarchie, die er gegen Becquet behauptet hatte. Die Engländer misbilligten dieſe Entſagung, und ſo gar ſeine Buſſe. Er hätte freilich ſeine Rechte nicht abtreten ſollen, aber den Meuchelmord muſſt' er allerdings bereuen. Der Vortheil des menſchlichen Geſchlechts erfordert einen Zaum, der die Regenten zurükhält und das Leben der Unterthanen ſichert. Dieſer Zügel der Religion hätte, einer allgemeinen Uebereinkunft zu folge, den Händen der Päbſte anvertraut werden können, wie wir ſchon bemerkt haben. Dieſe Hohenprieſter hätten dadurch, daß ſie ſich in weltliche Händel, blos zur Beilegung derſelben, eingemiſcht, Könige und Unterthanen, ohne Unterſchied, an ihre Pflichten erinnert, ihre

Vergehungen gerügt, und den Kirchenbann für die ſchweren Verbrechen aufgeſpart hätten, immer als die Ebenbilder Gottes auf Erden betrachtet werden können. Aber die Menſchen haben nun einmal nichts zu ihrer Vertheidigung vor ſich, als die Geſeze und Sitten ihres Landes, und die erſtern ſind oft verachtet, und die leztern verderbt.

England war ruhig unter Richard Löwenherz, Heinrich's des II Sohn und Nachfolger. Er ward unglüklich durch die Kreuzzüge, aber ſein Land nicht. Richard hatte mit Philipp Auguſt etliche Kriege, wie ſie zwiſchen einem Lehnsherrn und einem mächtigen Vaſallen unvermeidlich ſind. Sie thaten dem Glük ihrer Staaten keinen Abbruch. Alle dergleichen Kriege zwiſchen Chriſtlichen Fürſten mus man als Peſtzeiten betrachten, welche die Provinzen entvölkern, ohne die Grenzen, die Gebräuche und die Sitten derſelben zu verändern.

Das Merkwürdigſte in dieſem Kriege iſt, daß Richard dem Könige Philipp Auguſt ſein Archiv wegnam, welches ihm überall folgte. In demſelben war eine genaue und ausführliche Nachweiſung von den Einkünften, Vaſallen, Knechten und Freigelaſſnen dieſes Fürſten be-

findlich. Der König von Frankreich muſſte ſich einen neuen Etat machen, worin ſeine Gerechtſame eher vermehrt als vermindert wurden.

1194. Eine andre denkwürdige Begebenheit iſt die Gefangenſchaft eines Biſchofs von Beauvais, welcher mit den Waffen in der Hand dem Könige Richard in die Hände fiel. Der Pabſt Coeleſtin der III. forderte den Biſchof zurük, und ſchrieb an Richard: Ihr müſſt mir meinen Sohn wiedergeben. Der König aber ſchikte dem Pabſt des Biſchofs Küras, und antwortete ihm mit den Worten aus Joſeph's Geſchichte: Dieſen hab' ich funden; ſiehe, ob es deines Sohnes Rok iſt?

In Anſehung dieſes kriegriſchen Biſchofs mus man noch bemerken, daß, wenn gleich die Lehnsgeſeze die Biſchöfe nicht verpflichteten, ſelbſt in den Krieg zu ziehen, ſie ihnen doch zur Pflicht machten, ihre Vaſallen nach dem Sammelplaz der Truppen ſelbſt hinzuführen.

Philipp Auguſt zog die weltlichen Güter der Biſchöfe von Orleans und Auxerre ein, weil ſie dieſen nun einmal zur Schuldigkeit gewordnen Misbrauch unterlaſſen hatten. Dieſe verurtheilten Biſchöfe thaten im Anfange das

ganze

ganze Königreich in den Bann, und baten am Ende um Verzeihung.

Bei den Kreuzzügen werden wir die übrigen Begebenheiten Richard's Löwenherz sehen. Sein Bruder Johann ohne Land der ihm nachfolgte, hätte der gröſſte Länderbeſizer in Europa ſein müſſen; denn auſſer ſeines Vaters Domänen beſas er noch Bretagne, welches er dem Prinzen Arthur, ſeinem Neffen, unrechtmäſſigerweiſe entris, der dieſe Provinz von ſeiner Mutter geerbt hatte. Weil er aber hatte rauben wollen, was ihm nicht gehörte, verlor er alles, was er hatte, und ward zulezt ein groſſes Beiſpiel, welches den ſchlechten Königen Furcht einflöſſen mus. Er nam zum Anfange Bretagne in Beſiz, welches ſeinem Neffen Arthur gehörte. Dieſen nam er in einer Schlacht gefangen, und lies ihn zu Rouen in einen Thurn ſperren, ohne daß man jemals hat erfahren können, wo dieſer junge Prinz hingekommen iſt. Europa gab dem Könige Johann, nicht ohne Grund, den Tod ſeines Neffen Schuld. 1199.

Zum Glük für die Belehrung aller Könige kann man ſagen, daß dieſes erſte Verbrechen die Urſach aller ſeiner Unglüksfälle war. Die

Lehnsgeſeze, welche übrigens ſo viel Unruhen anrichteten, zeichneten ſich hier durch ein merkwürdiges Beiſpiel von Gerechtigkeit aus. Die Gräfin von Bretagne, Arthur's Mutter, lies dem Gerichtshofe der Pairs von Frankreich eine von den Baronen von Bretagne unterzeichnete Bittſchrift überreichen. Der König von England ward von den Pairs vorgeladen, vor ihrem Gericht zu erſcheinen. Die Vorladung ward ihm in London durch Gerichtsbediente bekannt gemacht. Der beklagte König ſchikte einen Biſchof an den König Philipp Auguſt, und lies um ſichres Geleit bitten. Er mag kommen, ſagte der König, es ſteht ihm frei. Auch freie Rükkehr? fragte der Biſchof. Ja, war die Antwort, wenn es der Urtheilsſpruch der Pairs erlaubt. Da der Beklagte nicht erſchien, verurtheilten
1203. ihn die Pairs von Frankreich zum Tode, und erklärten alle ſeine in Frankreich liegende Güter für konfiszirt und dem Könige heimgefallen.

Aber wer waren dieſe Pairs, die einen König von England zum Tode verurtheilten? Sie waren keine Geiſtlichen; denn dieſe dürfen keinem Kriminalgerichte beiwohnen. Man ſagt auch nicht, daß damals ein Graf von Toulouſe

zu Paris gegenwärtig war; und man hat nie eine Pairsakte von dieſem Grafen unterzeichnet geſehn. Der Graf Baudouin oder Balduin der IX. von Flandern war damals zu Konſtantinopel., wo er ſich um die Trümmern des Morgenländiſchen Kaiſerthums bewarb. Der Graf von Champagne war todt, und um ſeine Nachlaſſenſchaft ward geſtritten. Herzog von Guienne und der Normandie war der Beklagte ſelber. Die Verſammlung der Pairs beſtand alſo aus den hohen Baronen, welche unmittelbar unter der Krone ſtanden. Dies iſt ein ſehr wichtiger Punkt, welchen unſre Geſchichtſchreiber hätten unterſuchen ſollen, anſtatt nach Willkühr Armeen aufmarſchiren zu laſſen, und ſich bei Belagrungen einiger jezt nicht mehr vorhandnen Schlöſſer aufzuhalten.

Unſtreitig war die Verſammlung der Pairs und Barone von Frankreich, welche den König von England verurtheilte, eben dieſelbe, welche damals zu Melün zuſammen berufen war, um die Lehnsgeſeze in Ordnung zu bringen, *ſtabilimentum feudorium*. Der Graf Eudes von Bourgogne hatte bei derſelben den Vorſiz unter dem Könige Philipp Auguſt. Noch ſahe man unter den Schriften dieſer Verſammlung die

Namen Hervé Graf von Nevers, Renaud oder Reinhold Graf von Boulogne, Gaucher Graf von Saint Paul, und Gui oder Guido de Dampierre. Sehr merkwürdig iſt es, daß man keinen einzigen hohen Kronbedienten dabei findet.

Philipp machte bald Anſtalt, die Früchte von dem Verbrechen des Königs ſeines Vaſallen einzuärnten. Der König Johann ſcheint die Denkungsart feigherziger Tyrannen gehabt zu haben. Er lies ſich die Normandie, Guienne und Poitu, nemen, und zog ſich nach England zurük, wo er verhaſſt und verachtet war. Anfänglich fand er einige Unterſtüzung in dem Stolze der Engliſchen Nation, welche mit Unwillen ſah, daß ihr König in Frankreich war verurtheilt worden; aber die Engliſchen Barone wurden es bald überdrüſſig, ihr Geld einem Könige hinzugeben, der es nicht zu brauchen wuſſte. Zum gröſſten Unglük zerfiel Johann mit dem Römiſchen Hofe wegen eines Erzbiſchofs von Kanterbury, welchen der Pabſt, wider die Geſeze, aus eigner Macht ernennen wollte.

1212. Innocenz der III., dieſer Mann, unter welchem der heilige Stuhl ſo furchtbar war,

that England in den Kirchenbann, und verbot allen Unterthanen Johann's, ihm zu gehorchen. Dieſer geiſtliche Wetterſtrahl war in der That fürchterlich, weil der Pabſt ihn dem Könige Philipp Auguſt in die Hände lieferte, dem er das Königreich England zum immerwährenden Erbtheil übergab, und ihm die Vergebung aller ſeiner Sünden zuſicherte, wenn es ihm glükte, ſich dieſes Königreichs wirklich zu bemächtigen. Er ertheilte ſogar zu dieſem Endzwek den nemlichen Ablas, den diejenigen erhielten, die nach dem gelobten Lande zogen.

Der König von Frankreich lies ſich damals nicht einfallen, zu behaupten, daß es dem Pabſte nicht zukäme, Kronen zu vergeben. Er ſelbſt war einige Jahre vorher, nemlich im Jahr 1199. exkommunizirt, und ſein Königreich auch von eben dieſem Pabſt Innozenz dem III. in den Bann gethan worden, weil er eine andre Gemalin nemen wollte. Dieſen Ausſpruch Rom's hatte er damals für Uebermut und Misbrauch erklärt. Er hatte die weltlichen Güter aller Biſchöfe und Prieſter in Beſchlag genommen, welche unpatriotiſch genug dachten, dem Pabſt zu gehorſamen. Jezt aber dacht' er ganz anders, da er eine Bulle vollſtrekken ſollte, wo-

durch England ihm zu Theil ward. Jezt nam er ſeine Gemalin wieder, deren Verſtoſſung ihm ſo viel Bannſtrahlen auf den Hals gezogen hatte, und dachte an nichts anders, als den Richterſpruch Rom's zu vollziehn.

Er brachte ein ganzes Jahr damit zu, ſiebzehnhundert Schiffe, (das heiſſt eintauſendund ſiebenhundert groſſe Barken,) bauen zu laſſen, und die ſchönſte Armee auf die Beine zu bringen, die man jemals in Frankreich geſehn hatte. Der Has, den man in England gegen den König Johann hegte, verſchafte dem Könige Philipp noch eine andre Armee. Philipp Auguſt war im Begrif, ſeinen Zug anzutreten, und Johann nam ſeine lezten Kräfte zuſammen, ihn zu empfangen. So verhaſſt er auch bei einem Theile der Nation war, ſo verſchaften ihm doch endlich der ewige Wetteifer der Engländer gegen Frankreich, der Unwille gegen das Betragen des Pabſtes, und die immer mächtigen Vorrechte der Krone, auf einige Wochen eine Armee von beinahe ſechszigtauſend Mann, an deren Spize er bis nach Dover vorrükte, um denjenigen zu empfangen, der ihn in Frankreich verurtheilt hatte, und ihn in England vom Thron ſtoſſen ſollte.

Europa war alſo einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen den beiden Königen gewärtig, als der Pabſt ſie beide täuſchte, und mit groſſer Geſchiklichkeit dasjenige, für ſich nam, was er Philippen gegeben hatte. Ein in ſeinen Hausdienſten ſtehender Unterdiakonus, Namens Pandolf, der Legat in Frankreich und England war, brachte dieſe ſonderbare Unterhandlung zu Stande. Dieſer ging, unter dem Vorwande, mit den Baronen, zu Gunſten des Königs von Frankreich, zu unterhandeln, nach Dover. Er begiebt ſich zum König Johann. Sie ſind verloren, ſagt' er zu ihm, die Franzöſiſche Armee wird gleich unter Segel gehn, und die Ihrige iſt im Begrif, Sie zu verlaſſen; Sie haben nur ein einziges Rettungsmittel, und das beſteht darin, daß Sie Sich gänzlich dem heiligen Stuhl überlaſſen.

Johann nam den Vorſchlag an, und beſchwor denſelben, und ſechszehn Baronen ſchworen eben daſſelbe in die Seele des Königs. Ein ſeltſamer Eid, der die Baronen verband zu thun, ohne noch zu wiſſen was, weil ihnen die Eröfnung erſt nachher gethan werden ſollte. Der ſchlaue Italiener ſtöſſte dem Fürſten ſo

viel Furcht ein, und wuſſte die Baronen ſo gut zu lenken, daß endlich am 15. Mai 1213. der König, im Hauſe der Tempelritter, in der Vorſtadt von Dover, auf den Knieen, und ſeine Hände in die Hände des Legaten legend, folgende Worte ausſprach:

Ich Johann, von der Gnade Gottes König von England und Herr von Ireland, übergebe hiermit, zur Ausſöhnung meiner Sünden, und aus eignem Trieb und Willen, auch auf Zuraten meiner Baronen, der Römiſchen Kirche, dem Pabſt Innozenz, und ſeinen Nachfolgern, die Königreiche England und Ireland, mit allen ihren Gerechtſamen, und will dieſelben nur als Vaſall des Pabſtes beſizen. Dabei will ich Gott, der Römiſchen Kirche, dem Pabſt, meinem Herrn, und ſeinen rechtmäſſig erwählten Nachfolgern, treu und gewärtig ſein. Ueberdies verbind' ich mich, demſelben eine Lehnserkenntlichkeit von tauſend Mark Silbers jährlich zu bezalen, nemlich ſiebenhundert für das König-

reich England und dreihundert für Ireland.

Darauf gab man das Geld, als den erſten Abtrag der Lehnserkenntlichkeit in die Hände des Legaten. Auch überreichte man ihm die Krone und den Zepter. Der Italieniſche Diakonus trat das Geld unter die Füſſe, und behielt Kron' und Zepter fünf Tage lang. Alsdann gab er dieſe Kleinodien, als ein Geſchenk ihres gemeinſchaftlichen Herren, des Pabſtes, dem Könige zurük.

Philipp August wartete zu Boulogne nur auf die Rükkehr des Legaten, um in See zu ſtechen. Der Legat kömmt mit der Erklärung, daß es ihm nicht mehr erlaubt iſt, England anzugreifen, weil es ein Lehn der Kirche geworden ſei, und der König Johann unter Römiſchem Schuze ſtände.

Das Geſchenk, das der Pabſt dem Könige Philipp mit England gemacht hatte, konnte ihm ſehr nachtheilig werden. Ein andrer Exkommunizirter, ein Neffe des Königs Johann, hatte ſich mit demſelben vereinigt, um ſich Frankreich zu widerſezen, welches gar zu furchtbar ward. Dieſer Exkommunizirte war der Kaiſer,

Otto der IV., welcher zu gleicher Zeit das Reich dem jungen Friedrich dem II., einem Sohne Heinrich's des VI, und Italien dem Pabſte, ſtreitig machte. Dies iſt der einzige Teutſche Kaiſer, welcher jemals einem Könige von Frankreich, in eigner Perſon eine Schlacht geliefert hat.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Von Otto dem IV. und von Philipp Auguſt im dreizehnten Jahrhunderte. Von der Schlacht bei Bouvines. Von England und von Frankreich bis zum Tode Ludewig's des VIII., Vaters des heiligen Ludwigs. Auſſerordentliche Macht des Römiſchen Hofes. Noch auſſerordentlichere Buſſe Ludwig's des VIII. u. ſ. w.

Obgleich das Syſtem des Gleichgewichts von Europa erſt in den neuern Zeiten iſt entwikkelt worden, ſo ſcheint man ſich doch von jeher gegen die gar zu überwiegende Mächte, ſo viel als möglich, vereinigt zu haben. Teutſchland, England und die Niederlande griffen gegen den König Philipp Auguſt zu den Waffen, ſo wie wir erlebt haben, daß ſie ſich gegen Ludwig den XIV vereinigten. Der Graf Ferrand von Flandern ſties zu dem Kaiſer Otto dem IV. Er

war Philipp's Vaſall; aber grade aus dieſem Grunde erklärte er ſich gegen denſelben ſo, wie der Graf von Boulogne. Solchergeſtalt ſezte ſich Philipp dadurch, daß er das Geſchenk des Pabſtes hatte annemen wollen, in die Lage, unterdrükt zu werden. Sein Glük und ſeine Tapferkeit entriſſen ihn dieſer Gefahr mit dem gröſſten Ruhm, den je ein König von Frankreich verdient hat.

Zwiſchen Ryſſel und Dornyk liegt ein kleines Dorf, Namens Bouvines, bei welchem Otto der IV., mit einer, der Sage nach, 1215. über hundert tauſend Mann ſtarken Armee, den König angrif, der ungefähr halb ſo ſtark war. Man fing damals an, ſich der Armbrüſte zu bedienen. Dies Gewehr war zu Ende des zwölften Jahrhunderts im Gebrauch. Zur Entſcheidung einer Schlacht aber that die ganz mit Eiſen bedekte ſchwere Kavallerie das meiſte. Die vollſtändige Ritterrüſtung war ein Ehrenvorzug, worauf die Schildknappen keinen Anſpruch machen durften; denn dieſen war es nicht erlaubt, unverwundbar zu ſein. Alles, was ein Ritter zu befürchten hatte, war eine Verwundung im Geſichte, wenn er das Viſier ſeines Helms aufzog; oder in der Seite, wo der Kü-

ras nicht hinreicht, wenn er niedergeworfen war, und man ihm das Panzerhemde abgenommen hatte; endlich auch unter der Achſel, wenn er den Arm aufhob.

Es gab noch andre Truppen zu Pferde, welche aus den Gemeinen ausgehoben, und nicht ſo gut bewafnet waren, als die Ritter. Die Infanterie trug Schuzwaffen, nach eigner Willkühr; ihre Truzwaffen waren Schwert, Pfeil, Keule und Schleuder.

Es war ein Biſchof, der die Armee des Königs Philipp Auguſt in Schlachtordnung ſtellte; er hies Guerin, und war eben zum Biſchof von Senlis ernannt worden. Der Biſchof von Beauvais, der ſo lange Zeit des Königs Richard's von England Gefangner geweſen war, wohnte gleichfalls dieſer Schlacht bei. Er bediente ſich in derſelben beſtändig einer Keule, weil es, ſeiner Erklärung nach unanſtändig ſein würde, wenn er Menſchenblut vergöſſe. Die Stellung, welche der Kaiſer und der König ihren Truppen gaben, iſt nicht bekannt.

Vor der Schlacht lies Philipp den Pſalm abſingen: *Exſurgat Deus, et diſſipentur inimici eius;* (Gott mache ſich auf, daß ſeine Feinde zerſtreut werden!) als wenn

Otto gegen Gott im Himmel zu Felde gezogen wäre. Vorher ſangen die Franzoſen Verſe zur Ehre Karl's des Groſſen und Roland's. Otto's Kaiſerliche Fahne ſtand auf vier Rädern. Es war eine lange Stange mit einem gemalten hölzernen Drachen, über welchem ſich ein Adler von vergoldetem Holz in die Höhe ſchwang. Die Königliche Fahne von Frankreich war eine vergoldete Stange mit einem Panier von weiſſer Seide mit Lilien beſtreut. Was lange Zeit nur eine Grille des Malers geweſen war, fing an, das Wapen der Könige von Frankreich zu werden. Auf den alten Kronen der Longobardiſchen Könige, wovon man getreue Abbildungen im Muratori findet, ſtand dieſer Zierrat, welcher nichts anders iſt, als die Spize einer Lanze mit zwei andern gekrümmten Eiſen zuſammen gebunden.

Auſſer der Königlichen Fahne lies Philipp August auch die Oriflamme des heiligen Dionys wehen. Wenn der König in Gefahr war, ſo hob oder ſenkte man eine oder die andre dieſer Fahnen. Jeder Ritter hatte auch ſeine Fahne, und die Vornemen lieſſen ſich noch eine andre Fahne vortragen, welche man ein Panier nannte. Dieſer ehrenvolle Ausdruk

Panier ward indeſſen doch auch den Fahnen der Infanterie beigelegt, welche aus Knechten beſtand. Das Feldgeſchrei der Franzoſen war; Mon joye Saint Denis; das Feldgeſchrei der Teutſchen: Kyrie eleiſon.

Daß die wohlbewafneten Ritter faſt gar keine andere Gefahr liefen, als vom Pferde geworfen zu werden, und nur ſehr zufälligerweiſe verwundet werden konnten, erhellet daraus, daß der von ſeinem Pferde geworfne König Philipp Auguſt lange Zeit von Feinden umringt war, und mit Hieben und Stöſſen von Waffen aller Art angegriffen ward, ohne einen Tropfen Bluts zu verlieren.

Man verſichert ſogar, daß ein Teutſcher Soldat ihm, als er auf der Erde lag, einen Wurfſpies mit Widerhaken in die Gurgel ſtoſſen wollte, aber durchaus ſeinen Endzwek nicht erreichen konnte. Es blieb auch kein Ritter in der Schlacht, als der einige Wilhelm de Lonchamp, welcher das Unglük hatte, an einem durch das Viſier ſeines Helms ihm beigebrachten Stos in's Auge, zu ſterben.

Von Teutſcher Seite zählt man fünf und zwanzig Panierritter und ſieben Reichsgrafen,

welche gefangen worden, wovon aber kein einziger verwundet war.

Der Kaiſer Otto verlor die Schlacht. Es ſollen dreiſſig tauſend Teutſche umgekommen ſein, welche Anzahl aber wahrſcheinlicherweiſe übertrieben iſt. Man findet nicht, daß der König von Frankreich, nach dem Siege bei Bouvines, irgend eine Eroberung gegen Teutſchland gemacht habe; aber er bekam mehr Gewalt über ſeine Vaſallen.

Derjenige, der bei dieſer Schlacht am meiſten einbüſſte, war Johann von England, der ſeine lezte Hofnung auf den Kaiſer Otto geſezt zu haben ſchien. Dieſer Kaiſer ſtarb bald hernach im Jahre 1218. als ein Büſſender. Er lies ſich, wie man ſagt, von ſeinen Küchenjungen mit Füſſen treten, und von Mönchen geiſſeln, nach dem Wahn der Fürſten damaliger Zeit, welche durch einige Geiſſelhiebe das Blut ſo vieler tauſend Menſchen auszuſöhnen glaubten.

Es iſt falſch, was ſo viele Schriftſteller erzählt haben, daß Philipp am Tage des Sieges bei Bouvines, die Nachricht von einer andern Schlacht bekam, welche ſein Sohn Ludwig der VIII. gegen den König Johann gewonnen hatte. Johann hatte vielmehr

in Poitu einige Vortheile erfochten. Weil er aber von ſeinen Verbündeten keinen Beiſtand erhalten konnte, ſchlos er mit Philipp einen Waffenſtillſtand. Dieſer war ihm auch ſehr nötig. Seine eigne Unterthanen in England wurden ſeine gröſſten Feinde. Er ward verachtet, weil er ſich zum Vaſallen von Rom gemacht hatte. Die Baronen zwangen ihn, die berühmte Akte zu unterſchreiben, welche
1215. man *magna charta* zu nennen pflegt.

Der König Johann glaubte, ſich dadurch, daß er durch dieſe Urkunde ſeinen Unterthanen die natürlichſten Rechte angedeihen lies, mehr vergeben zu haben, als er ſich dadurch entehrt glaubte, daß er ſich zum Unterthan von Rom gemacht hatte. Er beſchwerte ſich über dieſe Urkunde, als über die gröſſte Beſchimpfung ſeiner Würde. Was findet man indeſſen in derſelben, was dem königlichen Anſehn wirklich ſchimpflich wäre? Daß, bei dem Tode eines Grafen, der älteſte grosjährige Sohn deſſelben, um zu dem Beſiz des Lehns zu gelangen, dem Könige hundert Mark Silbers, und ein Baron hundert Schillinge bezahlen; und kein königlicher Beamter Bauernpferde nemen ſoll, ohne täglich für jedes Pferd zwei Groſchen zu beza-

zalen? Man ſehe nur die ganze Charta magna durch, ſo wird man finden, daß die Rechte des Menſchengeſchlechts in derſelben noch nicht genug ſind vertheidigt worden; finden, daß die Gemeinen, welche die gröſſte Laſt trugen, und die gröſſten Dienſte leiſteten, gar keinen Theil an der Regierung hatten, die doch ohne ſie nicht in Flor kommen konnte. Inzwiſchen beſchwerte ſich Johann, und verlangte Gerechtigkeit von dem Pabſt, als ſeinem neuen Oberherrn.

Dieſer Pabſt Innozenz der III., der vorher den König exkommunizirt hatte, belegt nun die Pairs von England mit dem Bann. Die aufgebrachten Pairs thun, was eben dieſer Pabſt ſelbſt gethan hatte. Sie bieten Frankreich die Engliſche Krone an. Philipp August, der Teutſchland beſiegt hatte, faſt alle in Frankreich gelegne Ländereien des Königs Johann beſas, und zur Engliſchen Krone aufgefordert ward, betrug ſich dabei mit groſſer Staatsklugheit. Er vermochte die Engländer ſeinen Sohn Ludwig zum König zu verlangen. Darauf kamen die Legaten von Rom mit ihrer Vorſtellung, daß Johann ein Lehnsmann des heiligen Stuhls wäre; aber vergebens. Ludwig, im Einverſtändniſſe mit ſei-

nem Vater, ſagte demſelben in Gegenwart der Legaten: Mein Herr! ich bin Euer Vaſall in Anſehung der Güter, welche Ihr mir in Frankreich übertragen habt; aber es kommt Euch nicht zu, über das Königreich England zu entſcheiden; und wenn Ihr es thut, ſo werde ich vor meinen Pairs mich dagegen verwahren.

Nachdem er dieſes geſagt hatte, reiſte er nach England ab; ungeachtet des öffentlichen Verbots ſeines Vaters, der ihn heimlich mit Geld und Mannſchaft unterſtüzte. Vergebens
1216. exkommunizirte Innozenz der III. den Vater und den Sohn. Die Franzöſiſchen Biſchöfe erklärten die Exkommunizirung des Vaters für null und nichtig. Indeſſen wagten ſie es doch nicht, Ludwig's Exkommunizirung anzutaſten; das heiſſt, ſie geſtanden den Päbſten das Recht zu, Fürſten in den Bann zu thun. Dieſes Recht konnten ſie dem Pabſte nicht ſtreitig machen, weil ſie es ſich ſelber anmaaſſten; ſie behielten ſich aber dabei das Recht vor, zu entſcheiden, ob des Pabſtes Exkommunizirungsurtheil gerecht oder ungerecht wäre. Die Fürſten waren damals recht unglüklich und immer

in Gefahr, zu Hauſe und zu Rom in den Bann gethan zu werden. Aber die Unterthanen waren doch noch unglüklicher; der Bannfluch fiel immer auf ſie zurük, und der Krieg machte ſie arm.

Philipp, Auguſt's Sohn, ward in London feierlich als König anerkannt. Er ermangelte nicht, Geſandten zu ſchikken, welche ſeinen Prozes vor dem Pabſte führen ſollten. Dieſer Pabſt genos der Ehre, welche vormals der Römiſche Senat hatte, Richter der Könige zu ſein. Er ſtarb, ehe er das Endurtheil ſpre- 1216.
chen konnte.

Johann ohne Land irrte in ſeinem Lande von Stadt zu Stadt, und ſtarb zu eben der Zeit, von aller Welt verlaſſen, in einem Flekken der Provinz Norfolk. Ein Pair von Frankreich hatte ehmals England erobert und behalten; ein König von Frankreich behielt es nicht.

Ludwig der VIII. ward, nach dem Tode Johann's von England, und noch bei ſeines Vaters Philipp Auguſt's Lebzeiten, genötigt, das Land zu verlaſſen, das ihn zum König verlangt hatte; und anſtatt ſeine Eroberung zu vertheidigen, nam er das Kreuz zum

Zuge gegen die Albigenſer, welche man damals würgte, um Rom's Urtheilsſpruch zu vollziehn.

Er herrſchte nur ein Jahr in England. Die Engländer nötigten ihn, ihrem Könige Heinrich dem III., mit welchem ſie noch nicht unzufrieden waren, den Thron wiederzugeben, den ſie dem Könige Johann, dieſes Heinrich's des III. Vater, genommen hatten.

So war alſo Ludwig nur das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedient hatten, an ihrem Monarchen Rache zu üben. Der Römiſche Legat in London, ſezte, als gebietender Herr, die Bedingungen feſt, unter welchen Ludwig England verlies. Er that ihn in den Bann, weil er ſich unterſtanden hatte, wider den Willen des Pabſtes in London zu regieren, und legte ihm zur Buſſe auf, von zwei Jahren ſeiner Einkünfte den zehnten Theil nach Rom zu bezalen. Seine Hausbedienten wurden auf den zwanzigſten Theil taxirt, und die Kapellane, welche ihn begleitet hatten, muſſten nach Rom gehn, und um Abſolution bitten. Sie thaten dieſe Reiſe, und bekamen Befel, an den vier hohen Feſten vor der Thür der Kathedralkirche zu Paris, baarfus und im Hemde, mit Ruten in

der Hand, zu erſcheinen, womit die Stiftsherrn ſie geiſſeln ſollten. Ein Theil dieſer Pönitenzen ſoll wirklich vollzogen ſein.

Dieſer unglaubliche Auftritt fiel doch unter einem klugen und tapfern Fürſten, unter Philipp Auguſten, vor, welcher dieſe Demütigung ſeines Sohns und ſeiner Nation hinnam. Der 1225. Sieger von Bouvines ſchlos ſeine berühmte Laufbahn nicht mit Ruhm. Er hatte ſein Königreich mit der Normandie, Maine und Poitou, vermehrt; die übrigen Engliſchen Ländereien wurden noch von vielen Gutsherren vertheidigt.

Zu den Zeiten Ludwig's des VIII. war ein Theil von Guienne Franzöſiſch, und der andre Engliſch. Es fiel damals nichts Groſſes, nichts Entſcheidendes, vor.

Blos das im Jahre 1225 verfertigte Teſtament Ludwig's des VIII. verdient einige Aufmerkſamkeit. Er vermacht einem jeden von den in ſeinem Königreiche befindlichen Siechhäuſern für Ausſäzige hundert Sous. Denn die Chriſten hatten am Ende für ihre Kreuzzüge nichts zum Lohn, als den Ausſaz. Der wenige Gebrauch des Leinenzeu-

ges und die Unreinlichkeit des Volks muſſte wohl die Anzal der Ausſäzigen anſehnlich vermehrt haben. Der Name Ausſazhäuſer ward nicht den andern Hoſpitälern ohne Unterſchied beigelegt; denn man findet in eben dem Teſtamente, daß der König zweihundert Hoſpitälern hundert Livres vermacht. Das Legat, welches Ludwig der VIII. ſeiner Gemalin, der berühmten Königin von Kaſtilien, mit dreiſſigtauſend Livres ein für allemal vermachte, beträgt fünfmalhundertundvierzigtauſend Livres unſers Geldes.

Ich dringe oft auf die Feſtſezung des Werts der Münzen. Dies iſt, meines Erachtens, der Puls eines Staats, und ein ziemlich ſichrer Weg, die Macht deſſelben kennen zu lernen. Es iſt, zum Beiſpiel, unſtreitig, daß Philipp Auguſt der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit war, wenn, ſeine nachgelaſſne Juweelen ungerechnet, die in ſeinem Teſtament benannte Summen ſich auf beinahe neunmalhunderttauſend Mark, von acht Unzen jede, belauſen, welches jezt, die Mark zu funfzig Livres gerechnet, fünfundvierzig Millionen beträgt. Aber es mus ein Rechnungsfehler in dieſem

Teſtamente ſein; denn es iſt gar nicht wahr: ſcheinlich, daß ein König von Frankreich, der keine andre Einkünfte hatte, als von ſeinen eigenthümlichen Domänengütern, damals eine ſo beträchtliche Summe hinterlaſſen konnte. Die Macht aller Könige von Europa beſtand damals darin, eine groſſe Anzal Vaſallen auf ihren Befel marſchiren zu ſehn, aber nicht in dem Beſiz von Reichthümern, womit ſie dieſelben hätten unterjochen können.

Hier iſt der Ort eine ſeltſame Erzälung zu rügen, womit ſich alle unſre Geſchichtſchreiber tragen. Sie ſagen nemlich, als Ludwig der VIII. auf dem Todbette gelegen, hätten die Aerzte gemeint, es wäre kein ander Rettungsmittel für ihn vorhanden, als der Gebrauch eines Frauenzimmers. Sie hätten alſo ein junges Mädchen zu ihm in's Bette gelegt, die aber der König von ſich gejagt, und lieber hätte ſterben, als eine Todſünde begehn wollen. Der Pater Daniel hat, in ſeiner Geſchichte von Frankreich, dieſe Begebenheit, in Kupfer geſtochen, der Lebensbeſchreibung Ludwig's des VIII., als die ſchönſte That dieſes Fürſten, vorangeſezt.

Dieſe Fabel hat man auch von verſchiednen andern Monarchen erzält. Sie iſt, wie alle andre Fabeln damaliger Zeiten, nichts, als die Frucht der Unwiſſenheit. Aber zu unſern Zeiten ſollte man doch wiſſen, daß der Genus eines Mädchens kein Heilmittel für einen Todkranken iſt; und überhaupt hatte ja Ludwig der VIII., wenn er nicht anders, als durch dieſes Mittel, geneſen konnte, ſeine Gemalin Blanka, welche ſehr ſchön und wohl im Stande war, ihm auf die Weiſe das Leben zu retten. Der Pater Daniel behauptet alſo, daß Ludwig der VIII. ſehr rühmlich ſtarb, weil er der Natur nicht gehorchte, und die Kezer beſtritt. Es iſt zwar wahr, daß er, vor ſeinem Tode, nach Languedok gieng, um einen Theil der Grafſchaft Toulouſe in Beſiz zu nemen, welchen der junge Amauri, Graf von Montfort, der Sohn des unrechtmäſſigen Beſizers, ihm verkaufte. Aber ein Land von einem Menſchen kaufen, dem dieſes Land nicht zugehört, heiſſt das, für den Glauben ſtreiten? Ein unbefangner Kopf iſt, bei Leſung der Geſchichte, faſt immer damit beſchäftigt, dieſelbe zu widerlegen und zu berichtigen.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Von dem Kaiſer Friedrich dem II.; von ſeinen Streitigkeiten mit den Päbſten, und von dem Teutſchen Reiche. Von den Beſchwerden gegen Friedrich den II. Von dem Buche *de tribus impoſtoribus*. Von der Generalkirchenverſammlung zu Lyon, u. ſ. w.

Gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als Philipp Auguſt noch regierte; als Johann ohne Land von Ludwig dem VIII. geplündert ward; als, nach Johann's und Philipp Auguſt's Tode, der aus England verjagte Ludwig der VIII. in Frankreich regierte, und England Heinrichen dem III. überlies; damals, ſag' ich, erſchöpften die Verfolgungen und die Kreuzzüge gegen die Albigenſer Europa ohn' Unterlas. Der Kaiſer Friedrich der II. lies Teutſchland's und Italien's übel geheilte Wunden bluten. Die Streitigkeiten der Kaiſerkrone und der Römiſchen Prieſtermüze, die Faktionen der Guelfen und Ghibellinen, und der Has der Teutſchen und Italiener beunruhigten die Welt mehr denn je.

Friedrich der II., ein Sohn Heinrich's des VI., und Neffe Philipp's, beſas das Reich,

welches Otto der IV., ſein Mitwerber, vor ſeinem Tode verlaſſen hatte. Die Kaiſer waren damals weit mächtiger, als die Könige von Frankreich; denn auſſer Schwaben, und den groſſen Gütern, welche Friedrich in Teutſchland beſas, hatte er auch Neapel und Sicilien geerbt. Die Lombardei gehörte ihm durch den langen Beſiz der Kaiſer; aber die Freiheit, in welche damals die Italieniſchen Städte verliebt waren, achtete die Beſizung der Teutſchen Cäſare ſehr wenig.

In Teutſchland herrſchte eine Anarchie und Räuberei, welche lange dauerte. Dieſe Räuberei hatte ſo überhand genommen, daß die Edelleute unter ihre Vorrechte auch das Recht zälten, in ihrem Gebiete Straſſenräuber zu ſein und falſches Geld zu münzen. Friedrich der II. zwang ſie auf dem Reichstage zu Eger im Jahr 1219. der Ausübung ſolcher Rechte eidlich zu entſagen, und um ihnen ein gutes Beiſpiel zu geben, entſagte er ſelbſt dem Rechte, welches ſeine Vorgänger ſich angemaaſſt hatten, ſich des ganzen Nachlaſſes der Biſchöfe, bei dem Tode derſelben, zu bemächtigen. Dieſer Raub war damals überall, und ſelbſt in England, als rechtmäſſig eingeführt.

Die lächerlichſten und barbariſchten Gewohnheiten gingen damals im Schwange. Die Edelleute hatten ein Recht erſonnen, bei uns *le droit de cuiſſage, de marquette, de prélibation* genannt, vermöge deſſen ſie die erſte Nacht bei den neuverheurateten Bürgermädchen ſchliefen, die unter ihrem Lehnsſprengel ſtanden. Biſchöfe und Aebte hatten dieſes Recht, als Mitglieder des hohen Adels, und einige haben ſich im vorigen Jahrhunderte von ihren Unterthanen die Entſagung von dieſem ſonderbaren Rechts bezalen laſſen, welches ſich in Schottland, in der Lombardei, in Teutſchland, und in die Franzöſiſchen Provinzen ausgebreitet hätte. So waren die Sitten beſchaffen, welche zur Zeit der Kreuzzüge herrſchten.

Italien war minder barbariſch, aber nicht minder unglüklich. Der Streit des Kaiſerthums und Prieſterthums hatte die Guelfiſche und Ghibelliniſche Faktionen hervorgebracht, welche die Städte und die Familien entzweiten.

Mailand, Brescia, Mantua, Vicenza, Padua, Trevigo, Ferrara, und faſt alle Städte von Romagna, welche unter Päbſtlichem Schuz ſtanden, hatten ſich untereinander wider den Kaiſer verbunden.

Für ihn waren Cremona, Bergamo, Modena, Parma, Reggio und Trient. Viele andere Städte waren unter den Guelfen und Ghibellinen getheilt. Italien diente nicht einem Kriege, ſondern hundert bürgerlichen Kriegen, zum Schauplaz, welche dadurch, daß ſie den Verſtand und den Mut ſchärften, die neuen Italieniſchen Potentaten nur zu ſehr an Meuchelmord und an Gift gewöhnten.

Friedrich der II. war in Italien geboren. Er liebte dieſen anmutigen Himmelsſtrich, und konnte weder die Teutſchen Sitten, noch das Teutſche Land, leiden, aus welchem er ganzer funfzehn Jahre abweſend war. Es ſcheint ausgemacht, daß er den groſſen Plan hatte, den Thron der neuen Cäſare in Italien aufzuſchlagen. Dies allein hätte Europa eine andre Geſtalt geben können. Dies iſt der geheime Knoten aller Zänkereien, die er mit den Päbſten hatte. Er wandte wechſelsweiſe Biegſamkeit und Heftigkeit an, und der heilige Stuhl bediente ſich gegen ihn eben dieſer Waffen.

Honor der III. und Gregor der IX. konnen ſich deſſelben gleich anfangs nicht beſſer erwehren, als dadurch, daß ſie ihn entfernen, und ihn nach dem gelobten Lande in den Krieg ſchik-

ken. Die Vorurtheile des damaligen Zeitalters gingen ſo weit, daß der Kaiſer ſich dieſer Unternemung unterziehn muſſte, damit nicht das Volk von ihm glaubte, er wäre kein Chriſt. Er that das Gelübde dazu aus Staatsklugheit, 1228.
und aus Staatsklugheit verſchob er ſeine Abreiſe.

Gregor der IX. thut ihn, der hergebrachten Gewohnheit nach, in den Kirchenbann. Friedrich reiſt ab; und unterdeſſen, daß er einen Kreuzzug nach Jeruſalem macht, macht der Pabſt einen gegen ihn in Rom. Nachdem er mit den Sultanen Unterhandlung gepflogen, kommt er zurük, um gegen den heiligen Stuhl zu Felde zu gehn. In dem Gebiet von Capua findet er ſeinen eignen Schwiegervater, den Titularkönig von Jeruſalem, Jean de Brienne, an der Spize der Päbſtlichen Soldaten, welche das Zeichen der beiden Schlüſſel an der Schulter tragen. Des Kaiſers Ghibellinen führten das Zeichen des Kreuzes, und die Kreuze trieben bald die Schlüſſel in die Flucht.

Gregor der IX. wuſſte nun faſt kein Hülfsmittel mehr, als den Römiſchen König Heinrich, Friedrich's des II. Sohn, gegen ſeinen Vater aufzuhezen, wie Gregor der VII., Ur-

ban der II. und Paſchal der II. Heinrich's des IV. Kinder aufgewiegelt, und in die Waffen gebracht hatten. Friedrich aber, der mehr Glük hatte, als Heinrich der IV., bemächtigt ſich ſeines rebelliſchen Sohns, ſezt' ihn, auf dem
1235. berühmten Reichstage zu Maynz, ab, und verurtheilt ihn zu ewigem Gefängnis.

Es war Friedrichen dem II. leichter, auf einem Teutſchen Reichstage ſeinen Sohn verurtheilen zu laſſen, als von eben dieſem Reichstage Geld und Truppen zu bekommen, um Italien unter das Joch zu bringen. Seine Macht reichte wohl ſo weit, in Italien ein Blutbad anzurichten, aber nie weit genug, es zu unterjochen. Die Guelfen, dieſe Verfechter des Päbſtlichen Anſehns, noch mehr aber der Freiheit, hielten immer der Macht der Ghibellinen, dieſer Anhänger des Kaiſers, die Waage.

Sardinien war auch noch eine Urſach der Kriege zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Prieſterthum, und folglich auch der Bannſtrahlen. Der Kaiſer bemächtigte ſich im Jahr 1238 beinahe der ganzen Inſel. Nun klagte Gregor der IX. den Kaiſer Friedrich den II. öffentlich des Unglaubens an. Wir haben

Beweiſe, ſagt er in ſeinem Cirkularſchreiben vom 1. Julius 1239., daß er öffentlich ſagt, die Welt wäre von dreien Betrügern, Moſes, Jeſus Chriſtus, und Muhammed, getäuſcht worden. Aber er ſezt Jeſum Chriſtum weit unter die andern; denn er ſagt, dieſe haben ein ruhmvolles Leben geführt, jener aber ſei nur ein Menſch aus dem niedrigſten Pöbel geweſen, der vor ſeines Gleichen gepredigt habe. Der Kaiſer, ſezt er hinzu, behauptet, daß ein einiger Gott und Schöpfer nicht könne von einem Weibe, und am allerwenigſten von einer Jungfrau, geboren werden. Auf dieſes Schreiben des Pabſtes Gregor's des IX. glaubte man von Stund an, daß es ein Buch gäbe mit dem Titel: *de tribus impoſtoribus*. Man hat dieſes Buch von Jahrhundert zu Jahrhundert geſucht, aber niemals gefunden.

Dieſe Beſchuldigungen, welche mit Sardinien nichts gemein hatten, hielten den Kaiſer nicht ab, jene Inſel zu behalten. Friedrich's Zwiſtigkeiten mit dem heiligen Stuhl betrafen niemals die Religion, aber die Päbſte thaten ihn doch in den Kirchenbann, ſchrieben Kreuz-

züge wider ihn aus, und ſezten ihn ab. Ein Kardinal, Namens Giacomo, welcher Biſchof von Paläſtina war, brachte dem jungen Ludwig dem IX. Briefe von dieſem Pabſt Gregor nach Frankreich, worin Se. Heiligkeit, nachdem ſie Friedrich den II abgeſezt hatte, aus eigner Macht dem Grafen Robert von Artois, dem Bruder des jungen Königs von Frankreich, das Kaiſerthum übertrug. Das hies, ſeine Zeit übel wählen. Frankreich und England waren in Krieg verwikkelt. Die Franzöſiſchen Barone, die ſich bei Ludwig's Minderjährigkeit empört hatten, waren bei ſeiner Grosjährigkeit noch mächtig. Man legt ihnen die Antwort in den Mund: Der Bruder eines Königs von Frankreich bedürfte keines Kaiſerthums, und der Pabſt hätte weniger Religion, als Friedrich der II. Eine ſolche Antwort iſt zu unwahrſcheinlich, um wahr zu ſein.

Nichts lehrt die Sitten und Gewohnheiten dieſer Zeit beſſer kennen, als was bei Gelegenheit dieſer Anforderung des Pabſtes, vorging.

Er wandte ſich an die Mönche von Citeaux, zu welchen, wie er wuſſte, der heilige Ludwig mit ſeiner Mutter wallfahrten würde.

Er ſchrieb an das dortige Kapitel: Beſchwöret den König, daß er den Pabſt gegen das Satanskind Friedrich in Schuz neme. Es iſt notwendig, daß der König mich in ſein Königreich aufneme, wie Alexander der III. gegen Friedrich's des I. Verfolgung, und der heilige Thomas von Kanterbury gegen die Verfolgung des Königs Heinrich's des II. darin iſt aufgenommen worden.

Der König ging wirklich nach Citeaux, wo er von fünfhundert Mönchen empfangen ward, die ihn in das Kapitel führten. Hier warfen ſie ſich vor ihm auf die Kniee, und baten mit gefalteten Händen, daß er den Pabſt nach Frankreich kommen laſſen möchte. Ludwig fiel auch vor den Mönchen auf die Kniee, und verſprach ihnen, die Kirche zu beſchützen; ſagte ihnen aber grade hin, daß er den Pabſt, ohne die Einwilligung der Barone des Königreichs, nach deren Rat ein König von Frankreich ſich richten müßte, nicht aufnemen könnte. Endlich ſtirbt Gregor, aber der Römiſche Geiſt bleibt am Leben. Innocenz der IV, Friedrich's Freund ſo lange er Kardinal war, wird notwendig ſein Feind, ſobald er den Päbſtlichen

Stuhl beſteigt. Man muſſte, es mochte koſten, was es wollte, die Kaiſerliche Macht in Italien ſchwächen, und den Fehler wieder gut machen, welchen Johann der XII. dadurch begangen, daß er die Teutſchen nach Rom gerufen hatte.

Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen, beruft Innocenz der IV. zu Lyon jene berühmte Kirchenverſammlung, deren Akten in der Vatikaniſchen Bibliothek noch jezt überſchrieben ſind: Dreizehnte Generalkirchenverſammlung, und die erſte zu Lyon. Friedrich der II. wird daſelbſt für einen Feind der Kirche erklärt, und des Kaiſerthrons beraubt.

Es ſcheint eine ziemlich ſtarke Verwägenheit zu ſein, einen Kaiſer in einer Kaiſerlichen Stadt abzuſezen; aber Lyon ſtand unter Franzöſiſchem Schuz, und die daſigen Erzbiſchöfe hatten ſich landesherrliche Rechte zugeeignet. Friedrich der II. ermangelte nicht, zu dieſer Kirchenverſammlung, vor welcher er verklagt werden ſollte, Geſandten zu ſchikken, denen ſeine Vertheidigung aufgetragen war.

Der Pabſt, der ſich an der Spize der Kirchenverſammlung zum Richter aufwarf, war

auch zugleich ſein eigner Advokat. „Nachdem er über die weltlichen Gerechtſame von Neapel und Sicilien, und über die Nachlaſſenſchaft der Gräfin Mathilde, beſonders viel geredet hatte, klagte er Friedrichen an, daß er mit den Muhammedanern Friede gemacht, Muhammedaniſche Beiſchläferinnen gehalten hätte, nicht an Jeſum Chriſtum glaubte, und ein Kezer wäre.

Wie kann man zu gleicher Zeit ein Ungläubiger und ein Kezer ſeyn? und wie konnte man damaliger Zeit ſo oft dergleichen Anklagen vorbringen? Die Päbſte Johann der XII., Stephan der VIII., und die Kaiſer Friedrich der I. und Friedrich der II., der Kanzler des Vignes, der Stathalter Manfred von Neapel, und viele andre müſſen dieſe Beſchuldigungen über ſich ergehen laſſen. Die Geſandten des Kaiſers ſprachen ſtandhaft für ihn, und warfen ihrerſeits dem Pabſte Raub und Wucher vor.

Es waren auf dieſer Kirchenverſammlung Geſandten von Frankreich und England gegenwärtig. Dieſe beſchwerten ſich eben ſo ſehr über die Päbſte, als der Pabſt über den Kaiſer. Ihr zieht durch Eure Italiener,

ſagten ſie, jährlich mehr als ſechzig tauſend Mark aus England. Der lezte Legat, den Ihr uns geſchikt habt, hat alle Pfründen an Italiener vergeben. Er erpreſſt von allen Geiſtlichen ungeheure Abgaben, und thut alles in den Bann, was ſich über ſeine argen Bedrükkungen beſchwert. Dies mus bald geändert werden, denn wir wollen dergleichen mutwillige Beleidigungen nicht länger dulden.

Der Pabſt ward rot, antwortete nichts, und erklärte die Abſezung des Kaiſers. Es iſt ſehr merkwürdig, daß er dieſe Sentenz nicht mit Genemigung der Kirchenverſammlung, ſondern, wie er ſagte, in Gegenwart der Kirchenverſammlung, ergehn lies. Alle Väter hielten brennende Wachskerzen in den Händen, als der Pabſt den Richterſpruch ausſprach, die ſie hernach auslöſchten. Ein Theil unterſchrieb das Urtheil; die andern giengen weg, und ſeufzten.

Wir müſſen nicht vergeſſen, daß der Pabſt auf dieſer Kirchenverſammlung von allen Geiſtlichen eine Beiſteuer forderte. Alle ſchwiegen ſtill; keiner ſprach weder zur Genemigung, noch zur Ablehnung, dieſer Beiſteuer, einen einzi-

gen Engländer ausgenommen. Dies war der Diakonus Meſſam von Lincoln. Er war ſo dreiſt, zu ſagen, daß der Pabſt die Kirche zu ſehr brandſchazte. Der Pabſt ſezte ihn aus eigner Macht ab, und die Geiſtlichen ſchwiegen. Innocenz der IV. ſprach und handelte alſo wie ein unumſchränkter Gebieter der Kirche, und es ward geduldet.

„Friedrich der II. duldete es wenigſtens nicht, daß der Biſchof von Rom ſich wie das unumſchränkte Oberhaupt der Könige betrug. Dieſer Kaiſer befand ſich zu Turin, welches noch nicht dem Hauſe Savoien gehörte. Es war ein Reichslehn, deſſen Regierung der Marcheſe di Suſa verwaltete. Er lies ein Käſtchen vor ſich bringen, nam die Kaiſerliche Krone aus demſelben und ſagte: Dieſer Pabſt und dieſe Kirchenverſammlung haben ſie mir nicht geraubt; und eh' ich ſie mir nemen laſſe, mus noch viel Blut flieſſen. Er ſchrieb ſogleich an alle Fürſten in Teutſchland und Europa durch ſeinen berühmten Kanzler des Vignes, der ſo oft iſt beſchuldigt worden, das Buch von den dreien Betrügern, geſchrieben zu haben.

Ich bin nicht der erſte, ſagte er in dieſem Briefe, der die Pfaffen ſo nichtswürdig behandeln, und werde auch nicht der lezte ſein. Ihr ſeid Schuld daran durch Euren Gehorſam, da Ihr doch ihren grenzenloſen Ehrgeiz kennt. Wie viel ehrloſe niederträchtige Schändlichkeiten, vor denen die Schamhaftigkeit zurükſchauert, würdet Ihr am Römiſchen Hofe entdekken, wenn Ihr nur wolltet. Sie kleben am Weltlichen, und ſind in Lüſten erſoffen; ihre unermesliche Reichthümer erſtikken jede Empfindung der Religion in ihrem Herzen. Es iſt ein Werk der Barmherzigkeit, ihnen dieſe ſchädliche Reichthümer abzunemen, unter welchen ſie erliegen; und daran müſſt Ihr mit mir gemeinſchaftlich arbeiten, u. ſ. w.

Unterdeſſen ſchrieb der Pabſt, nachdem er den Kaiſerthron für erledigt erklärt hatte, an ſieben Fürſten oder Biſchöfe. Dies waren die Herzoge von Baiern, Sachſen, Oeſterreich und Braband, und die Erzbiſchöfe von Salzburg, Köln und Mainz. Daher hat man geglaubt,

daß damals ſieben Kurfürſten feierlich wären feſtgeſezt worden. Aber die andern Reichsfür-ſten und die andern Biſchöfe wollten auch eben daſſelbe Recht haben.

So trachteten alſo die Kaiſer und die Päbſte danach, ſich einander wechſelſeitig abſe-zen zu laſſen. Ihre gröſſte Staatsklugheit be-ſtand darinn, bürgerliche Kriege zu erregen.

Konrad, der Sohn Friedrichs des II., war in Teutſchland ſchon zum Römiſchen König er-wählt worden, aber man muſſte, dem Pabſt zu gefallen, einen andern Kaiſer wählen. Dieſer neue Cäſar ward weder von den Herzogen von Sachſen, noch von Brabant, oder Baiern, oder Oeſterreich, noch von irgend einem andern Reichsfürſten erwählt. Die Biſchöfe von Straſ-burg, Wirzburg, Speier und Mez, nebſt denen von Mainz, Kölln und Trier, ſchufen dieſen Kaiſer. Sie wählten einen Landgrafen von Thüringen, den man den Prieſterkönig nannte.

Welch ein ſonderbarer Römiſcher Kaiſer war ein Landgraf, der die Krone blos von einigen Biſchö-fen ſeines Landes bekam! Nun lies der Pabſt den Kreuzzug gegen Friedrichen erneuern. Er ward von Predigermönchen, die wir Do-

miſnikaner, und von Minoriten, die wir Franziskaner, nennen, gepredigt. Dieſe neue Miliz der Päbſte fing an, in Europa empor zu kommen. An dieſen Maasregeln hatte der heilige Stuhl noch nicht genug. Er zettelte auch Verſchwörungen gegen das Leben eines Kaiſers an, welcher den Kirchenverſammlungen, den Mönchen, und den Kreuzzügen, zu widerſtehen wuſſte. Wenigſtens beſchwerte ſich der Kaiſer, daß der Pabſt Meuchelmörder gegen ihn anſtiftete, und der Pabſt lies dieſe Beſchuldigungen unbeantwortet.

Eben die Prälaten, welche ſich die Freiheit genommen hatten, einen Cäſar zu machen, machten auch den zweiten, nach dem Tode ihres Thüringers, und das war ein Graf von Holland. Teutſchland's Anſpruch auf das Römiſche Reich diente alſo immer nur dazu, ſich ſelbſt zu zerreiſſen. Eben die Biſchöfe, welche die Kaiſer wählten, wurden unter ſich uneins, und ihr Graf von Holland verlor in dieſem Bürgerkriege das Leben.

Friedrich der II. hatte, von einem Ende Siciliens bis an das andre Ende von Teutſchland, mit den Päbſten zu kämpfen. Man ſagt, daß er in Apulien die Entdekkung machte, daß ihn ſein Arzt, auf Anſtiften des Pabſtes Innocenz

des IV., vergiften wollte. Die That ſcheint mir zweifelhaft; indeſſen kommt es bei den Zweifeln über die Geſchichte der damaligen Zeiten nur immer auf mehr oder minder Verbrechen an.

Friedrich, der mit Entſezen einſah, daß es ihm unmöglich war, ſein Leben Chriſten anzuvertrauen, muſſte Muhammedaner zu ſeiner Leibwacht annemen. Aber auch dieſe ſollen ihn von der Wut ſeines Baſtardes Manfred nicht gerettet haben, welcher ihn, wie man ſagt, in ſeiner lezten Krankheit erſtikte. Die That ſcheint mir erdichtet. Dieſer groſſe und unglükliche Kaiſer, der ſeit ſeiner Wiege König von Sicilien geweſen war, und achtunddreiſſig Jahr über die Krone der Cäſare getragen hatte, (denn er war im Jahr 1196 zum Römiſchen Könige erklärt worden,) ſtarb im Königreiche Neapel, und 1250.
lies bei ſeinem Tode die Welt in eben der Unruhe, worin ſie bei ſeiner Geburt geweſen war.

So vieler Unruhen ungeachtet, wurden ſeine Königreiche Neapel und Sicilien durch ſeine Sorgfalt verſchönert und policirt. Er baute daſelbſt Städte, ſtiftete Univerſitäten, und brachte einige Wiſſenſchaften empor. Die Italieniſche Sprache fing damals an, ſich zu bilden; ſie war ein Gemiſch von der Romaniſchen und der La-

teiniſchen Sprache. Man hat von Friedrich dem II. Gedichte in dieſer Sprache. Seine Unglükſfälle aber waren den Wiſſenſchaften eben ſo hinderlich, als ſeinen Abſichten.

Von dem Tode Friedrich's des II. bis zum Jahr 1268 war Teutſchland ohne Oberhaupt, nicht wie es Griechenland geweſen war, und das alte Gallien, und das alte Germanien, und Italien, eh es den Römern unterworfen ward; es war weder ein Freiſtaat, noch ein unter viele Regenten vertheiltes Land, ſondern ein Körper ohne Haupt, deſſen Glieder ſich unter einander zerriſſen.

Dies war eine ſchöne Gelegenheit für die Päbſte, aber ſie benuzten dieſelbe nicht. Man entris ihnen Brescia, Cremona, Mantua und mehrere kleine Städte. Es war damals ein kriegriſcher Pabſt nötig, um ſie wieder zu nemen; aber die kriegriſchen Päbſte ſind ſelten. Sie erſchütterten die Welt mit ihren Bullen, und verſchenkten Königreiche durch ein Stük Pergament. Im Jahr 1247 ernannte der Pabſt, aus eigner Gewalt, den Haquin zum König von Norwegen, indem er ihn aus einem Baſtarde zu einem echten Kinde umſchuf. Ein Legat des Pabſtes krönte dieſen König Haquin, und empfing von demſelben ei-

nen Tribut von funfzehn tauſend Mark Silbers, und fünfhundert Mark von den Norwegiſchen Kirchen; welches vielleicht die Hälfte alles in einem ſo armen Lande umlaufenden baaren Geldes war.

Eben der Pabſt Innocenz der IV. machte 1251. auch einen gewiſſen Mandog zum König von Litthauen; aber zu einem Könige, der von Rom abhing. Wir nemen, ſagt er in ſeiner Bulle vom 15. Julius 1251., dieſes neue Königreich Litthauen in das Recht und Eigenthum des heiligen Petrus, und nemen Euch in unſern Schuz, Euch und Eure Frau, und Eure Kinder. Das hies gewiſſermaſſen die Gröſſe des ehemaligen Römiſchen Senats nachahmen, welcher Königs- und Vierfürſtentitel verwilligte. Litthauen ward indeſſen kein Königreich; es konnte ſogar nicht eher Chriſtlich ſein, als über ein Jahrhundert nachher.

Die Päbſte ſprachen alſo als Herrn der Welt, und waren nicht einmal Herren in ihren Beſizthümern. Es koſtete ſie nur ein Stük Pergament, ganze Staaten zu verſchenken, aber eines Dorfes bei Mantua oder Ferrara konnten ſie ſich nicht anders, als durch die feinſten Ränke wieder bemächtigen.

So war die Lage der Angelegenheiten von Europa beſchaffen. Teutſchland und Italien wurden zerriſſen; Frankreich war noch ſchwach; Spanien war unter den Chriſten und den Muſulmanen getheilt; leztre waren gänzlich aus Italien verjagt; England fing an, ſeine Freiheit gegen ſeine Könige zu verfechten; die Lehnsverfaſſung war aller Orten eingeführt; die Ritterſchaft war im Flor; die Prieſter waren Fürſten und Krieger geworden; die Staatskunſt war faſt in allen Stükken von derjenigen verſchieden, welche heut zu Tage in Europa ausgeübt wird.

Die Länder von der Römiſchen Kommunion ſchienen eine groſſe Republik zu ſein, wovon der Kaiſer und die Päbſte die Häupter ſein wollten; und dieſe Republik, ob ſie gleich übrigens uneinig war, hatte ſich lange in dem Projekt wegen der Kreuzzüge vereinigt, welche ſo groſſe und ſo ſchändliche Handlungen, neue Königreiche, neue Einrichtungen, neues Elend und kurz mehr Unglük als Ruhm hervorbrachten. Doch davon im folgenden Theile!

Bayeriſche Staatsbibliothek München

XXXXXX (Bd. 1-10) I. 92

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 5.

Berlin (1787)

Opp. 448-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603740-0
VD18 80034365-001